

Band 36

Heft 3-4

2014

Zeitschrift für Semiotik

Kommunikation, Inferentialismus und Semiotik

Robert B. Brandoms *Expressive Vernunft*

Einführung

Ulf Harendarski und Anne Reichold

Zeichen und Verantwortung 3

Ulf Harendarski

Zum Zeichenbegriff in Brandoms *Expressiver Vernunft* 15

Anne Reichold

What is it like to be a discursive being? Perspektivität
und Ich-du-Sozialität bei Robert Brandom 49

Matthias Kiesselbach

Zwischen Analytischem Pragmatismus und Quietismus.
Brandom und McDowell über die Rolle der Philosophie 69

Bernd Prien

Robert Brandoms Inferentialismus und das Problem der
Kommunikation 89

Einlage

Elena Tatievskaya

Gätschenberger über das „Gegebene“ und
Carnaps *Aufbau* 113

Axel Mueller

Löst Brandoms Inferentialismus bedeutungsholistische
Kommunikationsprobleme? 141

Nachrufe

Dagmar Rinker

wege. zeichen. erinnerungen. Rede bei der Trauerfeier für
Martin Krampen 187

Michael Kaiser Lyrik ist Sprache als Fest. Zum Tode Chris Bezzels	193
Veranstaltungskalender	199
Vorschau auf den Thementeil der nächsten Hefte	203

Zeichen und Verantwortung

Ulf Harendarski, Europa-Universität Flensburg

Anne Reichold, Europa-Universität Flensburg

1. Mach ES explizit!

Einen ganzen Zeitschriftenband dem Werk eines zeitgenössischen Philosophen zu widmen, verlangt nach einer Erklärung. Robert B. Brandom versteht sein Mammutwerk *Making It Explicit* (1994) (*Expressive Vernunft*: EV, 2000) als Beitrag zur analytischen Sprachphilosophie. Er verbindet darin eine Theorie der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (Semantik) mit einer Theorie des Sprachgebrauchs (Pragmatik). Charakteristisch für sein Unterfangen ist dabei, dass er die Semantik in der Pragmatik fundiert, also die Bedeutung von Zeichen und Ausdrücken durch ihren Gebrauch in Sprachhandlungen erläutert. Brandom selbst gibt seinem Vorhaben das Etikett einer „normativen Pragmatik“ (EV: 35). Es sind Aspekte dieses normativ-pragmatischen Zugangs zur Theorie der Zeichen und zur Praxis der Kommunikation, die von den Herausgeber/-innen und Autor/-innen dieses Zeitschriftenbandes als einschlägig und relevant auch für die Semiotik angesehen werden. Der Band versteht sich als Versuch, den in der sprachanalytischen Philosophietradition angesiedelten Ansatz Brandoms für die Semiotik anschlussfähig zu machen.

Brandom, der 1950 geboren wurde und Philosophieprofessor an der University of Pittsburgh ist, spannt für sein Projekt des normativen Pragmatismus in EV einen breiten historischen Bogen von G.W. Leibniz, I. Kant und G.W.F. Hegel bis G. Frege, R. Rorty und W. Sellars und formuliert seine Position auch unter Rekurs auf diese philosophischen Klassiker. Dabei wendet er sich insbesondere gegen weit verbreitete repräsentationalistische Theorieansätze der Bedeutung von Sprache und Sprechen. Die Bedeutung von Zeichen und Ausdrücken wird bei Brandom nicht unter Verweis auf ein repräsentiertes Objekt oder eine Referenz erläutert, sondern durch ihre inferentielle Rolle innerhalb der sprachlichen Praxis.

Im Kontext einer von Chauncey Maher (2012) als “Pittsburgh School” bezeichneten Gruppe von Philosophen, zu deren prominentesten Vertretern neben

Robert Brandom auch John McDowell und Wilfrid Sellars gehören, vertritt Brandom die Auffassung, dass sowohl Sprechhandlungen wie Behaupten und Kritisieren als auch die propositionalen Gehalte oder Bedeutungen des Gesagten oder Behaupteten durch die Art ihres Gebrauchs in sozialen Sprachspielen bestimmt sind. Der für Brandoms Analysen grundlegende Sprechakt des Behauptens wird bestimmt durch seine Signifikanz innerhalb des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen. Ihre Bedeutung erlangen Behauptungen und deren propositionale Gehalte nicht in referenziellem Bezug auf die Welt, sondern in inferentieller Vernetzung mit anderen Behauptungen. Entscheidend für die Bedeutung sind dabei nicht die faktisch gezogenen Schlussfolgerungen durch einzelne Sprecher, sondern die normativ bestimmten Inferenzen, die gezogen werden sollten.

Neben „normativem Pragmatismus“ wird diese Abwendung von realistischen Repräsentationsmodellen der Bedeutung auch als „normative functionalism“ (Maher 2012) bezeichnet. Mit dieser Bezeichnung wird im Unterschied zu rein kausalen funktionalistischen Ansätzen darauf verwiesen, dass die rationalen Akteure der Sprechhandlungen in der Pittsburgh School primär als empfänglich für Normen angesehen werden.

“Normative functionalism characterizes a tendency to interpret the ability to form judgments, possess concepts, rationally defend or be critical of judgments, and consequently act as an agent, as largely guided by one’s responsiveness to norms” (Reider 2012: 17).

Brandom sieht eine Quelle des normativen Pragmatismus bei Kant und dessen Einsicht, dass die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten nicht einzelne Worte, sondern Urteile und somit an Normen orientierte Handlungen sind. Brandom schreibt dann Hegel die Einsicht zu, dass die Normativität der Urteile in ihrer Sozialität liegt. Normen sind keine unabhängig von den sprechenden Individuen real existierenden Entitäten, sondern sie liegen implizit im sozialen Gebrauch vor und können dann in Reflexion auf die soziale Praxis explizit gemacht werden. Brandom unterscheidet als normative Status der Kommunikation dabei insbesondere Festlegungen (commitments) und Berechtigungen (entitlements). *Making It Explicit* bedeutet also unter anderem, die Verpflichtungen und Berechtigungen von Diskursteilnehmern explizit zu machen und in diesen normativ-pragmatischen Termini auch die Bedeutung, also die Semantik der Ausdrücke, zu explizieren. Brandom ersetzt dabei in seinem theoretischen Unterfangen der Explizitmachung dessen, was uns als vernünftige Lebewesen ausmacht und worin das Wesen diskursiver Praxis liegt, die in der philosophischen Tradition einflussreichen Konzeptionen der Referenz und Repräsentation durch den Grundbegriff der Inferenz. In der Sprachpraxis als sozialer Praxis sieht Brandom Normen der Objektivität sowie der Richtigkeit und Angemessenheit sprachlicher Handlungen implizit enthalten. Die normativen Elemente von Kommunikation und insbesondere von Behauptungen im Ausgang von pragmatistischen Gebrauchskategorien explizit zu machen, ist eines der großen Vorhaben Brandoms in EV.

P r a g m a t i s t i s c h bedeutet hier auch einen Verzicht auf Setzungen mehr oder weniger axiomatischer Begriffe und einen theoretischen Zugang zur Kommunikation, der aus dem Inneren der Sprachpraxis heraus deren implizite soziale Normen expliziert.

Brandoms Theorie zeichnet sich dabei durch einen relationalen Kern aus; die Elemente der Kommunikationssituation sind holistisch miteinander verbunden und hängen voneinander ab. Dies gilt für die Idee der sogenannten deontischen Kontoführung genauso wie für die von inferentieller und holistischer Durchmusterung der verwendeten Begriffe abhängigen Signifikanzen, um nur einige zentrale Beispiele zu nennen. Insofern dürfte Pragmatismus (pragmatism) als ein spezielles Feld der Pragmatik aufzufassen sein. Aus semiotischer Sicht kann Brandom als prominentester Vertreter aktueller analytischer Sprachphilosophie gesehen werden, der einen arbiträr-normativen Zeichenbegriff pflegt.

Brandoms EV wird in der Folge seines Erscheinens in unterschiedlichen, auch kontinentalphilosophischen Philosophietraditionen rezipiert und als Anknüpfungspunkt wahrgenommen.

Habermas bezeichnete EV als „Meilenstein der theoretischen Philosophie“ (Habermas 1999: 138) und in der an Wittgenstein anknüpfenden Debatte um das Problem des Regelfolgens wird Brandoms pragmatische Explizierung impliziter diskursiver Normen als einschlägigster Beitrag angesehen (Tietz 2004).

Die Besonderheit des vorliegenden Heftes liegt darin, Brandoms *Making It Explicit* auf seinen Beitrag zur Semiotik hin zu untersuchen. Ein Vergleich mit dem Werk von Jacques Derrida mag das illustrieren, wenngleich Brandom selbst diesen Vergleich vermutlich entschieden ablehnen würde. Indem Brandom Kommunikation und Diskurs als theoretische Ansatzpunkte wählt und den assertorischen Sprechakt (Behauptung) als zentrales Zeichen inferentialistisch bestimmt, verweigert er wie Derrida die Setzung eines Ursprungs. Denn assertorische Sprechakte sind nicht nur die kleinsten Zeicheneinheiten, für die wir verantwortlich sind, wie Brandom häufig sagt, sie sind auch die kleinsten propositional strukturierten Einheiten, die situativ gebildet werden (Sprechen) und selbst nicht zum systematischen Vorrat des Sprachsystems (Sprache) gehören können – anders als die Elemente, aus denen die Äußerung besteht. Es ist damit auch die kleinste Zeichengröße, die über verfügbare und reproduzierbare Systemelemente vom Phonem bis hin zum festen Phraseologismus und zur Konstruktion hinausweist. Zugleich befolgt Brandom ohne besondere Betonung dieses Aspektes Ferdinand de Saussures Grundsatz der Untrennbarkeit von Signifikant und Signifikat. Zwar spielt diese Dichotomie in einer pragmatistischen Philosophie keine eigens herausgearbeitete Rolle, aber indem die Bedeutung einer Äußerung automatisch diskursive Anschlüsse, Anaphern, Rekurse, Vererbungen oder Zurückweisungen erzeugt, niemals aber ihre Bedeutung anders als diskursiv – mit Zeichen für Zeichen also – explizit gemacht werden kann, ist dem Grundsatz der Untrennbarkeit Genüge getan.

Zu einem abgetrennten, schließlich am Ende des Weges erreichbaren „transzendentalen Signifikat“ (Derrida 1986: 56) kann ein solcher Ansatz nicht und soll er nicht führen, obwohl die normative Idee der objektiven Geltung als Ori-

entierungs- und Kritikmaßstab nicht aufgegeben wird. So bricht sich ein Gedankenkonstrukt Bahn, das dem Derridas nicht unähnlich ist. Intentionalität ist für Kommunikation aus Brandoms Sicht von immenser Wichtigkeit, kann aber kein verlässlicher Gradmesser für Bedeutung sein oder überhaupt als mentales Element isoliert werden. Auch Referenz gilt nicht als Voraussetzung für die Bedeutung sprachlicher Zeichen, bildet aber eine wichtige sozial-semiotische Konzeption mit entsprechender kommunikativer Funktionalität. In Brandoms symmetrisch-perspektivischem Ansatz kann es keinen Stillstand des Prozesses der Semiose geben, kein Interpretanten-Ende des Diskurses. Man entkommt der Semiose nicht. Solche Bewegungen erinnern viel stärker an Derridas *différance*, als Brandom vermutlich akzeptieren würde. Aus semiotischer Sicht ist diese Ähnlichkeit aber eher vielversprechend denn ehrenrührig.

Wenn es die sprachlichen Zeichen sind, die zu weiteren sprachlichen Zeichen führen, dann fragt sich, welches das formal nächstliegende Element ist, bei dem die Analyse beginnen sollte. Brandoms Wahl fällt auf die Anapher, durchgespielt am Beispiel der anaphorischen Verwendung von *it* oder *es*. Sie wird für so zentral gehalten, dass sie sogar im Titel des Buches auftaucht: *Making It Explicit*. Die bescheidene Frage lautet daher, wie es denn Sprecherinnen und Sprechern möglich ist, ES explizit zu machen und somit zu verdeutlichen, wie eine Äußerung an den früheren Diskurs angeschlossen und vor seinem Hintergrund als wechselseitig verstanden gehandhabt wird.

Dass bei diesem Vorhaben schließlich eine weitverzweigte, diskursiv anspielungsreiche und intertextuelle Summe der analytischen Sprachphilosophie der Gegenwart entstanden ist, mag erklären, warum das amerikanische Original des Werkes etwa 740 Seiten umfasst und die deutsche Übersetzung (*Expressive Vernunft*) sich aufgrund eines etwas anderen Seitenformats gar auf 970 Seiten erstreckt. Das Buch zur Gänze zu erforschen, erfordert erheblichen Aufwand und einige Vorkenntnisse. Auch wenn also der Zeichenbegriff Brandoms im Kern sprachlich ist, kann er doch für eine Semiotik-Community mit erheblich breiterem Zeichenverständnis von einigem Interesse sein, denn er umfasst nicht weniger als eine fundamentale Aufarbeitung der Frage, wie wir aus der stets bereits laufenden Kommunikation, aus dem Diskurs heraus, zur Zeichenbildung gelangen können und welche Rolle dabei die Explikation semantischer Gehalte spielt. Dass diese Fragestellungen nur im Rahmen des sozialen Handelns zu denken sind, versteht sich zwar für pragmatistische Ansätze von selbst, bei Brandom bekommt die Idee aber eine prozesshafte und relationale Note, die streckenweise stark an den Pragmatizismus von Charles Sanders Peirce erinnert. Die verschiedenen, relationalen Elemente des Zeichenprozesses werden nicht-reduktionistisch erfasst. Wenn Zeichen generell aus kommunikativen Prozessen heraus verstanden werden sollen, dann muss an irgendeiner Stelle ein Schnitt gesetzt werden, der Zugang zum Gesamtgebilde ermöglicht. Der Schnitt öffnet den Zugang zum assertorischen Sprechakt (Behauptung) als semiotischem Grundelement, und das Gesamtgebilde ist nicht weniger als die Kommunikation selbst. Solch ein Schnitt könnte willkürlich wirken, denn generell müssten ja alle Komponenten geeignet sein, um über sie analytischen Zugang zur diskursiven Praxis zu finden. Solche Zugänge könnten in Referenz,

Denotation, Intentionalität, Norm oder gar Kode gewählt werden, um nur einige Möglichkeiten zu nennen. Brandom hingegen setzt den Schnitt bekennd rationalistisch, die Urteilstebene soll im Sinne Kants die kleinste Zeichengröße sein, für die wir verantwortlich sind, die wir begründen können und für die wir auf Nachfrage Begründungen liefern müssen, die anderen aber auch als Begründung dienen kann, die möglicherweise ihrerseits wiederum in Gestalt assertorischer Sprechakte geäußert werden. Hier öffnet sich die Diskursivität des Spiels, in dem es um das Geben und Verlangen von Gründen geht. Normativität kommt damit ins Spiel, dass wir uns gegenseitig als Wesen behandeln, die für ihre Äußerungen verantwortlich gemacht werden können. Dass damit automatisch auch ein Verfügen über Bedeutungspotentiale sogenannter subsententialer Elemente wie generellem und singulärem Begriff anzunehmen ist, führt dann bei Brandom zu recht komplizierten Überlegungen, wie denn inferentiell-diskursiv-semantische Gehalte vererbt werden können, wie also am Beispiel der Anapher es Gehalte über Sprechakte verschiedener Interlokutoren hinweg stabil bleiben können. Der vorliegende Band der *Zeitschrift für Semiotik* macht sich zur Aufgabe, ein semiotisch-wissenschaftliches Interesse an Brandoms Pragmatismus zu bahnen und das Werk so zugänglich zu machen, dass der Zugang zur Lektüre der *Expressiven Vernunft* erleichtert wird. Er will aber auch einen Einstieg in die kritische Reflexion dieses Buchs bieten.

2. Vorstellung der einzelnen Beiträge

Insgesamt widmen sich alle Beiträge der Frage nach der generellen Möglichkeit von Kommunikation, wobei Brandoms Vorgaben als gesetzt durchgespielt und kritisiert werden. Dass Kommunikation insgesamt unter der Maßgabe unterschiedlicher Voraussetzungen der Interlokutoren – bei Brandom als Begleitfestlegungen diskutiert – nicht als simpler Transport einer Nachricht vom Sender zum Empfänger verstanden werden kann, versteht sich von selbst. Doch wie soll unter Verzicht auf rettende Ankerpunkte wie Referenz oder identische Normen die Möglichkeit der Kommunikation theoretisch erklärt werden, ja kann Kommunikation überhaupt funktionieren?

In seinem Beitrag *Zum Zeichenbegriff in Brandoms Expressiver Vernunft* stellt Ulf Harendarski Zusammenhänge zu semiotischem Denken her und fragt danach, ob der Pragmatismus Brandoms eine geeignete Grundlage für eine spezifisch linguistisch geprägte Semiotik oder gar für eine allgemeine Semiotik sein kann. Um die Argumentation plausibel zu verorten, stellt er zunächst das brandomsche Kommunikationsmodell dar, das er als notwendige Rahmung für den gesamten Ansatz ansieht. Wie wohl jeder linguistisch-semiotische Ansatz, der einen pragmatischen Kern enthält und nicht auf der formal-deskriptiven Ebene verbleiben soll, ist auch derjenige Brandoms von latenter Zirkularität bedroht. Um diesen drohenden Zirkel zu fassen zu bekommen, wird er mit Blick auf den Spracherwerb vorgeführt. Der Kern des Arguments ist nicht unbekannt und läuft auf die These hinaus, dass zum Erlernen bestimmter Gebrauchs-

normen Beobachtung von Gebrauch und der Schluss auf intentionale Zustände anderer ebenso wenig ausreicht wie die Setzung intentionaler Zustände des Kindes als Ausgangspunkt. Weder intentionale Zustände noch Gebrauchsnormen lassen sich beobachten. Woher kommt also die Möglichkeit der Kommunikation einerseits und des Spracherwerbs andererseits? Harendarskis Antwort ist semiotisch: Sie erwächst aus dem Zusammenspiel unterschiedlicher Semiosen und unterschiedlicher semiotischer Systeme. Er versteht Brandoms linguistische Philosophie daher nicht etwa so, dass Sprache Grundvoraussetzung aller Zeichen ist, sondern dass Sprache die elaborierte Möglichkeit der Explikation aller möglichen Zeichen ist und gerade sie einen Aspekt aufweist, der in solch strukturierter und standardisierter Form in anderen Zeichensystemen nicht gleichermaßen alltäglich zugänglich ist. Denn erklärt werden muss eben nicht nur, wie Referenz funktioniert, sondern auch, welche Voraussetzungen dazu führen, dass wir über intentionale Zustände Dritter so sprechen können, dass andere uns unsere diesbezüglichen Behauptungen glauben und für plausibel halten. Ein Verfahren wie das der perspektivensensiblen Triangulation von Gegenständen, auf die Bezug genommen wird (Referenz), ist hier freilich ausgeschlossen, aber verlässliches Schließen auf die Intentionalität anderer genauso. Intentionalität spielt bei den Prämissen des Verstehens von Zeichen als Zuschreibung eine Rolle, nicht aber als etwas, auf das gefolgert würde.

In ihrem Beitrag *What is it like to be a discursive being? Perspektivität und Ich-du-Sozialität bei Robert Brandom* wendet sich Anne Reichold der Frage zu, welche Implikationen Brandoms Analysen der irreduziblen sozialen Perspektivität der Kommunikation für die Konzeption diskursiver Wesen enthält. Während Brandom mit dem Begriff der Ich-du-Sozialität vor allem die Sozialität und wechselseitige normative Bezogenheit der Kommunikationsteilnehmer betont, argumentiert Reichold, dass Brandom für seine perspektivische Konzeption der Kommunikation einen genuin körperlich gedachten, raumzeitlich verorteten Begriff der Akteure und Adressaten sprachlicher Praxis und somit der Personen benötigt. Das normative Theorievokabular der Ich-du-Sozialität setzt einen raumzeitlichen Bezugsrahmen voraus, in den alle Teilnehmer der Kommunikation eingebunden sind und den sie aus jeweils interner Perspektive bei der Adressierung und Zuschreibung normativer Status als Unterscheidungsgrundlage zwischen unterschiedlichen Akteuren nutzen. Reichold kommt zu ihrer These, indem sie der Struktur von Perspektivität und normativen Einstellungen bei der Explizierung von begrifflichen Normen in Brandoms EV nachgeht. Sie geht dabei davon aus, dass Brandom nicht etwa in einem konstitutiven Sinn versucht, normative Einstellungen und implizite Normen durch Sanktionspraktiken zu erläutern oder Normativität auf diese zurückzuführen, sondern dass die Ich-du-Sozialität als perspektivischer, normativer Zugriff auch auf begriffliche Normen unhintergebar sei. Sie analysiert, wie die spezifische Objektivität begrifflicher Normen durch den Verweis auf Person-Perspektiven expliziert wird. Reichold arbeitet dabei Brandoms These grundsätzlicher Relationalität heraus, indem sie aufzeigt, inwiefern man Brandom zufolge zur Normativität der Kommunikation keine externe Perspektive einnehmen kann. Auch

der von Brandom erwähnte „Dritte-Person-Standpunkt“ (EV: 832) wird als Einstellungstranszendenz unter Voraussetzung und als Element der sozialen Ich-du-Struktur interpretiert.

Dass das philosophische Denken der pragmatistisch orientierten analytischen Philosophie Kernelemente der Semiotik durchaus weiterhin behandelt, lässt sich an Matthias Kiesselbachs Beitrag *Zwischen Analytischem Pragmatismus und Quietismus. Brandom und McDowell über die Rolle der Philosophie* ableiten. Kiesselbach rückt das Interpretantenproblem in einer ganz bestimmten Gestalt ins Zentrum seiner Überlegungen. Etwas im Sinne Brandoms explizit zu machen, setzt zweierlei voraus: dass Bedeutungsträger bereits Normen folgend diskursiv formuliert worden sind und Explikation zusätzlich erfolgt, ohne zwingend erforderlich zu sein. Damit lassen sich Explikationen als Rekonstruktionen darstellen, was bekannte semiotische Probleme der Identität von Zeichen beziehungsweise deren Bedeutung erzeugt, die letztlich in eine Skepsis münden können, warum Rekonstruktionen semantischen Gehalt besser formulieren als der Ausgangsdiskurs. Für Rekonstruktionen als Verkettungen von Interpretanten kann nur geltend gemacht werden, sie seien sinnvoll und erhellend, wenn sie vereinfachen oder über Implizites aufklären und wenn sie einer überzeugenden Methode folgen. Nur dann sind sie nicht beliebig gegen jedes Interpretationsgeschäft austauschbar. Genau diese Frage nach den Erfolgsaussichten stellt Kiesselbach mit Bezug auf philosophische Rekonstruktionen diskursiver Praktiken des Begriffsgebrauchs. Kiesselbach stellt die bekannten aktuellen Vertreter der Pittsburgh School – John McDowell und Robert B. Brandom – in argumentativer Konfrontation in ihren unterschiedlichen Meinungen gegenüber. Kiesselbach macht gar einen meta-philosophischen Graben zwischen deren Positionen aus. Wie für Diskussionen der analytischen Philosophie durchaus zu erwarten, geht es auch hier weniger um das Phantasma als Bedeutungsaspekt sprachlicher Zeichen, sondern vielmehr um die eher abbildenden Funktionen oder deren Zurückweisung. Kiesselbach bescheinigt nun den beiden Vertretern der Pittsburgh School, es gehe ihnen darum, „Klarheit zu schaffen in Bezug auf den Gehalt und den Bezug des Denkens (sein Vonetwas-Handeln, sein Über-etwas-Sein)“. Hier zeigt sich eine Wendung gegen den Mythos des Gegebenen einer unmittelbaren phänomenalen Präsenz. Einig seien sich McDowell und Brandom zunächst einmal hinsichtlich wesentlicher gesellschaftlicher Eigenheiten von Sprache, darunter insbesondere deren Öffentlichkeit. Doch anders als McDowell sei Brandom bereit, „sich auf ‚bottom-up‘-Erklärungen“ zum Verständnis diskursiver Kompetenz so einzulassen, dass diese nicht bereits vorausgesetzt werden müsse.

Kiesselbach geht hierfür einigen Thesen des neueren Werkes Brandoms nach – dem noch nicht ins Deutsche übersetzten *Between Saying and Doing* (2008), das aus den *John Locke Lectures*, gehalten 2006 in Oxford, hervorgegangen ist. Kiesselbach interessiert sich – wie McDowell – für Brandoms Untersuchung von Vokabularen, namentlich der Herausarbeitung eines hinreichenden pragmatischen Metavokabulars, mit dem es möglich sein solle, die Praxis oder Verwendung eines weiteren Vokabulars zu spezifizieren. Mit ihm müsse zu sagen sein, was „ein Sprecher tun muss, damit seine Ausdrücke als Aus-

drücke des [Zielvokabulars] gelten können; es lässt einen nicht (notwendigerweise) auf alternative Weise sagen, was man mit den Ausdrücken des [Ausgangsvokabulars]“ sage. Während nun für McDowell gelte, jedes Sprechen sei lebensweltlich eingelassen und kein Vokabular sei privilegiert, davon irgendetwas genauer zu formulieren, glaube Brandom, dass „allen kompetenten Sprechern“ nicht grundsätzlich die Systematizität der Sprache transparent oder bereits bekannt sei. Außerdem argumentiere Brandom, dass bestimmtes Vokabular lediglich in bestimmten Gebrauchs-Bedeutungsanalysen privilegiert sei, nicht etwa strukturell. Kiesselbach siedelt nun die andere Seite des Grabens eher dort an, wo stets die Grenze verläuft; dort nämlich, wo das Verstehen sprachlicher Zeichen ein unmittelbarer Prozess ist, der nicht durch nachträgliche Interpretation erhellt oder erweitert werden kann, weil Interpretation in dieser Hinsicht wieder ein neuer, weiterer unmittelbarer Zeichenprozess ist, der zum Ursprung unmittelbarer (Zeichen-)Erfahrungen gar nicht nachträglich philosophisch vordringen könne. Es dennoch zu versuchen, kann zirkulär sein, zumal Brandom das zu explizierende Vokabular offenbar selbst benutzen muss. Zweifellos lässt sich aus analytischer Sicht von alltagspraktischen Artikulationen nicht behaupten, dass sie nur möglich sind, wenn ihr Sprecher das gesamte System normativer Begriffe beherrscht. Vielmehr ist Alltagspraxis auch dadurch gekennzeichnet, dass nach Un- oder Missverstandenen gefragt wird oder dass das Erlernen der Sprachpraxis per sprachlicher Kommunikation funktioniert. Genau diese Praxis in den Blick zu nehmen, kann der pragmatischen Philosophie nicht verwehrt sein, aber sie handelt sich ebenso wie Brandom ein weiteres Problem ein. Aus dieser Perspektive ist nur noch schwer verständlich, wie wechselseitige rationale Kritik von Interlokutoren funktionieren kann. Diesem Problem wendet sich der Beitrag von Bernd Prien zu.

Aus aktueller philosophischer Perspektive schaut Bernd Prien in seinem Text *Robert Brandoms Inferentialismus und das Problem der Kommunikation* auf das implizite Kommunikationsmodell der Sprachtheorie der *Expressiven Vernunft*. Er identifiziert ein solches Problem, da er von der in Frage stehenden Prämisse ausgeht, gelingende Kommunikation setze die Identität der Bedeutungen von verwendeten Ausdrücken voraus – eine Setzung, die Brandom möglicherweise in dieser expliziten Form nicht teilt. Zunächst charakterisiert Prien den Diskurs Brandoms neben dessen grundlegend inferentialistischem Ansatz als methodologisch pragmatistisch. Aus dieser Position heraus, die Semantik auf Gebrauchsgrundlage erklären zu wollen, müsse sich Brandom dem Kommunikationsproblem stellen. Die Frage ist demnach, ob und wie zum Beispiel identische Bedeutungen kommunikativ entstehen können und welches die methodologische Voraussetzung solcher Identität ist. Denn da Sprecher über unterschiedliche inferentielle Konzepte verfügen, werden sie anlässlich einer jeden Behauptung unterschiedliche Mengen an Inferenzen akzeptieren, kurzum: Behauptungen haben für unterschiedliche Sprecher unterschiedliche Bedeutungen.

Ist diese Annahme korrekt, wird zunächst unverständlich, wie gelingende Kommunikation überhaupt möglich ist. Das Kommunikationsproblem besteht folglich darin, dass mit Brandoms Ansatz eine Übertragung von Sinn nicht

gewährleistet ist. Wenn nun, wie dieser zeigt, Sprecher unterschiedliche Inferenzen bezüglich einer Behauptung anerkennen und die Bedeutung gemäß dem Inferentialismus von diesen sprecherabhängigen inferentiellen Signifikanzen abhängt, reden die Leute „gewissermaßen immer aneinander vorbei“, wie Prien meint. Um dies eingehender zu erörtern, untersucht er den Fall gegenseitiger Kritik von Interaktionspartnern und kreist das Problem dadurch ein: Eine wechselseitige semantische Kritik wäre auf der pragmatischen Grundlage der Gebrauchsbedeutung sprachlicher Ausdrücke allein gar nicht rational. Dieser Art solipsistischer Semantik setzt Prien die Annahme „intersubjektiv verwobener Aspekte des Gebrauchs“ entgegen, wobei die Art des geteilten Gehaltes einer Behauptung noch nicht hinreichend sei. Gleichwohl sieht Prien die von Brandom getroffene Unterscheidung zwischen inferentiellen Signifikanzen und begrifflichem Gehalt als einen überzeugenden Weg aus dem Problem der Kommunikation.

Unter Verweis auf den aktuellen Diskurs zu EV macht Prien an der Grenze zwischen der Signifikanz einer Behauptung im Diskurs und ihrem Gehalt eine Lücke aus. Während er das von Brandom revitalisierte kantische Diktum seinerseits voraussetzt, die Behauptung sei das kleinste Zeichen (als Handlung), für das wir verantwortlich sind, geht er der Frage nach dem Gemeinsamen und Geteilten von den Gehalten der Behauptungen nach. Hier erinnert sein Vorgehen an den Nutzen des idealistischen Subjekts einer aufgeklärten Wissenschaft, wonach es konsensuale, vernünftige Einigungsmöglichkeiten über basale Sachverhalte geben müsse, so dass bestimmte Sachverhalte oder Begriffe in Kenntnis aller definierenden Elemente in derselben Weise zu denken seien. Eben dafür werde der „semantische Externalismus“ benötigt, wonach Behauptungen auch davon abhängen, „wie die Welt beschaffen ist“. Daraus folgt beispielsweise, dass nun konsensuale Schlussfolgerungen aus bestimmten Sätzen denkbar werden. Erst darauf fußend werde Kommunikation im Sinne Brandoms plausibel, weil mit einem Set eines inferentiellen Repertoires von Sprechern nun Abgleichungen prinzipiell möglich sind. Auf dem Weg dahin arbeitet Prien heraus, wie Brandoms Externalismus, also die These, dass der Bedeutungsgehalt dadurch bestimmt ist, wie die Welt beschaffen ist und nicht dadurch, was wir über die Welt glauben, mit dem Inferentialismus zusammenhängt. Herausfinden wie die Welt beschaffen ist und herausfinden, was woraus folgt und was inkompatibel ist, sind zwei Seiten einer Medaille.

An diesen Gedanken schließt Prien die These (und Metapher) des Einhängens an und argumentiert, dass „Sprecher aufgrund ihrer Konzeptionen von Begriffen bei objektiven Strukturen der Welt in dem Sinne eingehängt sind, dass ihre Konzeptionen diesen Strukturen entsprechen sollten.“ Die Gesprächspartner kennen nur die jeweilige lokale inferentielle Signifikanz, deshalb kann eigentlich nur von ihr gesagt werden, dass sie übertragen wird. Begriffe oder Behauptungen erhalten durch die Unterscheidung zwischen Signifikanz und Gehalt einen durch Normen der Praxis des Kritisierens und Berichtigens geleiteten Aufforderungscharakter, die Welt zu beforschen und die individuellen Signifikanzen anderer Sprecher zu reflektieren. Hier scheint nun – ohne dass Prien dies selbst ausführt oder betont – die Materialität der Sprache oder des Zei-

chens ein Eigenleben gegenüber der Bedeutung – oder genauer – der Inferenz zu erlangen. Die Zeichen sind für die Subjekte Aufgaben, manchmal sogar Rätsel, die zu entschlüsseln sie aufgefordert werden. Durch die Verwendung der Zeichen und durch die inferentielle Signifikanz wird zugleich ein soziales oder kulturelles gemeinsames Zeichenfeld vermittelt, das einen Austausch über inferentielle Signifikanzen anregt. Sprache ist so ein Forschungsauftrag im Hinblick auf die Welt.

Indem Prien per Reduktion wesentliche Gedanken Brandoms nachvollziehbar darstellt und Passagen des Mammutwerkes erfolgreich einer Kritik unterzieht, nutzt er mit dieser Strategie vor allem solche Begriffe, die der Triangulation und Überprüfung zugänglich sind: deren Definition mit einem indexikalischen definiendum verbunden ist (*färbt Lackmuspapier* + Adjektiv). Denn bei solchen Zeichen ist anhand des tendenziellen Erkenntnisfortschritts Konsens hinsichtlich der Definition des fraglichen begrifflichen Gehaltes zu erzielen. Als sprachliche Zeichen können solche Begriffe idealerweise hinsichtlich ihrer Extension zwischen Sprechern konsensual verortet werden. Bewusst spart Prien mit der von ihm gewählten Perspektive eine der anderen großen Leistungen Brandoms aus. Mit dessen normativem Ansatz wird erklärlich, wie wir auch über und mit Begriffen wie *Demokratie*, *Bildung*, *Kritik* oder *Diskurs* sprechen können, ohne unser Verständnis triangulierend zur Übereinstimmung bringen zu müssen oder zu können. Nun können sich auch bei der Verwendung solcher Begriffe Inkonsistenzen und Divergenzen bemerkbar machen, sie können signifikant werden.

Axel Mueller untersucht in seinem Beitrag, inwieweit Brandoms inferentialistische Theorie sprachlicher Bedeutung oder des *Gehalts* sprachlicher Äußerungen, die in *Expressive Vernunft* entworfen und in *Begründen und Begreifen* (*Articulating Reasons* (2000)) und in *Between Saying and Doing* weiterentwickelt wurde, tatsächlich ohne den semantischen Grundbegriff der Referenz auskommt. Er entwickelt seine Argumentation für die Notwendigkeit eines grundlegenden Referenzbegriffs entgegen Brandoms eigenem Anspruch im Ausgangspunkt von dessen Theorie der Anapher. Nach einer Einführung und differenzierten Diskussion der Rolle von Anaphern in Brandoms Kommunikationsmodell argumentiert Mueller, dass Vererbung von Gehalt in anaphorischen Bezugnahmen nur unter der Annahme möglich ist, dass es erste „Initiatoren“ von Anaphern gibt, die selbst nicht anaphorisch strukturiert sind, sondern die Gehalte in referenzieller Form durch Umwelteinflüsse in die Kommunikation einbringen. Diese Brandoms eigenem Anspruch zuwiderlaufende Analyse bestreitet, dass Brandom mit rein inferentiellen Mitteln ein überzeugendes Kommunikationsmodell entwerfen kann. Mueller plädiert somit für eine moderate Erweiterung des brandomschen Verständnisses der Anapher durch die Hinzufügung von referenziellen Elementen. Bezugnahme betrachtet Brandom selbst als eine der möglichen Handlungen mit sprachlichen Zeichen und nicht als sinnvollen theoretischen Startpunkt einer am Modell tatsächlicher Gesprächskommunikation einerseits und der normativen Fundierung andererseits entwickelten Sprachphilosophie. Referenz wird also nicht negiert oder in Frage gestellt, sondern vielmehr ihre theoriebildende Rolle verändert. Für Mueller ist

dieser Schritt nicht überzeugend. Er bleibt in Brandoms Rahmen, wenn er sich fragt, ob denn Kommunikation hinreichend funktionieren kann, wenn Referenz als geteiltes Herausgreifen und interpersonales Verfügen über identische Bezugsobjekte nicht die Basis der Verständigung bildet, sondern Inferenzen und bedeutungsholistisch vernetzte Begriffe. Mueller übernimmt die Feststellung eines „Kommunikationsproblems“ in EV so, wie Bernd Prien dies 2010 gekennzeichnet hat (Prien 2010). Anders als Prien befasst sich Mueller in der Hauptsache mit dem Verhältnis von Anapher und Referenz und weist dabei schließlich über Brandom hinaus. Der Anapher widmet Brandom in EV ein eigenes Kapitel, in dem es ihm um die Wiederholbarkeit dieser token und ihre Interpersonalität geht. Dass Mueller gerade diesen Aspekt herausgreift, ist konsequent. Denn die Anapher als referenzerhaltendes diskursives Element über mehr als einen Gesprächsbeitrag hinaus kommt ohne eigenen begrifflichen Gehalt aus. Auch diesen erbt sie von dem Ausdruck, dessen funktionales Substitut sie im jeweiligen Gebrauchsmoment ist. Die zentrale Frage kann daher so erläutert werden: Muss theoretisch nicht doch Referenz (mithin identische Bezugnahme) zur Beschreibung des Kommunikationsvorganges, muss darüber hinaus nicht doch auch ein identisches Verfügen über begrifflichen Gehalt der unterschiedlichen Interlokutoren vorausgesetzt werden, weil sonst gar keine Verständigung möglich wäre? Denn ein Aspekt der Kritik Muellers fehlt noch: Deiktische Ausdrücke können sowohl anaphorisch als auch initial verwendet werden. Diese Differenz lasse sich in Brandoms Rahmen nicht verstehen. Anders als Prien ist Mueller überzeugt, dass auch ein erweiterter Inferentialismus allein entgegen Brandoms Anspruch nicht in der Lage sei, zureichende und referenzunabhängig formulierbare Bedingungen für die gehaltsbestimmte und – erhaltende kommunikative Sprachverwendung zu liefern.

Literatur

- Brandom, Robert B. (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing & Discursive Commitment*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer und H. Vetter: *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000).
- Brandom, Robert B. (2000), *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer: *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001).
- Brandom, Robert B. (2008), *Between Saying and Doing. Towards an Analytic Pragmatism*. Oxford, N.Y.: Oxford University Press.
- Derrida, Jacques (1986), *Positionen*. Wien: Passagen.
- EV: Siehe Brandom 1994.
- Habermas, Jürgen (1999), *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maher, Chauncey (2012), *The Pittsburgh School of Philosophy. Sellars, McDowell, Brandom*. New York: Routledge.

- Prien, Bernd (2010), „Robert Brandom on Communication, Reference and Objectivity“. *International Journal of Philosophical Studies* 18, 3: 433–458.
- Reider, Patrick J. (2012), „Normative Functionalism in the Pittsburgh School“. *Social Epistemology Review and Reply Collective* 2, 1: 16–28.
- Tietz, Udo (2004), „Normen, Regeln und Interpretation. Robert Brandoms Projekt einer pragmatischen Theorie der Rationalität“. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 58, 1: 80–103.

Prof. Dr. Ulf Harendarski
Seminar für Germanistik
(Linguistische Pragmatik)
Europa-Universität Flensburg
Auf dem Campus 1
24943 Flensburg
E-Mail: ulf.harendarski@uni-flensburg.de

Prof. Dr. Anne Reichold
Seminar für Philosophie
Europa-Universität Flensburg
Auf dem Campus 1
24943 Flensburg
E-Mail: reichold@uni-flensburg.de

Zum Zeichenbegriff in Brandoms *Expressiver Vernunft**

Ulf Harendarski, Europa-Universität Flensburg

Summary. This is an article on Robert B. Brandom's philosophical and linguistic pragmatism as expressed in his *Making It Explicit* asking whether it can be connected to linguistic semiotics thus contributing to more general semiotics. For this reason the essay shall elaborate on Brandom's underlying but rather implicit communication model which – according to critics – consists of circular argumentation. The reproach of Brandom's critics is that language can not be learned without a preset of mental concepts missing in Brandom's inferentialism, which is merely based on proposition, assertion, reason and (non-mental) concept. Finally, this essay ends with the idea that a further step in theory is needed to analyse linguistic attributions of intentionality without attributing a propositional core at the same time.

Zusammenfassung. Der philosophisch-linguistische Pragmatismus der *Expressiven Vernunft*¹ Robert B. Brandoms wird skizziert, auf seine Anschlussfähigkeit zu semiotischen Fragestellungen untersucht und die offenkundige Möglichkeit geprüft, ihn als Beitrag zu einer allgemeinen Semiotik zu verstehen. Dafür wird das von Brandom gesetzte, aber nicht eigens festgelegte Kommunikationsmodell herausgearbeitet und schließlich der Ansatz mit einem Zirkelvorwurf konfrontiert. Denn Sprache lasse sich nicht – so die Kritik – ohne vorausgesetzte mentale Konzepte erlernen, auf die Brandoms auf Proposition, Behauptung, Urteil und Begriff gestützter Inferentialismus aber verzichte. Schließlich wird im letzten Abschnitt die Idee der Intentionalitätszuschreibung aufgenommen und so erweitert, dass das Modell auch sprachliche Attribuierungen von Intentionalität erlaubt, die keinen propositionalen Kern enthalten oder die keinen solchen artikulieren.

1. Einleitung

Viele Linguisten, so meint Wolfgang Teubert, „haben einen solchen Respekt vor der Frage nach der Bedeutung, dass sie ihr sorgsam aus dem Weg gehen“

(Teubert 2006: 289). Diese nicht zuletzt selbstironische Äußerung aus der Sprachwissenschaft leitet Überlegungen dazu ein, warum es methodologisch-arbeitsteilig durchaus sinnvoll sein kann, die Frage nach dem Geheimnis der Bedeutung zu meiden. Einem von vorneherein semiotischen Ansatz ist dieser Ausschluss allerdings nicht zuträglich, da er Zeichen als Ganzes berücksichtigt, so dass früher oder später auch die Bedeutungsseite beachtet werden wird. Eine ähnliche Konstellation zeichnet sich in Robert B. Brandoms Werk *Expressive Vernunft* [EV] für die darin entwickelte Variante des Pragmatismus ab, in der das Ziel verfolgt wird, Semantik aus Pragmatik zu erarbeiten und einen Weg vorzuschlagen, der früher oder später auch konkreten Analysen zugeführt werden kann, der aber auch viel Reflexion über die theoretische Position aktueller sprachanalytischer Verfahren nahelegt. Ohne dies ähnlich stark wie die Semiotik auf einen Zeichenbegriff zu gründen, gibt es doch einige Ähnlichkeiten zwischen den beiden Herangehensweisen. Allgemeine Semiotik jedenfalls ist nach wie vor begrifflich als hyperonymisch gegenüber Semantik zu verstehen, der Begriff des Zeichens markiert das Feld als Rahmen, zu dem im Sinne des Vorschlags von Charles W. Morris (1972) Syntaktik, Semantik und Pragmatik als jeweilige Korrelate subordiniert sind. Eine methodische Reduktion auf die formalen Aspekte von Grammatik oder die Oberfläche der Diagrammatik allein oder Pragmatik für sich ist nicht gewollt.

Was jedoch Bedeutung überhaupt ist, meint Teubert weiter, sei so klar nicht. Mentale Konzepte und deren „mentalesische“ Darstellung wie „CAUSE, PLACE“ und dergleichen schließt er als letztlich methodisch zirkuläre Gestalten jedenfalls aus, obwohl ihr analytischer Reiz darin besteht, sie als „universalistisch“ oder gar „ontologisch“ zu betrachten. Sie verweisen auf eine hinter dem Sprechen liegende, eigentliche, mentale Systematik, deren Primat das material-formale Sprechen als ihr bloß oberflächliches, formal weniger stringentes Derivat erscheinen lässt.² Wenn es an die Bedeutungsfrage geht, drängt sich also leicht die andere auf, ob nicht das Eigentliche der Bedeutung ein geistiges, am Ende doch im Intersubjektiven zu verortendes Phänomen ist, was in der Regel abgelehnt wird. Denn diese Art der Intersubjektivität des Mentalen hat die eigenartige Neigung, gar nicht intersubjektiv zugänglich zu sein. Als ähnliches Phänomen wird vielfach auch die aus ganz anderen theoretischen Zusammenhängen erwachsene Intentionalität betrachtet. Ihr wird häufig kein theoretischer Gewinn zugetraut, zu Erklärungszwecken solle sie schon gar nicht dienen. Sie wird nicht selten aus dem zu analysierenden Feld ausgeschlossen (Teubert 2006: 321). Überdies legt der Begriff der Intentionalität, wenn er nur erst von seiner normativen Seite abgelöst wird, sehr schnell die Möglichkeit des Mind-readings³ nahe, das semiotisch weder akzeptabel noch überzeugend ist. Intentionalität dennoch als einen geeigneten methodischen Baustein anzusehen, bedarf daher hinreichender Begründung. Solche Begründungen finden sich in EV, sie haben sehr viel mit gegenseitiger Zuschreibung von Intentionalität bei Interaktionspartnern zu tun und werden im Folgenden kurz umrissen.

Schließlich gibt es zur Beantwortung der Frage nach der Bedeutung noch Wege, das Denotat der Form des Zeichentypus anhand von Analysen des „materiellen“ Zeichenexemplars zu bestimmen und den nicht analysierbaren

individuellen Rest davon abzutrennen. Analytisch und methodisch der Bedeutung in der Breite beikommen zu wollen, wird dabei als Ziel eher aufgegeben. Teubert folgert aus ähnlichen Überlegungen, der sprachliche Inhalt solle besser dort aufgesucht werden, „wo er zwischen den Mitgliedern der Diskursgemeinschaft in der Tat ausgehandelt wird, nämlich in den Beiträgen, die in der Gesamtheit den Diskurs ausmachen“ (Teubert 2006: 323). Bedeutung sei anhand von Texten und Diskursen, kurzum: anhand von Korpora am besten zu untersuchen. Dieser Einschätzung schließt sich die folgende Darstellung zwar weitgehend an, allerdings liegt der Fokus nicht auf den Korpora von Texten und Diskursen, sondern auf der *Aus handlung*. Materialität oder Oberfläche der Zeichen mit Blick auf Bestimmungen des Zeichentypus sind hierfür dann weit weniger interessant als Folgehandlungen auf Äußerungen hin, die als „Diskursausgangszüge [transitions]“ verstanden werden. Diese müssen nicht ihrerseits diskursiv oder insgesamt sprachlich sein, zumindest legt Brandom solche Überlegungen nahe.

Es ist, als hätte sich Robert B. Brandom bereits 1994 mit Erscheinen seines Werkes *Making it Explicit* [MIE] (dt. *Expressive Vernunft*) entschlossen, die Einwände Teuberts weitestgehend dialektisch aufhebend zu berücksichtigen und mit seinem Entwurf einer handlungstheoretisch fundierten Bedeutungsexplikation einen analytischen Zugang zu öffnen, der ebenfalls für richtig hält, dass Bedeutung ein soziales und kommunikatives Phänomen ist. Daraus entsteht ein Angebot, das dem Vorbild kommunikativer Praxis der Bedeutungsexplikationen nachempfunden ist und bereits am Nukleus kleinster Zeicheneinheiten – Brandom setzt dafür die Größe von Behauptungen an – entsprechende Erkenntnisse methodisch abzuleiten. Assertive sind nach diesem Verständnis die kleinsten Akte, in denen sich Aspekte der Repräsentationsabsicht und Aspekte der Signifikanz auf eine spezielle Weise treffen, was beispielsweise in der imperativischen Handlung *Lauf!* noch nicht auftritt. Dieser Sprechakt (*Lauf!*) hat noch nicht die Signifikanz (Kraft), die eine Zuschreibung eines semantischen Gehaltes durch die Rezeptionsseite rechtfertigen würde. Es wird einen Grund für den Imperativ geben, welcher das aber ist, kann der Äußerung allein nicht entnommen werden, womit der propositionale Aspekt unausgedrückt bleibt und die Rezeption an den Kontext verwiesen wird.

Auch eine auf Bedeutungsexplikation gerichtete Auswertung von Korpora zentriert nicht zuletzt methodische Fragen nach Bestimmung und Umgang mit kleinen und kleinsten theoretischen Einheiten (Felder, Müller, Vogel 2011: 3ff.). Damit bleibt das Zeichen auf die eine oder andere Art aber als theoretischer Baustein erhalten. Brandoms linguistischer Pragmatismus setzt allerdings auch auf die *normative Dimension der Intentionalität* als einen wichtigen Aspekt der handlungstheoretischen Erfassung bedeutungsexplikativer, kommunikativer Praktiken, ohne ihr eine erklärende Rolle zuzuschreiben. Er macht sich dabei die bekannte Struktur von Propositionen als basale semantische Gehalte, mit derselben Äußerung indizierte propositionale Einstellungen und den darin enthaltenen Begriffsgebrauch zunutze, ohne zugleich mit der Wahrheitsfrage zu beginnen. Denn der theoretische Ausgangspunkt ist Kommunikation. Von Theorien häufig als Kraft thematisierte Hand-

lungsaspekte können sich in Brandoms Modell auf die situative Bedeutungsseite des Sprechaktes im Sinne inferentieller Anschlüsse signifikant auswirken. Eher angewandte Ansätze der Pragmatik werden schon allein wegen der Privilegierung der Proposition hier gewiss nicht mehr ohne Weiteres mitgehen können, zumal aus dem im Folgenden genauer analysierten Ansatz heraus fragwürdig würde, wie linguistischer oder diskurstheoretischer Deskriptivismus je erfolgreich für semantische Fragen sein könnte, sobald der Sprung vom Korpus in die Analyse getan wird, denn ohne Rücksicht auf handlungstheoretische Zutaten wären die Ziele kaum zu erreichen. Spätestens hier gesellt sich sogar ein Handlungsaspekt zum Gesamtprojekt. Analyse ist auch Handlung. Die Ansätze biegen also in unterschiedliche Richtungen ab. Ob diese Richtungen tatsächlich zu unversöhnlichen Verläufen führen müssen, ist aus momentaner Perspektive noch nicht mit Sicherheit zu sagen. Nun setzt aber Brandom anders als Teuberts Vorschlag ohnedies bereits bei viel kleineren Einheiten als Texten an, eben bei assertiven Sprechakten als minimalen, situativen Handlungseinheiten – und gerade dies macht ihn auch semiotisch interessant. In seinem sprachphilosophischen Ansatz geht Brandom aus einer pragmatistischen⁴ Richtung also so vor: Er fragt, wie oder mit welchem Vokabular Bedeutungen diskursiv expliziert werden. Brandom charakterisiert seinen Ansatz entsprechend: “By calling it ‘pragmatism’ I mean a view inspired by insights of the later Wittgenstein, which situates concern with the meanings of expressions in the broader context of concern with properties governing their use” (Brandom 2008: XII).

Im Folgenden soll eine semiotisch-kritische Darstellung markanter Positionen des derzeitigen Hauptwerkes Brandoms unternommen werden. Dafür sollen zunächst spezifische Teile aus dem umfassenden Text EV mit Blick auf diese eine Frage ausgewählt, dargestellt und interpretiert werden, ob der Text Aspekte aufweist, die ihn für die Semiotik als allgemeine Theorie und Philosophie des Zeichens interessant oder gar unumgänglich machen oder mehr noch, ob er nämlich einen vitalen Beitrag zur Semiotik liefert. Die für die Semiotik so wichtige Klärung der Konstitution von Kultur kommt thematisch bei Brandom kaum eigens vor und wird im Folgenden daher ausgespart.⁵ Stattdessen soll nach einer kurzen Darstellung des Kommunikationsmodells der *Expressiven Vernunft* zunächst nach dem theoretischen Verhältnis zur Semiotik gefragt werden. Brandoms Ansatz nennt sich inferentialistisch und dadurch ist er ganz traditionell sprachanalytisch rationalistisch und erhebt damit den Anspruch, dass Sprachspiele die semiotische Ebene seien, auf der Bedeutung diskursiv ausgehandelt werden könne. Über vergleichbare Möglichkeiten auf der Ebene anderer Zeichensysteme ist nichts zu erfahren. Der latente philosophische Anspruch eines linguistischen Primats, gar eines Logozentrismus, ist kaum zu leugnen. Handelt es sich daher semiotisch gesehen doch eher um eine spezielle Theorie und keine allgemeine?

Der vorliegende Artikel folgt der These, dass Brandoms Pragmatismus auf einem konkreten, minimalen Kommunikationsmodell basiert und dass die Erlangung der Signifikanz der Sätze in Situationen aus diesem Modell heraus verständlich ist. Daher sind der Versuch der Einordnung des Pragmatismus in all-

gemein semiotische Zusammenhänge in Kapitel 2 und das Kapitel 3 zum Kommunikationsmodell als gleichberechtigt anzusehen, die Reihenfolge soll der Verständlichkeit dienen, funktioniert aber auch umgekehrt. Im Anschluss daran wird Brandoms Ansatz mit einem Vorwurf Fodors und Lepores (2010) konfrontiert, der ihn der Zirkularität verdächtigt und daher geltend macht, Brandom könne im Rahmen seines Modells Semantikerwerb nicht erklären. Das Argument besagt in etwa, Brandom muss Konzepte zur Einordnung von Handlungen anderer bei Lernern bereits voraussetzen, damit eben diese erlernt werden können. Um dagegen zu argumentieren, muss zunächst das Kommunikationsmodell durchleuchtet werden.

Zum Abschluss wird ein Versuch unternommen, Brandoms Beschränkung auf Zuschreibung von Intentionalität über den Dreh- und Angelpunkt Proposition zu überschreiten und an wenigen analytischen Beispielen solche Zuschreibungen zu untersuchen, die nicht mit gleichzeitiger Zuschreibung propositionaler Einstellungen verbunden werden können. Kaum zu bezweifeln ist wohl, dass es analog zur propositionalen Struktur von Behauptungen möglich ist, zuschreibende Aussagen über intentionale Zustände von Personen zu machen, die aus der Ich-Du-Kommunikationssituation heraus als dritte Person grammatikalisiert werden. Immerhin müssen die dafür nutzbaren sprachlichen Elemente – in erster Linie basierend auf Verben – ebenfalls semantischen Gehalt haben können.

2. Pragmatismus und Semiotik

Sobald Kommunikation (siehe auch Stöckl 2006: 14) und Signifikation als die Schlüsselbegriffe semiotischer Betrachtungsweise gelten (Nöth 2000: 235), muss die Zuordnung der *Expressiven Vernunft* zur Semiotik als selbstverständlich erscheinen. Passend zu solch einem eher pragmatisch orientierten Semiotikverständnis ist zu erwarten, dass EV neben einem ausgearbeiteten oder latenten Zeichenbegriff ein Kommunikationsmodell enthält oder voraussetzt, ein Wissensmodell und ein wenigstens latentes Modell des Spracherwerbs. Tatsächlich lassen sich diese Modelle alle finden oder ableiten.

2.1 Die *Expressive Vernunft* aus semiotischer Perspektive

Robert B. Brandoms philosophisch-pragmatisches *Making it Explicit* wird wohl vor allem aus philosophischer Perspektive diskutiert und weniger häufig aus sprachtheoretischer, linguistischer oder soziologischer. Verwunderlich ist es daher nicht, wenn die darin zum Ausdruck kommende Rolle der Semiose alltäglicher Kommunikation und die der Intentionalität ebenfalls seltener in den Fokus der hegemonialen Diskurslinien geraten.⁶ Es scheint, als ob neben der Normativität verstärkt der technischere zweite Teil des Buches ganz im Stile einer Aufsatzphilosophie diskutiert wird, bei der einzelne Aspekte spezifisch und sukzessive von unterschiedlichen Autoren durchleuchtet werden. Da der

Diskurs zum Buch inzwischen aber weitläufig verzweigt ist, mag es Ausnahmen geben. Indes lohnt es, die zentrale semiotische Frage des Buches aufzugreifen, die in Gestalt eines frei variierten Searle-Zitats dort auch formuliert wird:

„Geräusche und Striche auf Papier bedeuten an sich überhaupt nichts. Zur Bedeutung gehört Verstehen, und sie verstehen nichts. Doch wir können sie als Ausdruck des Gehalts verstehen, zu dem jene Anwendung der Begriffe gehört, die dafür sorgt, daß sie etwas bedeuten“ (EV: 113).

Gehalt ist etwas, über das nur bestimmte Wesen verfügen, nämlich insofern er Sache des Geistes (mind) ist.

Einer rein formalsemiotischen Perspektive wird mithin eine Absage erteilt, Zeichen bedeuten erst für jemanden etwas und dies wiederum wird allein diskursiv etabliert, stabilisiert und womöglich korrigiert, ist aber vollends normbasiert und damit im Kern sozial. Über die Bedeutung bestimmter Zeichen zu verfügen – vor allem anhand von Begriffen und Anaphern bei Brandom diskutiert⁷ – heißt im sozialen Sinne, dass ihre inferentiellen Konsequenzen gemeistert werden, was also die herausgehobene Funktion der Behauptung als minimalste relevante Zeichengröße erklärt.

Damit finden sich eigentlich zwei Begriffe des Zeichens: das Zeichen⁸ in Propositionsgröße einerseits und Signifikanz andererseits. Auch der Behauptung als dem assertiven Akt in Propositionsgröße wird die Möglichkeit der Repräsentation zugeordnet, letzteres ist bekanntermaßen eine der wesentlichsten Bestimmungen des Zeichens (EV: 133). Signifikanz hingegen hat wiederum mindestens zwei begriffliche Implikationen und kann somit in normative Signifikanz und pragmatische Signifikanz einer Behauptung aufgetrennt werden. Der Auffassung von Signifikanz in EV lässt sich aber erst auf die Spur kommen, wenn herausgestellt ist, dass „Zustände und Performanzen spezifische repräsentationale Signifikanzen“ (EV: 133) erlangen können. Weil es immer mehrere Möglichkeiten gibt – für das Folgende lege ich mich zur Vereinfachung formelhaft auf Repräsentation, Zitat, Fiktion und Lüge fest – glückend oder missglückend Repräsentationsabsichten mit Sprechakten zu verbinden, können Sprechakte im vollumfänglichen Sinn repräsentieren (in einem extensionalen Sinn oder auch im ikonischen Sinn). Entscheidend wird schließlich für Brandom sein, dass es Behauptungen als kleinste Zeichengröße sind, die eine bestimmte Art intentionaler Signifikanz haben können. Erst deshalb können auch alle möglichen anderen sprachlichen Syntagmen intentionale Signifikanzen haben, die dann auch alle möglichen anderen Sprechakte auszeichnen, wenngleich Brandoms Untersuchung beharrlich bei der Assertion verbleibt. Nur kommt den geäußerten Syntagmen nicht an sich Intentionalität zu, sie werden zu intentionalen Zeichen in Interaktionen.

Somit hat EV einige zutiefst pragmatische Voraussetzungen: Es wählt einen expliziten Grundzug von gegenseitig abhängigen Stationen, der sich mit einigen Begriffen charakterisieren lässt: Überzeugung (zunächst noch nicht Wahrheit), Kommunikation (Gebrauch), propositionaler Gehalt, Signifikanz. Der semi-

otische Kerngedanke des komplexen Denkens Brandoms zeigt sich beispielsweise darin, dass Überzeugung nicht als Setzung eines intentionalen Grundmodus als Ausgangspunkt genutzt wird, sondern als ausdrucksbegleitende Möglichkeit begriffen wird, die Behauptungen als Festlegungen auf Wissensansprüche auszeichnen kann. Sprechakte können im Sinne der Einstellung *Überzeugung* ausgewiesen werden, Überzeugung kann angezeigt werden und im weiteren diskursiven Verlauf dann eine Rolle spielen. Die Liste ließe sich verändern, es spricht aber doch vieles dafür, dass weitere theoretische Begriffe – so auch Behauptung und Inferenz – eher vor- und nachgeordnet sind, dass also diese Auswahl bereits die für die Pragmatik so wichtige Situation beschreibt, um Details wie *de re-* oder *de dicto*-Zuschreibungen jedoch ergänzt werden kann, was dann aufgrund der Beurteilung des Überzeugungsgrades Unterschiede bewirkt (*Peter sagt, dass p* im Unterschied zu *Peter glaubt, dass p*). Hier ist der Kreuzungspunkt von alledem, wofür die genannten Begriffe stehen. Diese Auswahl ist dennoch erklärungsbedürftig. Sie resultiert aus der Einschätzung, dass Brandom letztlich ein nicht eigens expliziertes basales Kommunikationsmodell zugrunde legt, in dem den Interlokutoren Behauptungen als die Grundeinheiten schlechthin verfügbar sind. *Kraft* der normativen und pragmatischen Signifikanzen der Behauptungen und *kraft* gegenseitig zugeschriebener, veränderbarer Verlässlichkeit legen sich Interaktionspartner gegenseitig auf Folgen fest oder lizensieren solche. Dies ist keine Antwort auf die Frage, ob es eine Sprache vor oder hinter dem Sprechen gebe (siehe Krämer und König 2002), sondern eine Antwort auf die Frage, wann und wo sprachliche Zeichen bedeutsam werden und wann und wie Bedeutungen expliziert werden. Daher verbleiben Richtigkeitsbeurteilungen und Anerkenntnisse von Wissensautoritäten (nicht nur der von Experten) tatsächlich im alltäglichen Diskurs und werden von Brandom nicht als im Allgemeinen verhaftet angesehen (siehe Stekeler-Weithofer 2011: 354).

Diese wenigen, skizzierenden Striche sollen genügen, um folgende Frage veranschaulichen zu können: Hat das derzeit umfangreichste und allgemein als zentral für sein Denken angesehene Werk Robert B. Brandoms *Making it Explicit* Aspekte, die es für die Semiotik interessant machen oder sollte es gar ganz entgegen dem ausdrücklichen Bekenntnis des Autors⁹ als Beitrag zur Semiotik gelesen werden?

Das Werk Brandoms ist fraglos der philosophischen Pragmatik (Pragmatismus) zuzurechnen und erklärtermaßen ist es Beitrag zur Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Daher ist sein Thema nach dem Verständnis vieler europäischer Ansätze der Zeichentheorie und -analyse zugleich der Semiotik zuzuschlagen, auch wenn diese Kategorisierung bereits Widerspruch auslösen könnte, zumal sie im Sinne eines eher strukturalistischen Zeichenbegriffs mit seinen Kernmerkmalen Differentialität und Wert nicht zutreffen würde. Pragmatismus (Inferentialismus) bedeutet immer auch diachron und diskursiv zu denken, bedeutet immer auch, die Herausbildung von Normen, Konventionen oder Kodes begriffstheoretisch zu integrieren. EV konzentriert sich auf Normen. Insofern geht Brandoms Blick nicht auf das System der Sprache oder wenigstens das System der Begriffe, sondern auf Kommunikation und Begriffs-

gebrauch. Damit löst Brandom auf spezifische Weise eine Forderung der Semiotik ein, wonach Regeln und Prinzipien zu formulieren seien, anhand deren die Interpretation von Formen und Formkombinationen nachvollzogen werden sollen (Bateman 2013: 258). Der Inferentialismus will den interaktiven Vollzug von Zeichen und besonders interaktive Explikationen von Implizitem theoretisch erfassen. Der Ansatz ist insofern grundsätzlicher und visiert in einer komplexen Verschränkung eine philosophische Untersuchung an, die durchaus auch Entstehung und Variation von Normen als Aushandlung bedenkt. Hervorzuheben ist einerseits, dass Brandom diese Forderung anhand von sprachlichen Äußerungen (Handlungen) einzulösen gedenkt und andererseits, dass es bei der dynamischen Interpretation nicht bereits um inferentiell in die Interpretation zu integrierende, deiktisch anzurufende Kontextelemente geht. Über die prinzipiell integrierte deiktische Grundoperation der Unterscheidung zwischen *ich* und *du* hinaus, die in der Situierung der Behauptung als Grundmodus des Zeichens impliziert ist, sind raum- und zeitrelative Relevanzsetzungen nicht obligatorisch. Vielmehr spielen *Glaubwürdigkeit* und *variable Behauptungsautorität* von Akteuren im Sinne lebensweltlicher Funktionen in der Theorie diese Rolle, denn sie werden als deontisch wirksam und als gesellschaftlich ausgehandelt im Sinne von Konten und wechselnden *Kontoständen* der Sprecherrollen angesehen. Zur *Signifikanz* von Äußerungen tragen sie so maßgeblich bei. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass beispielsweise die Verlässlichkeit einer Akteurin deshalb signifikant sein wird, weil sie *Relevanz setzend* wirksam sein kann.¹⁰

2.2 Pragmatismus als allgemeine Zeichentheorie?

Bislang soll deutlich geworden sein, dass die *Expressive Vernunft* sich aus theoretischer Perspektive Kommunikationsprozessen zuwendet. Brandom konzentriert sich in EV auf rationalistische Semiosen (Zeichenprozesse) und schließt einen großen Teil möglicher anderer Semiosetypen aus. Insofern der Zugang rationalistisch ist, ist er zugleich inferentialistisch, er zentriert sich um Urteile und Schlussfolgerungen. Daher sind zum Beispiel tierische Semiosen oder Zeichenprozesse auf zellulärer Ebene von der theoretischen Behandlung ausgeschlossen. Zudem hat Brandom ähnlich wie Josef Simon eine kantische Perspektive auf Sprachprozesse.¹¹ Noch ohne Kommunikation zu implizieren meint Simon allerdings, er sehe „die Notwendigkeit, die Philosophie der Sprache vom *allgemeinen* Gesichtspunkt einer Philosophie des Zeichens her zu verstehen und das Wirkliche überhaupt als Zeichenprozess aufzufassen“ (Simon 1989: 18). Sprache wäre demzufolge also gerade nicht das Erste.

Dieser allgemeinere zeichentheoretische Standpunkt riskiert die ungerechtfertigte Gleichsetzung empirischer Erkenntnisprozesse beispielsweise mit intentionsbasierten Interaktionen. Der pragmatistischen Annahme zufolge zeichnen sich letztere dadurch aus, dass Akteure Zeichen intentionsbasiert zu allerlei Funktionen gebrauchen können, was auch und gerade Interpretation, Zitat, Fiktion und Lüge oder dergleichen einschließt. Zentral hierbei ist Intentionali-

tät, die sich Akteure als interpretative Hypothese gegenseitig zuschreiben und die so als Prämisse fungiert. Die Interpretation als Semiose nicht-intentionaler Zeichenemissionen hingegen setzt selbst die Unterscheidungen aufgrund dynamischer Wahrnehmungen – ob dabei Sprache und Begriffe eine vorausprägende Rolle spielen, sei im Augenblick dahingestellt. Als wirksam anzunehmen ist an dieser Stelle wahrscheinlich Prägnanz als signifikante Dynamik, als eine Art herausragender Wahrnehmbarkeit von Objekten oder möglicherweise auch kleineren Ereignissequenzen. Demnach ist Prägnanz insofern ein Kontextphänomen, Teile des Wahrnehmungskontinuums werden vermittels einer Prägnanz signifikant (siehe Wildgen 2009: 88f. und Brandt 2009: 106). Dieser Wahrnehmungsaspekt muss auch ohne Zuschreibung von Intentionalität funktionieren. Trotz der eingängigen Metapher ist die Welt eben kein (intentionaler) Text.¹² Insofern allerdings verstanden oder interpretiert wird, werden Zeichen verstanden oder interpretiert. Derlei semiotische Funktionen würde Brandom kaum bestreiten (siehe EV: 327ff.), doch aus Sicht des Pragmatismus beginnt die Theorie damit, dass solche Wahrnehmungen in Urteilen ausgedrückt werden oder werden können und dass es unterschiedlich vorgebildete Beobachter geben kann, die auch zu unterschiedlichen Beobachtungen kommen. Nicht für die Wahrnehmung, aber für die ausgedrückten Urteile als nicht-inferentielle Berichte und somit Behauptungen werden wir verantwortlich im Moment des Ausdrucks. Es ist dieser Moment des Übergangs ins Diskursive, von dem aus sich die EV den Zeichen erstmals theoriebezogen zuwendet.

„Die für Beobachtungsberichte charakteristische Vorschussberechtigung (vielleicht die wichtigste dieser Art) gilt als in einem weiten Sinne inferentiell, weil derjenige, der eine solche Autorität zuweist, den Berichtenden implizit als (unter gegebenen Umständen und in Hinblick auf solche Gehalte) verlässlich betrachtet. Jemanden als verlässlichen Berichterstatteur behandeln heißt seine Festlegung (auf diesen Gehalt unter diesen Umständen) als hinreichend für seine Berechtigung zu ihr zu betrachten. Das heißt, eine Inferenz in dem weiten Sinn zu billigen, der die Folgebeziehung zwischen der Zuweisung einer Festlegung und der der Berechtigung zu ihr entspricht“ (EV: 283).

Aus handlungstheoretischer Perspektive muss immer auch bedacht werden, wie Beobachtungen in den Diskurs kommen und wie sprachlich-diskursive Handlungen zu Folgehandlungen führen, die nicht sprachlich sein müssen. Solch ein Eingangszug kann in Alltagssituationen wohl am ehesten ein propositional strukturierter exklamativer Sprechakt (Ausruf) sein. Bemerkenswert ist, dass Brandom hier den Eingangszug bedenkt, ohne dafür andererseits mentale Zustände anzuführen. Das ist theoretisch folgerichtig, da der mentale Zustand des Beobachters während der Beobachtung als Startpunkt des kommunikativen Prozesses keine theoretische Rolle spielen darf.

Zu möglicher globaler Verortung der *Expressiven Vernunft* im Rahmen einer allgemeinen Semiotik soll eine kurze Kontrastierung mit Josef Simons (1989) Überlegungen zum Zeichen dienen: Einer brisanten Verallgemeinerung zu erliegen verdächtigt Simon die Semiotik. Kurzum: Der Semiotik bescheinigt er eine metaphysische Tendenz, denn sie wolle sagen, was Zeichen seien und wel-

che Arten es davon gebe, zum Beispiel „Metaphern, Symbole, Codes usw.“. Das Seiende als solches bleibe für sie das, wovon sie im Begriff des Zeichens einen Teil absondere (Simon 1989: 18). Semiotik im Anschluss an Sprachbetrachtung sei eher eine Verwissenschaftlichung der Philosophie, „indem sie das, was auch für sie in Wahrheit das Erste ist, das Mitgenommenwerden im Verstehen von Zeichen, einer verdinglichenden Betrachtung“ unterwerfe. Eine allgemeine Wissenschaft vom Zeichen sei daher also überhaupt gar nicht möglich, da Zeichen keine besondere Art von Gegenständen seien und Verstehen keine besondere Art von Handlungen neben anderen (Simon 1989: 18). Simons Kritik ist durchaus bedenkenswert, sie zeigt aber selbst bereits eine Tendenz der Fokussierung auf differentielle Einzelheiten (etwa des Satzes) und führt beispielsweise nicht an, dass Semiotik auch darauf abzielt, Zeichenformen zu klassifizieren. Vielmehr differenziert Semiotik den kognitiv-relationalen Zugang zur Welt, der als einzelnes Ereignis aus dieser Sicht eben nicht beliebig ist, sondern sozial verankert und prinzipiell wiederholbar. Jedenfalls lässt sich diese Charakterisierung auf den eher an Charles Sanders Peirce anknüpfenden pragmatischen Zweig der Semiotik anwenden, während behavioristische (Ch. W. Morris) und strukturalistische (Ferdinand de Saussure) Linien noch einmal separat zu befragen wären.

„Um die pragmatische Signifikanz eines Sprechaktes wie einer Behauptung zu spezifizieren, muß man zeigen, wie die durch ihn bewirkte Veränderung des Kontostandes von einem Gesprächsstadium zum nächsten systematisch vom semantischen Gehalt der dadurch eingegangenen Festlegung abhängt. Ausgehend von einem Begriff der pragmatischen Signifikanz von Sprechakten – verstanden im Sinne von Transformationen der deontischen Einstellungen, mit denen sich Gesprächspartner gegenseitig über ihre Festlegungen und Berechtigungen auf dem laufenden halten – läßt sich sowohl verstehen, was es bedeutet, daß zwei Festlegungen den gleichen Inhalt haben, als auch, was es bedeutet, daß sie vom gleichen Gesprächspartner eingegangen oder ihm zugewiesen werden“ (EV: 279).

Brandom hingegen hat die von Simon thematisierte Problematik um das Mitgenommenwerden im Verstehen, die Bedingung des fraglosen Verstehens einerseits und die Warnung vor metaphysischen Tendenzen andererseits im Blick. Er schlägt eine Untersuchungsstrategie vom Satz und dessen Äußerung zu seinen begrifflichen Teilen vor. Doch zugleich ist diese Strategie auch von unten nach oben gerichtet, zumal die Größe der Behauptung als kleinste Einheit des Zeichens fokussiert wird, die in interaktionaler Situation auf mehrerlei Arten *Signifikanzen* tragen kann. Diese beeinflussen die Bedeutung insgesamt, während sich der Kern der Bedeutung aber auf einen inferentiellen Wert gründet, der von den verwendeten Begriffen abhängt. EV lässt sich als Versuch lesen, zu ergründen, wie Äußerungen in sozialen Interaktionen auf der Basis von Begriffen zu Bedeutungsträgern (Semantik) und zu Trägern von Signifikanzen¹³ (Pragmatik) werden können. Eine Klassifikation der Zeichen, ihr Erfassen als Seiendes, als Dinge unter Dingen oder wenigstens eine Klassifikation von Sprechakten ist dem Werk völlig fremd. Zugleich ist eine Inter-

pretation der EV sehr naheliegend, wonach die gesetzte Behauptung prinzipiell im Sinne eines fraglosen Erstverstehens zu lesen ist, wenngleich das Interesse auf die Interpretantenverstrickung als inferentielle Relationen, als weiterführender Prozess gerichtet ist. Den sprachlichen Zeichen wird in EV also eine herausgehobene Funktion gegenüber anderen Arten von Zeichenformen gegeben, indem sie Träger von Rationalität sind.

Zeichen sind – um noch einmal mit Simon zu reden – das in der Zeit uneingeschränkt Verstandene (Simon 1989: 4), was das Denken in Bewegung setze. Es müsse der Anspruch aufgegeben werden, eine oder gar meine Interpretation sei erschöpfend. Inzwischen wird dieser Aspekt als mutmaßliche Bedeutung (Levinson 2000) thematisiert, um zu erklären, wieso es so etwas wie unmittelbares Verstehen überhaupt gibt – auch und gerade in der Kommunikation – ohne zugleich eine absolute Bedeutungsidentität geäußerter und verstandener Zeichen annehmen zu können oder zu müssen. Zeichen in diesem Sinn meint den kognitiven Aspekt des im Moment prozesshaft (mutmaßlich) Verstandenen, Interpretation meint die Einbettung des Zeichens in ein Netz von Zeichen. Während das Zeichen im Moment des kognitiven Prozesses erfüllt – voll – ist, gilt dies für die Interpretation wohl niemals. Simon hat seinerzeit mit seinem bahnbrechenden Text erhellende Formulierungen für diese Differenz zwischen Semiose (Prozess) und Interpretation gefunden. Zu Letzterer ist dann die Semiotik zu zählen und der Unterschied zwischen den geschehenden Zeichen sowie ihrer wissenschaftlich-analytischen Erfassung ist somit bereits in den Grundfesten der Disziplin verankert. Doch dann fragt sich natürlich, warum Semiotik überhaupt betrieben werden sollte, warum der Prozess der Semiose als der wissenschaftlich-analytischen Erfassung mehr Wert haben soll als die Ausgangszeichen, die zu interpretierenden Zeichen? Es könnte sich um bloße Verdoppelung handeln. Doch die Form dieser Frage präsupponiert eine Antwort, die fehl gehen muss, da nicht das Eine gegen das Andere aufgewogen werden kann. Denn der wissenschaftliche Prozess als methodisch-interpretatorischer bringt einen besonderen interpretativen Diskurs hervor, der bestimmen soll, welche relationale Funktion oder Kraft ein Zeichen hat (siehe EV 870ff.). Brandoms Ziel ist es, das Vokabular zu isolieren, mit dem im interpretatorischen Prozess analog zum unmittelbar kommunikativen Prozess Bedeutungen expliziert werden. In der Hauptsache handelt es sich um deontische Prozesse zwischen *Sollen* und Richtigkeiten.

Die unmittelbare Erfahrung als Zeichenprozess ist also, wie eben gesehen, niemals defektiv, ist uneingeschränktes Erstverstehen. Denken als konjekturale und inferentielle Verkettung hingegen kann vom Zweifel bedrängt sein. Eine fundamentale Differenz zwischen Gewissheit und Möglichkeit ist dem Zeichen in diesem Verständnis somit eingeschrieben. Insoweit ist der Begriff des Zeichens allgemein und enthält noch keine Unterscheidung zwischen Sprachzeichen und anderen konventionellen oder bildlichen, natürlichen oder zufälligen. Jedes Zeichen – selbst das natürlich indexikalische – ist wegen seiner Einbettung in ein Interpretantennetz auch sprachlich erfassbar, umdeutbar, interpretierbar und mithin der öffentlichen Sprache und ihren Ausdrucksmöglichkeiten zugänglich. Für die Sprachphilosophie Brandoms ist die Entscheidung in der

Tradition der analytischen Philosophie eindeutig ausgefallen, es wird über Zeichen erst auf der Ebene der Explizierbarkeit verhandelt. Diese Signifikanz liegt nicht vollständig in der Ausdrucksform und mithin auch nicht im unmittelbaren Verstehen einer Behauptung, sondern sie gründet auf Faktoren wie der sozialen Relation der Sprecher, der Attribuierung von Intentionalität und anderem mehr.

Zeichentheoretisches Denken in Brandoms Sinne setzt an der Schnittstelle zwischen mutmaßlichem Verstehen (Levinson 2000) inklusive der Normalinferenzen (Stekeler-Weithofer 2011: 352) und der diskursiven Aushandlung, der Explizierung und unter Umständen auch verfeinerter Korrektur des Verstehens des Verstandenen an. Theoriesystematisch dafür ist der Begriff des Interpretanten. Erst durch ihn wird die Diskursivierung und also mögliche Aushandlung der Semantik der Zeichen von der Beliebigkeit ins Normative geholt.¹⁴ Simon schenkt einem anderen Spezifikum der Zeichen in seiner Kritik an der Semiotik keine Beachtung. Kaum lässt sich an anderen Zeichen als denen der Sprache das Verhältnis der Fülle des mutmaßlich Verstandenen und der „Flaschenhalsfunktion“ (Levinson 2000) der Zeichen mit ihrem tendenziellen semantisch-pragmatischen Mehrwert thematisieren.¹⁵ Das liegt im Verhältnis von Norm und Situation. Insofern bei Brandom die sprachliche Handlung nur inferentiell bedeutsam ist, versteht sich umgekehrt beinahe von selbst, dass die vertikale Durchmusterung eben den entscheidenden Mehrwert produziert. Daher muss Brandom zugleich den Begriff des Begriffs stark machen, der die vertikale Tiefe ermöglicht.

Zurück zur Ausgangsfrage der Einordnung ins Feld der Semiotik: Kann EV überhaupt ganz entgegen dem ausdrücklichen Bekenntnis des Autors als Beitrag zur Semiotik gelesen werden? Denn hier ist Vorsicht geboten, zumal Brandom selbst offenbar nicht viel vom erreichten Stand der gegenwärtigen Semiotik hält oder dem, was er als ihr Paradigma ansieht. Er geht davon aus, dass hier die bedeutende Rolle des Urteils und also des Propositionalen nicht genügend berücksichtigt worden sei. Äußerungen wie die folgende müssen daher im Kalkül bleiben, geschrieben mit Blick auf einen repräsentationalistischen Kern von Zeichen:

„Dieses [repräsentationalistische; U.H.] Paradigma regiert auch im Strukturalismus mehr oder weniger Saussurescher Provenienz und sogar bei denjenigen neueren kontinentalen Denkern, deren Poststrukturalismus noch so tief im repräsentationalen Sumpf festsitzt, daß ihm zum Verständnis der Bedeutung in Begriffen von Signifikanten, die für Signifikate stehen, keine andere Alternative einfällt, als sie in Begriffen von Signifikanten zu verstehen, die für andere Signifikanten stehen. Selbst zeitgenössische Spielarten des Pragmatismus, die explizit bestrebt sind, platonische Varianten des repräsentationalen Paradigmas zurückzuweisen, konnten sich nicht dazu durchringen, eine expressivistische Alternative zu entwickeln“ (Brandom 2001: 20).¹⁶

Im Rahmen seines relational expressivistischen linguistischen, seines rationalen Pragmatismus unterscheidet Brandom stattdessen zwischen Repräsentationsabsicht und Repräsentationserfolg, er geht also das Zeichen sofort von

der Ebene der Kommunikation als diskursiver Praxis und mithin der dynamischen Semiose her an. Die Absicht zu repräsentieren gelte es zu erläutern und das Auffassen, Begreifen oder Verstehen einer solchen Absicht zu analysieren. Denn nicht die Zeichen für sich repräsentieren oder drücken aus, sondern sie übernehmen solche Funktionen in Handlungen und nicht alle Elemente sprachlicher Konstrukte repräsentieren oder stehen demzufolge für etwas. Es handelt sich hier um einen engen Begriff der Repräsentation, bei dem die Komponenten Präsentation, Präsenz, Re-Präsenz kaum eine nennenswerte Rolle spielen und dadurch Welthaltigkeit im weiten Sinne kein Fallbeil für richtige und falsche Äußerungen bildet.¹⁷ Liefert Brandom also eine Perspektive über semiotisch ohnehin adaptierte pragmatische Theorien hinaus, die fortan von der Semiotik berücksichtigt werden muss? Zur Beantwortung dieser Frage soll zunächst kurz erörtert werden, woran genau sich diese harsche Kritik entzündet.

Die Setzung eines konventionellen Systems von Zeichen als Struktur unter Beibehaltung des klassischen Primats der Zeichenfunktion als ein Stehen-Für hat bekanntlich zwei gefährliche Implikationen: Die Relation ist letztlich willkürlich (arbiträr) und Repräsentation ist das Grundmodell des Zeichens, was zur bekannten These der Untrennbarkeit von Signifikant und Signifikat führt, beide sind nur in der Relation zueinander. Unschwer erkennbar ist allerdings, dass bereits die Begriffsdifferenz Signifikant und Signifikat selbst dazu verleitet, beide durchaus in unterschiedlichen Argumentationen zu bedenken. Sie können in theoretisch motivierter Analyse sehr leicht getrennt voneinander bedacht werden, auch wenn die These an sich als korrekt betrachtet wird. Wird zudem für richtig gehalten, dass Zeichen theoretisch als Kernelemente, zentrale Funktionen oder basale Relationen vorauszusetzen sind, ergibt sich quasi-automatisch tatsächlich mindestens eine Bilateralität zwischen der Form des Zeichens als Ausdruck und dem, was es verkörpert oder wofür es steht. Aus der Bilateralität, selbst wenn sie schließlich in Trilateralität mündet, resultiert die markante Frage der Repräsentationsfähigkeit des Zeichens und der Art der Zuordnung der beiden Ebenen. Eigentümliches an der Sprache und ihrem diskursiven Gebrauch im Vergleich zu anderen Zeichensystemen wird dabei aber noch gar nicht methodisch sichtbar. Sprache ist ein System unter mehreren, der Primat rationalistischer Aushandlung verblasst.

Semiotische Elemente als Verkörperungen weisen sich dadurch aus, dass sie insoweit keinen Analogie-Kodes folgen, als sie kreativ verkettet oder figuriert werden können, um beispielsweise in Fiktion oder diagrammatischer Anordnung Neues zu generieren, Wissen neu anzuordnen oder Erkenntnismöglichkeiten zu eröffnen. Dies zeigt sich etwa in diskursiver Zeichenpraxis oder Diagrammatik. Doch umgekehrt muss dabei auch Konstanz vorausgesetzt werden, sei dies als Kode oder Konvention. Fehlen dann rationalistisch diskursive Mittel, ist das freie Spiel der Signifikanten für Signifikanten womöglich eröffnet, wodurch dem Signifikat dann keinerlei haltgebende Funktion mehr zukommt.

Brandom hingegen geht in seiner Spielart des linguistischen Pragmatismus genau andersherum an die Sache des Zeichens heran und startet beim Begriffsgebrauch in Verbindung mit Propositionen als diskursiver Praxis. Daher unter-

scheidet sich die Idee des auf Inferenzen basierenden so genannten Explizitmachens nicht wesentlich von dem, was in Alltagskommunikation auch geschieht. Wenn wir nach Bedeutungen unserer Äußerungen gefragt werden, dann spielt eine Rolle, dass wir wissen, worauf wir uns mit unserer Äußerung festgelegt haben, welcher Handlungszug die Äußerung in der Verkettung von Handlungen und sprachlichen Handlungen ist und was aus ihr folgt. Außerdem gehört ein Wissen hinzu, was mit der Äußerung bzw. den ihr enthaltenen begrifflichen Elementen inkompatibel ist. Dieses Wissen selbst theoretisch verfügbar zu machen, ist wohl das pragmatistische Projekt Brandoms auf eine Kurzformel gebracht. Begriffsgebrauch wird hier als eine wesentlich sprachliche Angelegenheit betrachtet (Brandom 2001: 16), so dass Sprache ein Vorrang eingeräumt wird. Außerdem kommt Intentionalität auf zwei Ebenen ins Spiel: in ihrer normativen (sozialen) Dimension ist sie konstitutiv für Handlungen und dies öffnet die Möglichkeit „reflexiven Verhaltens“ (Bickes 1993: 166). Zweitens ist Intentionalität ein Aspekt der Kommunikation, wonach es einen Unterschied macht, ob die Quelle einer Zeichenemission „als einer von uns“ interpretiert werde oder nicht. Einem von uns gegenüber nehmen wir eine intentionale Einstellung ein, insoweit derjenige, auf den diese Einstellung gerichtet sei, als das Subjekt intentionaler Zustände interpretiert werde. Das beinhaltet umgekehrt die Annahme, dass dieser als intentionaler Interpret aufgefasst werde, der seinerseits solche intentionalen Zustände zuweisen (attribute) könne. Intentionale Zustände (als zugewiesene) haben daher eine normative Signifikanz, die mit dem Verfügen über propositionalen Gehalt zu tun hat (EV: 122f.) und mithin bereits das in späteren Kapiteln des Buches ausgearbeitete Verfügen über eine normative Inferenzstruktur ankündigt.

Der linguistisch fokussierte Pragmatismus darf das sprachliche Zeichen als Startpunkt wählen und als Paradigma des Zeichenbegriffs ansehen, da aus dieser Sicht alle anderen Zeichen sprachlich diskursiv verhandelt werden und also grundsätzlich Eingang in den Diskurs finden können. Insofern ist der Pragmatismus eine Art der allgemeinen Semiotik, ohne dass alle anderen Zeichen aus den sprachlichen heraus definiert werden müssten. Zeichen kommen zur Sprache.

3. Das Kommunikationsmodell der expressiven Vernunft

Den folgenden Überlegungen zum impliziten Kommunikationsmodell¹⁸ in EV liegen eine Voraussetzung und eine Interpretation zugrunde: Die gesamte Theorie der EV stützt sich darauf, dass die entwickelten Theoriebausteine zu einem relationalen Gesamtbild gehören. Dies gilt umso mehr für die Situation des Dialogs. Die Interpretation lautet: das Modell der (deontischen) diskursiven Kontoführung setzt Prozesshaftigkeit und Verlauf voraus. Eine Behauptung ist dieser Interpretation zufolge ein Durchzugspunkt des Diskurses.

Das verwendete aber nicht eigens separat ausformulierte Kommunikationsmodell in der pragmatistischen Philosophie Robert B. Brandoms basiert nach meiner Einschätzung auf einer impliziten Frage: Wie können sprachliche Inter-

aktionspartner (Interlokutoren) Bedeutung (im Alltag) explizieren, wenn dies nötig werden sollte und mit welchen Mitteln wird das getan? Diese Frage ergibt sich aus der Ansicht Brandoms, Kommunikation sei wegen unterschiedlicher Hintergrundfestlegungen von Interaktionspartnern notwendig, weil also eine deckungsgleiche Übertragung von Inhalten kaum zu denken wäre.

„Angesichts des Unterschieds mit Blick auf ihre anderen Einstellungen hat eine bestimmte Festlegung für denjenigen, der sie eingeht – der sie ausspricht oder von ihr überzeugt ist –, gewöhnlich eine andere Signifikanz als für diejenigen, die sie zuerkennen, eine Hörerschaft oder ein intentionaler Interpret. Das macht natürlich Kommunikation nicht unmöglich – ganz im Gegenteil. Wie soeben erwähnt, werden Kommunikation und Interpretation erst dadurch interessant, daß Situationen mit verschiedenen Hintergrundfestlegungen überwiegen. Daß die implizit normative inferentielle Signifikanz einer Festlegung aus der Sicht desjenigen, der sie eingeht, eine andere sein kann als aus der Sicht desjenigen, der sie zuweist, bedeutet, daß die inferentielle Gliederung begrifflicher Gehalte eine grundlegende soziale Dimension hat, die eine Relativität mit Blick auf die soziale Perspektive in die Spezifikation solcher Gehalte einbringt“ (EV: 217).

An diesem Zitat gilt es mit Blick auf Erkenntnisse über das Kommunikationsmodell festzuhalten, dass zwischen Festlegungseingehen, den Zuweisen von Festlegungen und intentionalem Interpretieren (dazu gehört die Hörerschaft) unterschieden wird. Der Unterschied dreht sich um die normative inferentielle Signifikanz und wird als sozial perspektivisch gekennzeichnet. Erst daraus resultiert Brandoms explizite Frage, welche Funktion dabei dem so genannten deontischen Kontoführen zukommt. Das Aufstellen von Behauptungen wird als „elementarer Zug im Spiel des Liefern und Forderns von Gründen“ verstanden, insofern sie eine propositional gehaltvolle Performanz sei und das Liefern einer Begründung sein könne oder für sie eine Begründung verlangt werden könne (EV: 219). Behauptungen sind, so verstanden, der Basistypus sprachlicher Handlungen, nur mit Bezug auf sie gibt es – diesem Ansatz zufolge – auch viele andere. Brandom selbst rückt als so genannte deontische Status nur die beiden basalen Statusvarianten Festlegung und Berechtigung ins Zentrum. Die Signifikanz einer Performanz besteht nun darin, „wie sie die deontischen Status der Beteiligten verändert“ (EV: 252). Sprechakte werden so als Träger der Signifikanz von Behauptungen verstanden, was sie, nebenbei bemerkt, schließlich als *Zeichen* charakterisiert. So genannte deontische Kontoführung ist also diskursive Kontoführung. Jeder so geäußerte Satz ist prinzipiell öffentlich, weil er zugleich mit situationsabhängigen Lizenzen verbunden ist (als Autorisierung), so dass er beispielsweise als Prämisse von Folgerungen anderer verwertet werden kann. Geschieht dies auch, steckt Brandom zufolge darin zugleich eine Billigung. Das sind die Basisspielsteine der Kontoführungspraxis.

Zurück zur Frage nach dem Kommunikationsmodell: Die Fakten sprechen zunächst gegen die Hypothese eines theoretischen und den Ansatz Brandoms tragenden Kommunikationsmodells.

Zwar gibt es ein eigenes kleines Kapitel, das unter der Überschrift „Kommunikation“ steht, sie wird dort aber weder als Modell vorgeführt noch definiert,

sondern es werden basale, kommunikative Operationen der Informationsvermittlung thematisiert. Überdies geht Brandom sehr unpragmatisch von Ausdrücken und Sätzen aus und nicht von Äußerungen. Wir wissen nur zu gut, dass in alltäglicher Kommunikation Sequenzialität zwar zentral ist, die Satzdefinition aber aus der literalen Grammatik stammt und beispielsweise für die Gesprächsanalyse wenig nützlich ist. Tatsächlich steckt dahinter aber ein semiotischer Gedanke: Wie kann ein Satz ein Handlungselement sein? Die Antwort ist gerade schon gegeben worden: indem er die Signifikanz einer spezifischen Handlung trägt.

Spät im Buch EV findet sich folgende Stellungnahme: „Das Gespräch ist das hohe Gut für diskursive Wesen“ (EV: 893). Ganz im Sinne einer philosophischen Untersuchung, die an Rationalität und Argumentation ansetzt, ist der Ort des Geschehens diskursiv. Diskurs wird hier sehr klassisch als Opposition zu intuitiv verstanden werden müssen, Argumentation im Unterschied zu diagrammatischer Bilderfassung. In der für die hier gestellte Kernfrage aufschlussreichen Einleitung zu den Erläuterungen zu EV, *Articulating Reasons* (2000) [dt. *Begründen und Begreifen* (BB)] stellt Brandom indes heraus, es werde „eine Analyse des Wissens (oder Glaubens oder Sagens), dass dieses oder jenes der Fall ist, in Begriffen des Wissens, wie etwas zu tun ist, vorgelegt“ (BB: 13). Das Diskursive ist hier ein ganz bestimmter Typ von mindestens dialogischer Situation, die gerade nicht durch die Separation des Hörers vom Sprecher gekennzeichnet ist, sondern Interakteure als wechselseitig notwendige Interlokutoren des Diskurses begreift. Das Kommunikationsmodell in EV ist so gestaltet, dass es von der alltäglichen Kommunikationssituation des Gesprächs zwar ausgeht, in dieser aber bereits den Zugang des Interpreten und spezieller des Theoretikers ansiedelt und das Gespräch letztlich auch nicht nur als Dialog allein aufzufassen ist. Selbst Publikum und ähnliche mehr oder weniger disparate Gruppierungen als Funktoren sind denkbar. Das Modell ließe sich daher auch auf Medienanalysen anwenden.¹⁹ Erste, zweite und dritte Person sind sozusagen in das Modell integriert. Ursprüngliche Intentionalität spielt eine relationale Rolle in der Situation, da Kommunikation als Handlung – um keine andere geht es hier – darauf basiert, dass Intentionalität von den Beteiligten gegenseitig zugeschrieben und dem Tun attribuiert wird. Die Interpretationsebene ihrerseits wiederum schreibt den interpretierten Akteuren zu, sich gegenseitig Intentionalität zuzuschreiben. Etwas allgemeiner und vom Sprechakt abgesehen kann auch gesagt werden, dass Interaktionspartner davon ausgehen, dass das jeweilige Gegenüber intentional ist, was die Interpretation auch einfacher Aussagesätze wesentlich beeinflusst. Es macht beispielsweise einen Unterschied, ob ich seine Behauptung als Festlegung des Sprechers auf eine Beobachtung oder als Berufung auf die Beobachtungsautorität eines anderen interpretiere, um bei einer einfachen Variante zu bleiben. Die EV enthält ihr Kommunikationsmodell gewissermaßen als Supplement, welches zur Fundierung der Theorie dringend benötigt wird, doch es ist wohl nicht Ziel des Textes, ein solches Modell um seiner selbst willen zu entwerfen. Das Modell gilt unter der Annahme, dass Kommunikation möglich und zugleich eine 1:1-Übertragung von Bedeutung unwahrscheinlich ist. Es beantwortet nach eigenem

Anspruch die Frage, wie Bedeutung aus Kommunikation heraus verstanden und explizit gemacht werden kann und als Fundament der Theoriebildung funktioniert. Diese Herangehensweise ist nicht selbstverständlich und wurde in der jüngeren Geschichte der Pragmatik unterschiedlich gelöst.

Pragmatik-Theorien sind vor das Problem des methodisch angemessenen Umgangs mit der Differenz von Handlung und Handlungsbeschreibung gestellt, insoweit der methodisch selbstreferentielle Aspekt (auch die Theoriebildung ist Handlung) zum Ausdruck kommt. Dies gilt umso mehr dann, wenn ein solcher Ansatz im Sinne des linguistic turn (Rorty 1997) gesprochene Sprache und nicht mentale Zustände oder anderes als Ausgangslage setzt.²⁰ Sprachanalytisch zu bedenken ist hier der Wechsel zwischen der ersten Person Singular (selten auch Plural)²¹ und der dritten Person Singular. Eine raffinierte Lösung dieses Problems wird in Brandoms EV direkt in das Kommunikationsmodell integriert. Die Theorie ist im Kern relational. Daher geht sie davon aus, dass wir erstens essentiell und nicht nur akzidentiell Sprecher sind und zweitens, dass

„Zuweisungen [attributions] intentionaler Zustände und gehaltvoller Sprechakte Hand in Hand gehen und keine von diesen unabhängig von ihrer Beziehung zu den jeweils anderen intelligibel ist. Eine relationale Auffassung kann also die Möglichkeit des Sprechens als wesentlich für die Intentionalität ansehen“ (EV: 231).

Mit dem Problem separater Erfassung des ansonsten aber unmittelbaren Handlungsaspektes ist nicht erst Brandom konfrontiert. Ein ganz kurzer Blick auf Austins Harvard-Vorlesungen von 1955 (Austin 1962) lohnt zur Schärfung des Profils der EV. Bereits für das Konstrukt des performativen Sprechaktes betont John L. Austin die unmittelbare Ich-Bindung des Handlungsaspektes der sprachlichen Äußerung (erste Person Singular Indikativ Präsens Aktiv), wobei der Sprecher die eigene Handlung selbst benennt oder benennen kann und mithin das Verfügen über den normativen Aspekt seines sprachlichen Tuns als soziale Handlung zum Ausdruck bringt. Etwas lax ließe sich sagen, dass es aus diesem Grund naheliegend ist, Pragmatik eher in der Präsenz der Situation wurzelnd zu begreifen und Semantik (und das Propositionale) eher abstrakter und situationsübergreifender. Bekanntlich verfolgt schon Austin mit dem Begriff der Illokution noch in derselben Vorlesungsreihe schließlich einen anderen Gedanken, indem er diese ebenfalls als von der Situation abstrahiert definieren möchte.²² Für die performativen Akte jedenfalls sind deklarative Akte und kommissive Handlungen paradigmatisch geworden. Die Deklarativa schaffen soziale Tatsachen etwa mit der Formel *ich taufe dich*. Die Kommissiva sind natürlich paradigmatisch geworden in selbstverpflichtenden Handlungen des Versprechens mit der explizit performativen Formel *ich verspreche, dass*. Solche sprachlich durchaus standardisierten Konstruktionen zeigen eine Kenntnis der normativen Dimension der Handlung des Sprechers an, was den Gedanken nahelegt, dass eben deshalb diese Handlungsaspekte doch auch eine abstrakte, zur Sprache gehörige, allein in der Situation erkennbare Seite haben. Neben der Handlung vollzieht die Sprecher-Person zugleich auch eine Hand-

lungszuschreibung an sich selbst. Zwar sind bekanntermaßen Zweifel berechtigt, ob denn die Handlungsaspekte der Kommissiva *ich verspreche, dass* und *ich bin morgen um zehn bei dir* tatsächlich identisch sind, oder ob nicht vielmehr die Benennung des Aktes noch eine Handlungsmodifikation ins Spiel bringt, doch soll dieses Problem hier nicht weiter interessieren. Entscheidend ist vielmehr, dass dieselbe Konstruktion auch in der Modifikation zur dritten Person Singular funktioniert. Während in der ersten Person eine unmittelbare Aussage über die Intentionalität des Sprechers gemacht wird (Autorität der ersten Person)²³, geht diese Rechtfertigung durch Unmittelbarkeit beim Wechsel in die dritte Person verloren. Zu dieser Autorität gehört auch die Zuschreibung, dass der Sprecher über das zugrundeliegende Wissen verfügt (als das Wissen-Wie). Hier liegt zugleich der tiefere Grund, warum zur vollständigen Erfassung des ich-gebundenen Handlungsaspektes schließlich auch das Präsens zu nennen ist. Wechselt der Sprecher in die Handlungsbeschreibung seiner eigenen, früheren Äußerungen, geschieht dasselbe wie beim Wechsel von der ersten in die dritte Person. Die Unmittelbarkeit der Intentionalität ist verschwunden (oder vielmehr durch eine neue, wiederum unmittelbar handlungsbegleitende oder -konstituierende ersetzt).

3.1 Das Kommunikationsmodell: Signifikanz

Für den pragmatistischen Zugang ist nun entscheidend, ob der ursprünglichen Intentionalität und den mentalen Zuständen, die für sie charakteristisch sind, eine zentrale Funktion zukommen sollte oder nicht.

In Brandoms Kommunikationsmodell ist das Problem so gelöst, dass es an sich in zwei Bausteine unterteilt ist. Zuerst gehen demzufolge Interakteure gegenseitig davon aus, dass sie intentional, über Normen verfügende und im Sinne von Normen handelnde, sich mit der Äußerung festlegende und zu Schlussfolgerungen autorisierende Interlokutoren sind, die Absichten verfolgen und gemäß handlungspraktischen Normen ihre Ziele auch umsetzen können, die aber auch über die Bedeutung ihrer Äußerung verfügen. Das umfasst den propositionalen Gehalt und inferentielle Anschlussmöglichkeiten. Zudem gibt es die Funktion der Interpretation einerseits und schließlich sogar die noch spezifischere Ebene des Theoretikers²⁴ (EV: 884ff.), so dass bei der so genannten Kontoführung prinzipiell mindestens drei Perspektiven im Spiel sind.

„Die Kraft einer Äußerung, die Signifikanz eines Sprechaktes ist anhand des Unterschieds zu verstehen, den sie für die Festlegungen und Berechtigungen macht, die von verschiedenen Gesprächspartnern eingegangen werden – also in Begriffen der Veränderung der deontischen Kontoführungseinstellungen, die sie ja stützt. Ja, deontische Status sind einfach als Weisen zu verstehen, solche Konten zu führen. Die paradigmatische Art des Sprechakts, das Behaupten, wird so spezifiziert, dass es die Signifikanz des Eingehens einer Festlegung hat (und damit die Lizenzierung von Zuweisungen dieser Festlegung), des Genehmigens oder Autorisierens, weitere solche Festlegungen einzugehen, und der Übernahme einer bedingten Leistungs-Verantwortung, die Berech-

tigung zur eingegangenen Festlegung nachzuweisen, sollte diese auf angemessene Weise in Frage gestellt werden“ (EV 281f.).

Zu dieser Art der Interpretation ist also beispielsweise solch ein Unternehmen wie das Brandoms selbst zu zählen, aber nach meiner Einschätzung ließe sich auch Metakommunikation als interpretierende Kommunikation über eine jeweilige Kommunikation dazu zählen. Brandom bringt das Projekt auf die Formel, er wolle zeigen, was es heißt, jemanden (einen Sprechenden also) als einen von uns zu behandeln. Das heißt, wir interpretieren uns gegenseitig als solche, deren Umgang mit anderen Dingen und miteinander etwas für uns in einem besonderen und charakteristischen Sinne bedeute, dieser besondere Umgang habe für uns jeweils begrifflichen Inhalt, wir verstehen ihn in einer bestimmten Weise (EV: 37). „Wir sind diejenigen, für die Gründe bindend sind, die der eigentümlichen Kraft des besseren Grundes unterliegen“, was vernünftig sein heiße und bedeute, wir seien der Kraft des (rationalen) Sollens (normativ) unterworfen, wir sind die, die der Autorität von Gründen unterworfen seien (EV: 37). Kurzum: Mindestens zwei Akteure werden in der Kommunikationssituation zu solchen, weil sie sich gegenseitig Intentionalität zuschreiben. Sie betrachten einander als an dieselbe Art der Rationalität gebunden oder dieser verpflichtet. Die Rationalität wiederum resultiert aus dem, was Brandom inferentielle Gliederung nennt. Genau deshalb ist nach seiner Einschätzung die Behauptung die kleinste Zeicheneinheit, für die wir Verantwortung übernehmen, denn erstens besitzt sie eine Urteilsstruktur und ist mithin propositional gegliedert und zweitens resultiert daraus, dass auch eine einzelne Behauptung als grundsätzlich sequentielles Element begriffen werden kann.

Begrifflich-semantische Relationen lassen sich bereits daraus ableiten. Nehmen wir als Beispiel die Konversität von Verben. Wird eine Assertion logisch in ihre propositionalen Elemente aufgegliedert, bleiben zwei Teile: $f(x)$. Es bleibt das Element der Bezugnahme oder nach logischem Verständnis die Referenz (x) und der prädicierende oder dazu eine Aussage beifügende Teil, der logisch auch als Funktion f oder genereller Terminus bezeichnet wird. In der Satzstruktur des Deutschen oder Englischen gehört zur Formulierung des generellen Terminus immer ein Verb. Es ist sicher kein Zufall, dass viele Beispiele aus einfachen Konstruktionen mit dem Kopulaverb *sein* bestehen. Bei Brandom etwa ist ein gut ausdiskutiertes Beispiel auf der Basis „... ist der Erfinder der Zweistärkebrille“ gebildet (BB: 180ff.). Für die syntaktische Funktion des Verbs und den daraus resultierenden Beitrag zur Prädikation der Proposition des Satzes allerdings sind konverse Verben anschaulicher. Behauptet ein Interlokutor, *Franz hat sein Boot verkauft*, dann ist als unmittelbare Inkompatibilitätsbeziehung *kaufen* sozusagen erster Lizenzgeber. Das heißt, aus der Behauptung ist kein weiterer Interlokutor berechtigt oder autorisiert, seinerseits anderen gegenüber zu behaupten, *Franz hat (s)ein Boot gekauft*, weil *kaufen* und *verkaufen* ein und derselben Sache bezogen auf ein und dasselbe Referenzobjekt zugleich unmöglich sind. Aber andererseits ist mit der Behauptung eine inferentielle Signifikanz verbunden, die zu einer weiteren Behauptung autorisiert. Das könnte näherungsweise so etwas sein wie *Walter hat das Boot von Franz gekauft*, was

wiederum weitere diskursive Verlaufsmöglichkeiten eröffnet, die wiederum inferentiell gegliedert sind. Wenn beide Interlokutoren der Behauptungssituation mit der Äußerung des Satzes *Walter hat das Boot von Franz gekauft* um den desolaten Zustand des Bootes von Franz wissen und beide wissen, dass Walter es auch weiß, dann bieten sich unter Umständen wiederum solche materialen Vorgaben an wie *Wenn einer ein desolates Boot kauft, dann zahlt er wenig* oder *Wenn einer ein desolates Boot kauft, dann ist er dumm* oder ähnliche Konditionale. Genauso gut wäre es aber möglich, dass beide unterschiedliches Hintergrundwissen haben, was wiederum einen anderen Verlauf erwarten lässt. Über solches begriffliches Wissen aber (zu dem hier die Verben beitragen) muss man verfügen, um ein Sprecher einer Sprache zu sein. Wie auch immer eine tatsächliche Situation verlaufen würde, der propositionale Kern und die integrierte Begrifflichkeit etwaiger Behauptungen sorgen dafür, dass die Konversivität der Verben des obigen Beispiels rational zugänglich ist, Verständigung über lizenzierte oder auch sanktionierte Inferenzen möglich sind. Darin ruht der Keim der Sprachtheorie Brandoms.

3.2 Das Kommunikationsmodell: Intentionalität

Ist Intentionalität ein besonderes geistiges Merkmal menschlicher Kommunikation? Brandom würde vermutlich mit dem Ansatz aus EV und daraus resultierenden Konsequenzen anders argumentieren: „Nur intentionale Systeme können für das Verhalten anderer intentionale Erklärungen vorbringen“ (EV: 111). Es gelte daher die Intentionalität erster Klasse zu verstehen. Über diese verfügt, wer Intentionalität und intentionale Einstellungen wie Überzeugungen und Wünsche zuweist – in kommunikativen Prozessen. Intentionalität zweiter Klasse ist dann die zugewiesene Intentionalität, die zur Erklärung und zum Verstehen herangezogen wird – ebenfalls in kommunikativen Prozessen. Intentionalität ist mithin in dieser Sichtweise prinzipiell an Explikation gebunden, und zwar an ganz besondere Arten der sprachlichen Explikation. Es geht um Verhaltensverstehen unter der Prämisse der Intentionalitätszuschreibung. Intentionalität ist folglich nicht nur als begriffliche Amalgamierung aus Bewusstsein oder Aufmerksamkeit und Absicht zu verstehen, sondern gerät in den Bereich von Gemeinschaft und Norm, Sprache und Inferenz. Darin ist eine deutliche Festlegung enthalten, dass sprachlich-intentionale Zeichenäußerungen anders zu verstehen sind als natürliche Zeichenemissionen. Mit dieser Fokussierung auf Rationalität ist der menschlichen Kommunikation ein herausragendes Merkmal zugewiesen, nicht nur der Sprache.

Der diskursive Verlauf im Anschluss an eine Behauptung (oder jeden anderen Sprechakt) ist im Horizont von EV als prinzipiell öffentlich und tendenziell offen zu verstehen. Umgekehrt ließe sich fragen, wie denn angesichts solcher Offenheit dennoch Kommunikation möglich ist. Dafür sind die Signifikanzen da. Die inferentielle Signifikanz ist eben in ihrer Kernstruktur am Beispiel der Verben *kaufen-verkaufen* kurz angerissen worden.²⁵ Etwas außerhalb der Diktion Brandoms könnte man sagen, der geäußerte Satz erhält seinen Zeichencha-

rakter in einer Situation aufgrund mehrerer Faktoren, von denen einer die inferentielle Signifikanz ist, die sich der Propositionalität einerseits und der Begrifflichkeit andererseits verdankt. Die inferentiellen Anschlussmöglichkeiten sind nicht fest oder gänzlich frei, sondern bewegen sich in einem normativen Rahmen. Insofern der Satz als Äußerung fungiert, erlangt er seine pragmatische Signifikanz, er ist also gleichsam ein Zeichen. Das Spiel mit den deontischen Punkteständen meint nun, dass alle Interlokutoren bestimmte aber wechselnde Festlegungen und Berechtigungen auf ihrem Konto verbucht haben, über die sie selbst, sie selbst gegenseitig und mögliche andere, zusammengefasst als Interpretation, kontoführen. Kontoführung ist mithin perspektivensensibel.

Zeichen werden in Brandoms Werk EV von einer bestimmten Größenordnung her verstanden: von der Urteilsform. Das ist nicht selbstverständlich, geschieht jedoch in guter Tradition der Analytischen Philosophie und Ordinary Language Philosophy. Allerdings lässt sich argumentieren, dass mindestens ein weiterer Zeichentyp latent vorhanden ist, der von Brandom als Signifikanz bezeichnet wird. Demnach haben sprachliche Äußerungen in Situationen aufgrund sozialer Konstellationen und vor der fraglichen Äußerung geschehener sprachlicher Ereignisse vor der fraglichen Äußerung Signifikanz, die sich wiederum in zwei verschiedene Arten unterteilt: normative und pragmatische Signifikanz. Letzteres betrifft die Angemessenheit von Handlungen allgemein, angemessene Folgen eines Tuns und die Beschreibung mit deontischem Vokabular, wie es bei Brandom häufig heißt. Damit sind im Deutschen üblicherweise Modalverben wie vor allem *sollen* gemeint (EV: 56). Eine normative Signifikanz werde „einer nicht-normativen Welt übergeworfen wie ein Mantel über eine Nacktheit, und zwar von Handelnden, die Präferenzen ausbilden, Anweisungen geben, Vereinbarungen treffen, loben, tadeln, hochschätzen und beurteilen“ (EV: 97). Aus semiotischer Sicht vielversprechend ist Brandoms EV nun deshalb, weil er an der Herausbildung derartiger Konventionen interessiert ist. Es darf nie vergessen sein: hier handelt es sich um Grundagentheorie. Anders als beispielsweise aus strukturalistischer Perspektive werden herausgebildete Konventionen nicht als differenzielle Werte in einer netzartigen Struktur verstanden, sondern als diachronisch beweglich und veränderbar, die Sequenzialität des Gesprächs ist prinzipiell impliziert.

Obschon die Urteilsgröße als kleinstes Zeichen der Betrachtung angesetzt wird, erzeugt dies automatisch eine syntaktische Minimalgröße des Zeichens in Form eines zunächst nur einfachen Aussagesatzes als Äußerung, die zugleich als Element einer Inferenz interpretiert wird, so dass – wenigstens potentiell – je nach Sachlage Prämissen oder Konklusionen als Begründungen hinzugezogen werden können. Wenn ein Gesprächspartner eine Autoreise ankündigt und vom unmittelbaren anderen Gesprächspartner (das sind die Interlokutoren) die assertive Informationskundgabe gesagt bekommt: *Die Autobahn ist gesperrt*, dann lässt sich die Relevanz der Antwort unterschiedlich analysieren. Wird die Erklärungslast der Sprecherintentionalität übertragen, dann braucht es bestimmte Voraussetzungen, damit der vom Sprecher intendierte Schluss erfolgen kann. Bekanntlich ist dafür erforderlich, dass die Interlokutoren kooperativ sind und sich gegenseitig Kooperativität zuschreiben. Die Ver-

letzung einer Kommunikationsmaxime gemäß Grice (1967/1987) kann mithin als intendiert erkannt, die Äußerung als relevant und dem gegenwärtigen Kenntnisstand des Sprechers gemäß verstanden werden. Es erfolgt ein Schluss auf eine nicht-natürliche, jedoch intendierte Bedeutung, zu erkennen daran, dass sie auch streichbar ist: *Die Autobahn ist gesperrt – Aber du kannst losfahren.* Der Schluss auf unausgesprochen Mitgemeintes wie *Du solltest besser nicht losfahren, wenn die Autobahn gesperrt ist* kann also (probehalber) aufgehoben werden. Derartige „Flaschenhalsinformationen“ (Levinson 2000) haben jedoch einen wesentlichen Nachteil darin, dass die Intention des Sprechers kein verlässliches, intersubjektivierbares Kriterium sein kann, ohne dass man in einen unentrinnbaren Zirkel gerät. Dies rührt wesentlich von Festlegungen darüber her, welchen Status *Repräsentation* in der Erklärungsreihenfolge einnimmt. Für den Pragmatisten Brandom kann Intentionalität als intentionaler Gehalt nicht die erste Position erhalten, sondern muss umgekehrt aus Norm und Kommunikation heraus verstanden werden. Für einen semiotischen Ansatz, dem der logische Schluss *Abduktion* an dieser Stelle theoretisch relevant erscheint, sieht das ganze inferentielle Konstrukt ohnehin etwas anders aus. Denn ein solcher Redebeitrag zur Autobahnsperrung wie im Beispiel eben kann wegen des überraschenden Charakters, den jede ungeahnte Information im Gespräch hat, sogar ohne Annahme eines Maximen- oder wohl nicht normverletzenden Erwartungsverstoßes auch als Anlass eines Abduktionsprozesses verstanden werden, der die gegenwärtige überraschende Äußerung im Verbund von imaginierter Prämisse und imaginierter Konklusion hypothetisch erklärbar macht. Eine derart gefundene Interpretationshypothese ist vorübergehend und im weiteren Verlauf eines Gespräches durchaus korrigierbar. Sie kann aber unterschiedlich ausfallen, je nachdem welcher Art die zugeschriebene Intentionalität ist.

Prämisse: Wenn eine Straße gesperrt ist, wird der Verkehr nicht fließen, Äußerung (*Autobahnsperrung*), Schluss: Also warte ich bis zum Ende der Sperrung.

Stellt sich der Interlokutor im weiteren Gespräch aber als Marketingleiter des unmittelbar benachbarten Flugplatzes heraus, kann sich die Rezeptionsfolge als korrekturwürdig erweisen, insofern sie eine Vermutung über die Intention des Sprechers impliziert, sie kann aber – und dieser Umstand ist zentral – für den Interpreten gültig bleiben. Wir erhalten also hier eine erweiterte theoretische Perspektive, die nicht auf einzelne Akte reduziert bleibt, sondern Sequenz- und Gesprächsgröße impliziert.

All das aber impliziert aus theoretischer Sicht nicht Schlüsse auf Intentionen derart, dass nur dann der Gehalt verstanden werden könnte, wenn die Intention „richtig“ verstanden wird – was immer richtig hier dann heißen würde.

„Ursprüngliche, unabhängige bzw. nicht abgeleitete Intentionalität ist eine rein sprachliche Angelegenheit. Der theoretische Primat sprachlicher Intentionalität läßt sich erst begründen, nachdem alles Material für die Analyse der repräsentationalen Dimension propositionalen Gehalts (und begrifflichen Gehalts überhaupt) zusammengetragen worden ist“ (EV: 221).

Genau das aber will Brandom tun, diese Bausteine zusammentragen.²⁶ Intentionalität wird normativ verstanden, nicht im Sinne kausal-funktionaler Ansätze und soll inferentiell verständlich gemacht werden.

4. Zeichen kommunikativ lernen – ein Zirkel?

Im Folgenden soll diese Perspektive kurz mit einer Herausforderung konfrontiert werden. Bedeutungen sind in diesem Sinne etwas, das im Diskurs besteht und innerhalb dieses Rahmens auch diskursiv herausgearbeitet – expliziert – werden kann. Dies gilt besonders auch für das Modell alltagspraktischer Diskurse. Wenngleich in EV in diesem Sinne des semantischen Inferentialismus eine sogenannte Bottom-up-Strategie der semantischen Explikation von der Behauptung zur inferentiell-diskursiven Verflechtung erkennbar ist, gibt es aber auch eine Erklärungsrichtung von der Proposition in Richtung Begriff – also zu sententialen Elementen. Brandom weist für den pragmatischen Ansatz jedenfalls eine Erklärungsstrategie zurück, die bei Begriffen ansetzte, die repräsentierend für die Gegenstände stünden (EV: 482). Sein Ansatz ist tatsächlich in einer bestimmten Hinsicht top-down gedacht, was dann sprachtheoretisch notwendigerweise im zweiten Schritt nicht gleich überzeugen kann.

“I am recommending a ‘top-down’ order of semantic explanation, which talks first about what sentences [sic!] express, and only later about the contribution that the presence of individual words makes to what sentences containing them express” (Brandom 2010: 332).

Was genau kann daran für den Spracherwerb im zweiten Schritt nicht gleich überzeugen?

Kaum jemand kritisiert die EV ähnlich drastisch wie Fodor und Lepore (2010) in ihrem Beitrag des Bandes *Reading Brandom*, in welchem die einzelnen Beiträge im zweiten Teil durch Stellungnahmen von Brandom ergänzt werden. Im vorliegenden Zusammenhang ist besonders folgender Punkt wichtig. Fodor und Lepore glauben, für Brandom sei ursprüngliche Intentionalität (original intentionality) in öffentlichen Sprachen enthalten, so dass die Intentionalität mentaler Zustände im gewissen Sinne abgeleitet sei (Fodor und Lepore 2010: 185). Wenn aber ursprüngliche Intentionalität in gesprochener Sprache (public language) enthalten sei, dann müsse es möglich sein, die Prozesse vollständig zu beschreiben, durch die ein Kind die Beherrschung einer Erstsprache erlange, ohne die intentionalen Zustände des Kindes in die Erklärung einzubeziehen (“including what he knows, believes, hypothesizes, observes etc.” (Fodor und Lepore 2010: 185)). Durch die gesamte Zuschreibungs- und Attributions-Dynamik von Intentionen innerhalb der Kommunikationsprozesse lässt sich mit Fodor und Lepore folgern, dass alle damit verbundenen konstitutiven linguistischen Kompetenzen nur denen verfügbar sind, die bereits über diese Sprache verfügen. Sie sagen es dort noch nicht, aber sie markieren hier einen Zirkel innerhalb des Ansatzes Brandoms, denn letztlich sei jede bei Kommu-

nikation ansetzende Theorie zum Zirkel verdammt (Fodor und Lepore 2010: 187). Ein Kind könne es nicht unternehmen, die Umgebungssprache durch die Untersuchung von Normen zu erlernen, durch welche Mitglieder der Gemeinschaft auf etwas festgelegt sind, denn *etwas unternehmen, untersuchen* und weitere sind intentionale Zustände (Fodor und Lepore 2010: 186), so dass diese Normen die Vermittlung des Erstspracherwerbs nicht leiten können.

Um diese Kritik vollständig nachzuvollziehen, muss kurz erläutert werden, wie hier Intentionalität interpretiert wird. Meist wird absichtsvolles, bewusstseinsfähiges Tun als Kern von Intentionalität identifiziert, so auch von Fodor (2008). Dieses Tun setzt aber konzeptuelles Denken voraus, welches doch eigentlich noch zu erlernen ist. Überdies müsste dieses absichtsvolle und also zielorientierte Tun bereits propositional gegliedert sein. Es wäre somit kompositional. In der Kritik Fodors und Lepores zeigt sich, dass diese Art der vorausgesetzten Intentionalität ohne mentale Konzepte zirkulär ist und folglich der Erwerb von Konzepten nicht sozial-kommunikativ erfolgen könne. Während Fodor vom Pragmatismus als seinem selbst gewählten Antipoden meint, dieser sehe Denken gegenüber Handeln fälschlich als sekundär an, könne ein Handlungsplan als Voraussetzung für eine Handlung unmöglich ohne konzeptuelles Denken bestehen, was vermutlich eine Variante desselben Argumentes ist. Denken als wahrheitsfunktionaler, an der Welt orientierter Prozess sei primär (Fodor 2008: 13). Dieser gänzlich andere Ansatz beginnt selbst mit der Überzeugung, es gebe semantische Grundkonzepte wie semantische Primitiva als zentrale Konstituenten einer Sprache des Denkens, unmittelbar relationiert zur Referenz. Aus dieser Perspektive wird jeder pragmatische Ansatz – nicht nur derjenige Brandoms – als “perhaps the worst idea that philosophy ever had” (Fodor 2008: 9) bezeichnet. Eine Annäherung zwischen concept-first- und communication-first-Positionen scheint unmöglich, denn der Pragmatismus ist per se nur für kommunikativ vergesellschaftete Wesen zu denken, nicht zuerst für ein einsames Ego, das sich zur Kommunikation anschickt oder auch nicht, während für den Konzept-Ansatz vor allem Notwendigkeit und repräsentationale mentale Konzepte den Keim allen Denkens bildet, auf den Verlass ist.

Während also letztlich von Brandom in EV tatsächlich das erwachsene Mitglied einer Sprachgemeinschaft in einer zugleich diskurshistorisch reifen und stabilen Sprache vorausgesetzt wird, ist nicht klar, wie jemand sozusagen von unten nach oben in sie hineinwachsen kann. Aus pragmatischer und zugleich semiotischer Sicht ist der interessanteste Zeitpunkt in der Sprachentwicklung der, ab dem Sprecherinnen zu Dekontextualisierung (Lang 2013: 147) fähig sind, in der sie also Rollen spielen oder Kochlöffel im Spiel als Telefon verwenden können. Aus dieser Perspektive stellt es sich so dar, dass Zeichen zunächst kontextgebunden erlernt und gebraucht werden, erst etwa im vierten Lebensjahr wird es offenbar möglich, sie spielerisch handelnd aus dem situativen Kontext herauszulösen – zu dekontextualisieren (siehe Andresen 2007). Erst muss gewusst werden, was eine *Mama* ist, welche Funktion sie innerhalb der Institution Familie hat, was sie darf, soll und kann. Es müssen einige konditional

formulierbare Regeln gewusst werden, wie: Wenn eine Frau eine Mama ist, dann macht sie ihrem Kind/ihren Kindern etwas zu essen; Wenn eine Frau eine Mama ist, dann kann sie ihrem Kind sagen, was es tun soll. Anschließend kann im Spiel die Rolle der Mama vom Kind im Wissen übernommen werden, tatsächlich nicht Mutter zu sein. Diese im eigentlichen Sinne semiotische Grundoperation erfolgt als gezieltes Als-ob-Spiel, das heißt als Regelveränderung auf Basis der Regelkenntnis, als Überschreitung der ursprünglichen kontextgebundenen Repräsentationsfunktion. Für Nelson (2007: 171f. und 210ff.) ermöglicht und bedeutet erst dies den Schritt in die Gemeinschaft (of minds).

Somit erhalten die jeweiligen Elemente – ganz gleich ob Worte oder Dinge – ihre semiotische Qualität des Stehens-Für im spezifischen Sinne Brandoms, weil erst dann die inferentielle Gliederung möglich wird. Wegen der Ontogenese aber kann die Meisterung der Sprache bei Kindern bis etwa zum vierten Lebensjahr nicht in gleicher Weise rational sein wie beim Subjekt mit abgeschlossenem Spracherwerb, sondern Rationalität kann lediglich ein Ergebnis des Erwerbsprozesses sein. Mit dieser im Verlauf des vierten Lebensjahres iterativ erwachsenden Fähigkeit zur rekursiven Sprachbewusstheit entsteht offenbar die Voraussetzung, Schriftsprache als ein meta-repräsentationales System zu erlernen. Wird dieser Gedanke verfolgt, muss wohl der Schluss erwogen werden, dass Spracherwerb und die von Brandom hauptsächlich fokussierte Ausbildung von Rationalität als die Meisterung von Begriffen nicht synchron verlaufen können, was den theoretischen Ansatz vor erhebliche Probleme stellen könnte. Mir scheint, dies ist eine etwas genauere Einordnung des zuweilen etwas polemisch wirkenden Argumentes Fodors und Lepores: Kann also ein solches rationales, auf Kommunikation fußendes Modell überhaupt funktionieren, wenn man annimmt, dass Kinder auch vor der Phase der Fähigkeit zur Dekontextualisierung bereits ihre Sprache sprechen? Ein Ansatz, der von mentalen Repräsentationen von Begriffen ausgeht, hat es da zunächst viel leichter. Vor allem aus dem Verfügen über Kausalrepräsentationen dürfte ein schwer zu widerlegendes Argument werden. Wie aber reagiert Brandom selbst auf die Einwürfe?

Zunächst stellt er heraus, der Blick auf Intentionalität in EV sei relational (Brandom 2010: 334), Sprache und Denken seien koexistent im Individuum. Die diskursive Praxis aber laufe längst, das Individuum wachse in sie hinein, sie sei der Instantiierung von Gedanken vorgängig, sei also vorgängig für diskursive Intentionalität und spezifische propositionale Einstellungen. Die Rede von Intentionalität (Fodors und Lepores und auch in EV) sei eigentlich nicht feingliedrig genug, um die Diskussion über Spracherwerb (coming into language) zu rechtfertigen.

“My story presupposes a lot of practical intentionality: the capacity to direct oneself towards (be ‘onto’) things in all the ways that the more capable sort of prelinguistic creatures can do. My picture is that the young ones have to catch on to various social properties, acquire a good bit of practical know-how about what we do and do not do, what is fitting and appropriate, without yet having (being able to deploy) concepts such as appropriate” (Brandom 2010: 334).

Die umgekehrte Blickrichtung auf den Erwerbsprozess darf nicht vergessen werden. Man wächst auf in einer diskursiven Umgebung, in der relevante Andere permanent Auskunft darüber geben, in welcher Weise das eigene Verhalten evaluiert wird, welche Folgereaktionen es gibt, wann eigenes Wirken Folgen hat und wann nicht. Man wächst in eine sozial-semiotische Umgebung, in eine kontinuierliche Semiose hinein, in der es nicht allein Sprache gibt und die aus ständiger Rückmeldungs-dynamik (Zeichen) besteht. So schreibt Stekeler-Weithofer (2011: 359) mit etwas anderer argumentativer Stoßrichtung, die primäre Identität und Unterscheidung von Dingen sei nicht rein verbal, „sondern in erster Linie praktisch bestimmt, und zwar zunächst im Rahmen unseres gemeinsamen Umgangs mit Dingen im präsentischen Anschauungsraum.“ Wir sind von Beginn an in einer sozialen aber eben auch breiteren semiotisch vermittelten Lebenswelt. Dazu, so Brandom weiter, gehöre aber auch, dass die soziale Umgebung einen erst spät (auch Brandom wählt als Beispiel das Alter von vier Jahren) als verantwortlich für Äußerungen behandelt, was sich etwa durch Rückfragen nach Gründen für eine jeweilige Äußerung zeige (*Warum glaubst du, dass es so und so ist?*). Das Kind bekommt allmählich einen anderen sozialen Status, wird allmählich als auf etwas festgelegt behandelt, so dass die Last des Erwerbs des sozialen Aspektes der Intentionalität eben gerade nicht beim Individuum allein liegt. Erst allmählich werden Kinder in dieser Phase auch als rational Handelnde interpretiert. Der Irrtum Fodors und Lepores liegt vermutlich dort, wo sie unterstellen, der Pragmatist setze Intentionalität als Startpunkt und tilge dies zugleich. Solch einen gibt es aber aus pragmatischer Sicht nicht – das Bild ist relational-semiotisch. Ursprüngliche Intentionalität ist also nur in der Weise abgeleitet, dass Intentionalität anderer nur zeichenvermittelt verfügbar ist, dies vorzugsweise diskursiv.

5. Reden über andere

Die folgende kurze Skizze soll im Sinne eines Fazits verstanden werden. Hier ist für die nähere Zukunft unter dem momentanen Arbeitstitel *Sprechen über andere* Forschung geplant, die Brandoms Vorgaben im dargestellten Sinne aufgreift und die Untersuchung auf sprachliche Intentionalitätsattributionen nicht-propositionaler Art ausdehnt.²⁷

Wir sind also laut Brandom Zuschreiber von Intentionalität, gehen davon aus, dass uns Intentionalität zugeschrieben wird und dass all dies diskursiv geschieht. Dieser Prozess beeinflusst die Prämissen des Verhaltensverstehens anderer wesentlich, soviel dürfte außer Frage stehen. Brandom schlägt vor, intentionale Zustände „in Begriffen deontischer Status und (propositionaler) Einstellungen ihnen gegenüber“ zu verstehen. Damit verbindet er den Gedanken, dass

„die Konklusionen intentionaler Erklärungen im strengen Sinne normative und keine deskriptiven sind. Daher unterstelle man Überzeugungen und Wünsche (oder auch andere Wertungen oder Proeinstellungen) und schließt daraus nicht, daß der Handelnde in bestimmter Weise handeln wird, sondern dass er durch seine Überzeugungen

und Wünsche darauf festgelegt ist, dies zu tun, daß er im Lichte dieser anderen Einstellungen (rationalerweise) so handeln sollte“ (EV: 390).

All dies analysiert er ausgehend von nur einem einzigen diskursiven Zug, dem assertiven Sprechakt, der mit dem Verb *behaupten* kodifiziert ist. Im *Handbuch deutscher Kommunikationsverben* (Harras 2004: 39) ist *behaupten* gleich das erste lemmatisierte Verb in der Rubrik der Repräsentativa. Es bedeute, heißt es da, etwas zu sagen, das man für wahr halte, und kommunikativ bewirke dieser Sprechakt, dass der Hörer erkennt, dass der Sprecher den behaupteten propositionalen Gehalt für wahr halte. Als Beleg 5 (Harras 2004: 39) ist folgendes Beispiel angegeben: „Die Grünen behaupten, es gäbe solche Policen auf dem Markt (Frankfurter Rundschau 1998)“. Die Festlegung wird der Nominativphrase attribuiert und zugleich durch den Irrealis die Proposition als falsch markiert (de dicto). Eben wurden kurz die explizit performativen Akte gemäß Austin erwähnt, die die grammatische Struktur des eingebetteten Dass-Satzes bereits zeigen. Der Dass-Satz folgt der Konstruktion Personalpronomen (oder Name) + finites Verb: *Ich verspreche, dass p*. Mit solchen Konstruktionen werden in der dritten Person propositionale Einstellungen zugeschrieben: *Ina glaubt, wünscht sich, befürchtet, erwartet, dass p*. Attribuiert wird die Art der Festlegung auf eine Proposition. Brandom analysiert diese diskursiven Zuschreibungen genauer im Zusammenhang mit de re- und de dicto-Zuschreibungen und der Frage, wie ein Interlokutor Berechtigungen erlangt, diese oder jene propositionale Einstellung normativ richtig zuzuschreiben. Dabei handelt es sich schließlich um sprachliche Attribuierungen. Es müsste daher im Anschluss an Brandom auch möglich sein, mit Hilfe von Kommunikations- oder Sprechaktsverben sowie einigen anderen Verben Verhalten interpretativ intentionalitätsattribuierend darzustellen. Einfacher gesagt: Es muss diskursiv nicht nur möglich sein, den wegen des propositionalen Kerns triangulierbaren Fall der propositionalen Einstellung anhand von Äußerungen de re oder de dicto zuzuschreiben, sondern darüber hinaus als Diskurseingangszüge zu formulieren. Es läuft auf die Frage hinaus: Ist es alltagssprachlich möglich, auch mit Verben vor allem in der paradigmatischen dritten Person Singular oder Plural Indikativ Aktiv Intentionalität zu attribuieren, ohne dass die Äußerung eine Angabe des propositionalen Gehaltes und eine propositionale Einstellung enthält? Damit sind Personen mit Handlungspotenzial gemeint, die außerhalb der Ich-Du-Relation der Äußerungs-Situation stehen und von dort aus als relevante *Bezugsobjekte* benannt werden können.

In engeren Betracht kommende paradigmatische Beispiele wären *verstehen* (begreifen) und *zuhören* im Kontext von Rezeption und Gespräch. Denn beide Verben können in syntaktischen Konstruktionen ohne Nennung eines propositionalen Gehaltes auftauchen: *Er hatte ihn [nicht] verstanden* (Schumacher 2004: 803 [Beispiel leicht abgewandelt]) sowie *Das Publikum hörte dem Vortrag [aufmerksam und interessiert] zu* (Schumacher 2004: 869). In beiden Fällen müssen keinerlei Propositionen, Argumente oder Schlussfolgerungen genannt werden, die verstanden wurden und die während des Zuhörens gehört wurden. Dennoch legt sich der Sprecher im Sinne Brandoms auf etwas fest,

nämlich dass das Verhalten sich auf die Rezeption normativ-rationaler Zeichen-äußerungen richtet und folglich intentional sein sollte. Klar ist überdies aber auch, dass etwas verstanden wurde und dass im Falle des Verbs *verstehen* im Beispiel die Propositionalität dessen, was verstanden wurde implizit enthalten ist – nur eben die Propositionen selbst nicht. Beim Zuhören entfällt auch das. Die Sprecher der Beispielsätze (als signifikante Äußerungen) aber legen sich in beiden Fällen darauf fest, dass die zugeschriebenen mentalen Vorgänge intentional waren. Außerdem lizenziert der Sprecher als Interlokutor andere, die Behauptungen ihrerseits als Prämissen in Schlussfolgerungen zu nutzen, ja er autorisiert sogar andere, sich darauf festzulegen, dass er ihn verstanden hatte oder dass das Publikum aufmerksam zuhörte. In letzterem Fall lässt sich damit die Erwartung verbinden, dass eine beliebige Person aus dem Publikum auf Nachfrage aus dem Gedächtnis Gehalte der Sprechakte referieren oder sich gar auf manche festlegen kann, die Gegenstand des „aufmerksamen Zuhörens“ waren. Analog dazu ist bei *verstehen* (begreifen) zu erwarten, dass die propositionalen Gehalte des Verstehens erklärt werden können. Wenn dem Zuhören generell semantische Primitiva COGNIZER und EXPERIENCER als Basisprädikate zugewiesen werden, dann ist dies offenkundig nicht unterscheidend genug, um das Zuhören im Falle der Aufmerksamkeitsfokussierung auf Vogelgesang und demgegenüber auf Gespräche zu differenzieren. Es fehlt Intentionalität, die aber nicht per se Bedeutungselement des Verbs sein wird, sondern als allgemeines, verfügbares Element kontextabhängig inferentiell dazu kommen kann.

Die verhaltensbeschreibenden Äußerungen attribuieren Intentionalität und werden also im weiteren diskursiven Verlauf automatisch andere Inferenzen lizensieren, als wenn dies nicht der Fall wäre, zumal sich der Interlokutor auf Erklärungen festgelegt hat. Für die Festlegung auf diese Erklärungen übernimmt der Interlokutor die Verantwortung, sie liegt nicht bei der Person oder Personengruppe, deren Verhalten interpretiert wird. Dennoch werden an diese dritte Person zu richtende Erwartungen erzeugt: Das Verstandene sollte sie erklären können, das Gehörte sollte sie wiedergeben können. Bleibt zu ergänzen, dass diejenigen, denen Intentionalität attribuiert wurde, nicht interaktional gehandelt haben im Sinne von subjektiv-autorschaftlicher Tätigkeit und dennoch sind durch die Sprechakte anderer nun Erwartungen an sie gerichtet, die sie entweder annehmen oder zurückweisen können – sofern sie korrekt handeln wollen. Wenn aber offenbar kein unmittelbares sozial-interaktives Verhalten in den beiden kurz ausgedeuteten Beispielen attribuiert wird, kein absichtsvolles Handeln und auch nicht zwingend ein konkreter propositionaler Gehalt, was genau wird dann zugeschrieben? Vieles spricht dafür, dass es eine ganz bestimmte Art normbasierter, rationaler Semiose ist. Wer nicht zuhört, der vollzieht keine teilnehmende Semiose und aktiviert keine entsprechenden Vorstellungen, wer zuhört eben doch.

Anmerkungen

- * Für Durchsicht, Korrektur und vor allem anregende Kommentare zum Text während der Entstehungsphase danke ich Dörte Grunzig, Joschka Briese, Franz Januschek und natürlich meiner Mitherausgeberin Anne Reichold.
- 1 Der folgende Beitrag geht mit den deutschen Ausgaben der Werke Brandoms um, soweit diese verfügbar sind. Zwei Annahmen sind zur Rechtfertigung leitend: Erstens muss davon ausgegangen werden, dass die Übersetzungen der amerikanischen Originale im deutschsprachigen Raum eher rezipiert werden und erst die interessierte, forschende Tätigkeit vermehrt die Originale nutzt. Besonders dieser Artikel des hier vorgelegten Heftes der *Zeitschrift für Semiotik* ist nicht zuerst ein Beitrag zur Debatte des Werkes Brandoms, sondern bemüht sich um die Offenlegung möglicher Beziehungen zur Semiotik. Zweitens werden an Punkten, bei denen die Begriffsübersetzung aus wissenschaftlicher Sicht vielleicht diskussionswürdig ist, auch die Originalvarianten mitgenannt, so dass sich die Rezeption ein eigenes Bild machen kann.
- 2 Zum Vergleich Jäger (2002: 47): „In der Tat – dass der Sprachgebrauch als ein bloßes Derivat einer ihm zugrunde liegenden *Form*, eines *Systems*, eines *mental*en *Organs* aufgefasst werden müsse, ist eine Zentralannahme des linguistischen Strukturalismus/Kognitivismus: ‚Form‘ bzw. ‚System‘ oder ‚mentales Organ‘ fungieren dabei als Prädikate, durch die der eigentliche Gegenstand linguistischer Erkenntnis bestimmt sein soll, während die Gegenbegriffe ‚Substanz‘, ‚Gebrauch‘ und ‚Sprachverhalten‘ nur den epiphänomenalen Rest charakterisieren“. Weiter verweist Jäger auf die auf Chomsky zurückgehende Unterscheidung zwischen *external language* im Gegensatz zur aus dieser Sicht allein relevanten *internal language*.
- 3 Siehe dazu auch Reichold 2013 sowie Harendarski 2013.
- 4 Pragmatistisch heißt im weiteren Sinne, dass die Unhintergebarkeit des Sprechens (Diskurses) akzeptiert und zur methodologischen Voraussetzung gemacht wird, doch zugleich sollen Erklärungen wie etwa für die Bedeutungsfunktion sprachlicher Zeichen (Pragmatik und Semantik) erarbeitet werden. Der Zugang beansprucht, sich nicht auf eine – ihrerseits produktive und gut begründete – angewandte Pragmatik zu beschränken. Er schließt auch ambitionierte philosophische Ziele wie die Erarbeitung eines Verständnisses für *Geist* nicht aus. Daraus resultiert umgekehrt *keine* Setzung eines weitgehend an Zwecke gebundenen Wahrheitsbegriffs. Letztlich beruht der pragmatistische Ansatz darauf, dass methodische Wege gesucht werden, die den Zwang zur Setzung von mehr oder weniger axiomatischen Begriffen vermeidet. Angebote solcher Setzungen wären mentales Konzept, Wahrheit oder auch Überzeugung und unter geeigneten Voraussetzungen sogar Intentionalität. Wenn es überhaupt doch eine fundamentale Setzung des pragmatistischen Zugangs gibt, dann Relation. Insofern dürfte Pragmatismus (pragmatism) ein spezielles Feld der Pragmatik sein. Brandom selbst sortiert von John Dewey bis Richard Rorty tatsächlich nur bestimmte Philosophen als Pragmatisten ein. Siehe Brandom 2011.
- 5 Eine der wenigen Ausnahmen lautet: „Mich interessiert erstens die Kluft zwischen Natur und Kultur. In diesem Kontext können wir das Reich des Kulturellen mit Akti-

vitäten identifizieren, die entweder in der Anwendung von Begriffen beim Urteilen und Handeln bestehen oder derartige Kompetenzen voraussetzen. [...] Eines meiner vorrangigen Ziele besteht darin, die Konsequenzen eines bestimmten, demarkativen Prinzips für das so verstandene Reich der Kultur dazustellen und zu untersuchen. [...] Tatsächlich stellt die Entwicklung des Vokabulars der Naturwissenschaften (und jedes anderen) ihrerseits ein kulturelles Phänomen dar, etwas, das nur innerhalb des begrifflichen Horizonts intelligibel ist, den die Geisteswissenschaften [im amerikanischen Original deutsch] aufspannen“ (Brandom 2000: 50f.).

- 6 Siehe zur Illustration Barth und Sturm 2011 sowie Weiss und Wanderer 2010.
- 7 Siehe den Beitrag von Mueller in diesem Heft.
- 8 Tatsächlich kommen weder das Stichwort *sign* in der englischsprachigen Ausgabe MIE noch *Zeichen* in der deutschen EV eigens im Glossar vor. Auch darin darf eine Richtungsentscheidung gesehen werden. In der Übersetzung (EV: 140) heißt es dazu: „Diese Einsicht in die grundlegende Bedeutung des Urteils und damit der urteilbaren Gehalte ging bei Kant und seinen Nachfolgern verloren (man könnte sogar sagen, sie werde immer noch vermisst innerhalb – in einem weiten Sinne – semantischer Tradition wie der Semiotik oder dem Strukturalismus)“.
- 9 Siehe dazu auch die Ergänzungen von Kiesselbach in diesem Heft, insbesondere Fußnote 9.
- 10 Letztlich läuft es darauf hinaus, dass Kommunikation als sequentieller Prozess zu definieren ist, der zwar interpretatorische Variationen zulässt, durch supplementäre Kontiguität verschiedener Signifikanzen aber zu verlässlichen Handlungskonsequenzen führen wird/kann/soll/sollte. Dieses Modell lässt durchaus zu, abduktive Momente zu integrieren. Dadurch wird der interpretatorische Prozess jedoch nicht automatisch zum *Ratespiel*, bei dem auf der einen Seite die Zeichen als Formen mit systematisch-definitivisch klar umrissener Denotation stehen und auf der anderen Seite kaum zu begrenzende Interpretationen. Siehe auch die Diskussion in Keller (1995: 12) und Spitzmüller (2009: 469f.).
- 11 Barth und Sturm (Hrsg.) (2011).
- 12 Siehe Garz und Krammer (Hrsg.) (1994).
- 13 Siehe wiederum Wildgen (2009).
- 14 Genau diese Frage der Beliebigkeit ist in der Diskussion um Derridas Idee des Gleitens von Interpretant zu Interpretant kontrovers diskutiert worden. Siehe Eco (1990: 425ff.).
- 15 Zweifellos thematisiert Semiotik seit Peirce diesen Aspekt unter verschiedenen Gesichtspunkten etwa als Abduktion aber auch generell als Relation. Die Abduktion ermöglicht im Prozess der Hypothesenbildung das Überschreiten der partikularen Rekonstruktion einzelner Elemente eines Zeichenkomplexes zur emergenten, holistischen Zeichenkonstitution. Siehe Merrell (2005), siehe Carston (2002) aber auch Plümacher (2009).
- 16 Diese Äußerung Brandoms lässt sich auf vielfache Weise lesen. Bestimmt steckt dahinter auch eine nicht allzu intensive Beschäftigung mit dem Neo-Strukturalismus oder der Semiotik. Es reicht hier aber die Erkenntnis, dass sich aus der theoretischen Perspektive Brandoms die Dinge derart darstellen. Nicht unerwähnt bleiben soll jedoch, dass fast zeitgleich mit dem Erscheinen von EV im Original

1994 das ambitionierte fünf-bändige *Pragmatik. Handbuch des pragmatischen Denkens* von Herbert Stachowiak herausgekommen ist, das eine sehr starke Verflechtung des Zeichendenkens mit pragmatischem zeigt und das darüber hinaus nun gar nicht wesentlich anders ansetzt als EV. Lesenswert ist in diesem Zusammenhang bis heute das Einleitungskapitel von Stachowiak zum Band IV (siehe Stachowiak 1993: XVII–LXIII).

- 17 Es wäre durchaus an dieser Stelle einer gesonderten Untersuchung wert, einmal die Überlegungen zur Möglichkeit der Präsenz als Anwesendem und die Kritik daran bei Jacques Derrida mit dem Ansatz bei Brandom zu vergleichen. Beide scheinen mir näher beieinander, als Brandom wahrscheinlich gern akzeptieren würde.
- 18 Siehe auch den Artikel von Prien in diesem Heft. Prien stellt die Frage nach der Kommunikation wesentlich radikaler und zeigt auf, wie unter den theoretischen Voraussetzungen des Pragmatismus ihre Möglichkeit überhaupt fraglich werden kann.
- 19 Einen Versuch dieser Art stellt Harendarski (2011) dar.
- 20 Siehe Apel (1990: 13): „Die Frage läßt sich auch so stellen: Was ist fundamentaler (‘more basic’) für die Begründung einer Bedeutungstheorie: die im Sinne sprachlicher Konventionen fixierte Bedeutung von Zeichen oder die Bedeutung, die wir aufgrund unserer vorsprachlichen Bewußtseinsintentionalität den Zeichen verleihen, indem wir sie physischen Zeichenvehikeln auferlegen?“ Für Apel liegt die Antwort auf der Hand, denn es muss die intersubjektive Verständigung und mit-hin die semiotische Ebene sein. Mentale Fundierungen lehnt er ab.
- 21 Siehe den Sammelband von Schmid und Schweikard (2009).
- 22 Der Taufakt der Illokution geschieht in der achten Vorlesung (Austin 1962).
- 23 Siehe Davidson (2001).
- 24 Siehe dazu auch den Beitrag von Reichold in diesem Heft.
- 25 Siehe dazu genauer den Beitrag von Prien in diesem Heft.
- 26 Brandom setzt dies im achten Kapitel um. Dort geht es um die Frage, wie Gehalt und propositionale Einstellungen sprachlich attribuiert werden. Zur weiteren Thematik von Anaphora und de re- und de dicto-Zuschreibungen siehe den Beitrag von Mueller in diesem Heft.
- 27 Das Forschungsprojekt an der Europa-Universität Flensburg befindet sich unmittelbar vor der Antragsphase.

Literatur

- Andresen, Helga (2007), „Rollen, Regeln, Rätsel“. In: Helga Andresen und Franz Januschek (Hrsg.), *SpracheSpielen*. Freiburg i. Br.: Fillibach: 27–44.
- Apel, Karl-Otto (1990), „Ist Intentionalität fundamentaler als sprachliche Bedeutung? Transzendentalpragmatische Argumente gegen die Rückkehr zum semantischen Intentionalismus der Bewußtseinsphilosophie.“ In: Siegfried Blasche u.a. (Hrsg.), *Intentionalität und Verstehen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 13–54.

- Austin, John Langshaw (1962), *How to Do Things with Words*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. v. Savigny: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam. 2. Auflage 2002).
- Barth, Christian und Holger Sturm (Hrsg.) (2011), *Robert B. Brandoms Expressive Vernunft. Historische und systematische Untersuchungen*. Paderborn: mentis.
- Bateman, John A. (2013), „Dynamische Diskurssemantik als allgemeines Modell der Semiose“. *Zeitschrift für Semiotik* 35, 3–4: 249–285.
- BB: Siehe Brandom (2000).
- Bickes, Hans (1993), „Semantik, Handlungstheorie und Zeichenbedeutung“. In: Herbert Stachowiak (Hrsg.), *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens*. Band IV. Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg: Felix Meiner Verlag: 156–187.
- Brandom, Robert B. (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing & Discursive Commitment*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer und H. Vetter: *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000).
- Brandom, Robert B. (2000), *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer: *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001).
- Brandom, Robert B. (2008), *Between Saying and Doing. Towards an Analytic Pragmatism*. Oxford, N.Y.: Oxford University Press.
- Brandom, Robert B. (2010), „Reply to Jerry Fodor and Ernest Lepore's ‚Brandom Beleaguered‘“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom: On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 332–337.
- Brandom, Robert B. (2011), *Perspectives on Pragmatism. Classical, Recent and Contemporary*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Brandt, Peer Aage (2009), „Prägnanz, Resonanz und die Rolle fremder Intelligenzen. Überlegungen zur Neuro-Architektur der Wahrnehmung“. *Zeitschrift für Semiotik* 31, 1–2: 105–113.
- Carston, Robyn (2002), *Thoughts and Utterances. The Pragmatics of Explicit Communication*. Oxford: Blackwell.
- Davidson, Donald (2001), „First person authority (1984)“. In: Donald Davidson (ed.), *Subjective, Intersubjective, Objective. Philosophical Essays Volume 3*. Oxford, N.Y.: Oxford University Press. (Deutsch von J. Schulte: *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004: 21–40).
- Eco, Umberto (1990), *Il limiti dell'interpretazione*. Fabbri, Bompiani, Sonzogno: Mailand. (Deutsch von G. Memmert: *Die Grenzen der Interpretation*. München und Wien: Hanser 1992).
- EV: Siehe Brandom 1994.
- Felder, Ekkehard, Marcus Müller und Friedemann Vogel (2011), „Korpuspragmatik. Paradigma zwischen Handlung, Gesellschaft und Kognition Linguistik“. In: Ekkehard Felder, Marcus Müller und Friedemann Vogel (Hrsg.), *Impulse und Tendenzen. Korpuspragmatik – Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin und Boston: Walter de Gruyter: 3–30.

- Fodor, Jerry Alan (2008), *LOT 2 : The Language of Thought Revisited*. Oxford: Clarendon Press.
- Fodor, Jerry Alan und Ernie Lepore (2010), „Brandom Beleaguered“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 181–193.
- Garz, Detlef und Klaus Krammer (Hrsg.) (1994), *Die Welt als Text*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grice, Paul H. (1967/1987), „Logic and Conversation.“ In: *Studies in the Way of Words*. Cambridge Mass., London: 22–41. (Deutsch von Paul Kussmaul: „Logik und Gesprächsanalyse“. In: Paul Kussmaul (Hrsg.), *Sprechaktheorie. Ein Reader*. Athenaiion: Wiesbaden 1980: 109–126).
- Harendarski, Ulf (2011), „Streitgespräch. Intentionalität und intervenierende Störung im Talkshowgespräch am Beispiel ANNE WILL – Benedikts Schweigen“. *Kodikas/Code. Ars Semeiotica* 2011, 34: 91–117.
- Harendarski, Ulf (2013), „Ist menschliche Informationsvermittlung ohne Kommunikation möglich? Probleme ‚kollektiver Intentionalität‘“. In: Tatjana Zybatow und Ulf Harendarski (Hrsg.), *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: LIT Verlag: 227–240.
- Harras, Gisela u.a. (2004), *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Jäger, Ludwig (2002), „Sprache als Medium de Geistes“. In: Sybille Krämer und Ekkehard König (Hrsg.), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 45–75.
- Keller, Rudi (1995), *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen, Basel: Francke.
- Krämer, Sybille und Ekkehard König (Hrsg.) (2002), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lang, Barbara (2013), „Sprechen – Schreiben – und darüber nachdenken. Überlegungen zur Sprachbewusstheit am Übergang vom Vorschul- zum Schulalter“. In: Tatjana Zybatow und Ulf Harendarski (Hrsg.), *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: LIT Verlag: 141–156.
- Levinson, Stephen C. (2000), *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. Cambridge Mass. und London: MIT Press.
- Merrell, Floyd (2005), „Shouldn't we be surprised that we are not surprised when we should be surprised?“. *Semiotica* 153, 1–4: 85–100.
- Morris, Charles William (1938): *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago: University of Chicago Press. (Deutsch von Roland Posner: *Grundlagen der Zeichentheorie*: München: Hanser 1972).
- Nelson, Katherine (2007), *Young Minds in Social Worlds. Experience, Meaning, and Memory*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Nöth, Winfried (2000), *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart und Weimar: J.B. Metzler. 2. Auflage.
- Plümacher, Martina (2009), „Prägnanz und Relevanz: Form und Formwahrnehmung“. *Zeitschrift für Semiotik* 31, 1–2: 65–74.
- Rorty, Richard (ed.) (1967/1997), *The linguistic turn. Essays in philosophical method: with two retrospective essays*. Chicago: University of Chicago Press.

- Reichold, Anne (2013), „'Mindreading' im Kontext von Handlungszuschreibungen.“ In: Tatjana Zybatow und Ulf Harendarski (Hrsg.), *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: LIT Verlag: 215–225.
- Schmid, Hans Bernhard und David P. Schweikard (Hrsg.) (2009), *Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schumacher, Helmut u. a. (2004), *VALBU – Valenzwörterbuch deutscher Verben*. Tübingen: Gunter Narr.
- Simon, Josef (1989), *Philosophie des Zeichens*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen (2009), „Typographisches Wissen. Die Oberfläche als semiotische Ressource“. In: Angelika Linke und Helmuth Feilke (Hrsg.), *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Berlin: Max Niemeyer Verlag: 459–489.
- Stachowiak, Herbert (1993), „Einleitung. Sprache – Zeichen – Form“. In: Herbert Stachowiak (Hrsg.), *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens*. Band IV. Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg: Felix Meiner Verlag: XVII–LXIII.
- Stöckl, Hartmut (2006), „Zeichen, Text und Sinn – Theorie und Praxis der multimodalen Textanalyse“. In: E. M. Eckkrammer und G. Held (Hrsg.), *Textsemiotik*. Frankfurt a.M.: Peter Lang: 11–36.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (2011), „Das Einzelne und das Allgemeine – Normen des Richtigen und ihre Anwendung im Inferentialismus“. In: Christian Barth und Holger Sturm (Hrsg.), *Robert B. Brandoms Expressive Vernunft. Historische und systematische Untersuchungen*. Paderborn: mentis.
- Teubert, Wolfgang (2006), „Über den fragwürdigen Nutzen mentaler Konzepte“. In: Kristel Proost und Edeltraud Winkler (Hrsg.), *Von Intentionalität zur Bedeutung konventionalisierter Zeichen. Festschrift für Gisela Harras zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Gunter Narr Verlag: 289–325.
- Tietz, Udo (2004), „Normen, Regeln und Interpretationen. Robert Brandoms Projekt einer pragmatischen Theorie der Rationalität“. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 58: 80–103.
- Weiss, Bernhard und Jeremy Wanderer (eds.) (2010), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge.
- Wildgen, Wolfgang (2009), „Die Prägnanztheorie als Basis der Semiotik René Thoms“. *Zeitschrift für Semiotik* 31, 1–2: 87–104.

Prof. Dr. Ulf Harendarski
 Seminar für Germanistik
 (Linguistische Pragmatik)
 Europa-Universität Flensburg
 Auf dem Campus 1
 24943 Flensburg
 E-Mail: ulf.harendarski@uni-flensburg.de

What is it like to be a discursive being? Perspektivität und Ich-du-Sozialität bei Robert Brandom

Anne Reichold, Europa-Universität Flensburg

Summary. In this article it is argued that Brandom's conception of linguistic practice in terms of an I-thou-sociality not only articulates a normative and social, but also an embodied conception of persons. Though Brandom focuses on the normative and social character of linguistic practice and its agents, in the article it is shown that linguistic practice in Brandom's normative terms of commitment and entitlement involves a spatio-temporal distinction between agents or persons that is not made explicit by Brandom. Spatio-temporal individuation of persons thus is not conceptualized as prior, or independent to linguistic practice and ascription of normative status, but it is a genuine feature of linguistic activity. The conception of I-thou-sociality that articulates a symmetrical pattern of communicative action, as well as Brandom's inferential account of objectivity in terms of *de dicto* and *de re* contexts, involve reference to spatio-temporal categories to distinguish persons and contexts from one another. Thus Brandom's account of I-thou-sociality articulates not only the concept of linguistic persons as genuinely social and normative beings but, within this normative practice, also as embodied beings located, and locating themselves, in a spatio-temporal environment.

Zusammenfassung. Im vorliegenden Beitrag soll gezeigt werden, dass mit der perspektivischen Konstruktion linguistischer Praxis als Ich-du-Sozialität bei Brandom zugleich eine raumzeitliche Konzeption diskursiver Personen artikuliert wird. Brandom selbst konzentriert sich bei der Explikation des Selbstverständnisses diskursiver Wesen vor allem auf die Sozialität und Perspektivität diskursiver Praxis. Im vorliegenden Beitrag soll der Fokus der Analyse im Ausgang von der Ich-du-Sozialität auf das in der diskursiven Praxis vorausgesetzte und pragmatisch in Anspruch genommene raumzeitliche Bezugssystem gelegt werden. Es wird gezeigt, wie die genuin inferentiellen Zuschreibungen assertorischer Sprechakte, das Einfordern und Geben von Gründen und der Ausdruck normativer Einstellungen auf raumzeitliche Kategorien zurückgreifen bzw. in raumzeitlich lokalisierte Kontexte eingebunden sind. In einer Analyse von Brandoms perspektivischer Konzeption der Ich-du-Sozialität, seiner Kritik an einer Ich-wir-Sozia-

lität sowie seiner Konzeption begrifflicher Objektivität als Einstellungstranszendenz wird herausgearbeitet, inwiefern Brandom ein raumzeitliches Bezugssystem voraussetzt, in das alle Teilnehmer eingebettet sind und das in der wechselseitigen Zuweisung und Adressierung normativer Status in Anspruch genommen wird. Die raumzeitliche Individuation von Personen oder Adressaten erfolgt dabei weder vorgängig noch unabhängig von den Relationen des Gebens und Forderns von Gründen, sondern sie ist genuiner Bestandteil der kontextsensitiven Auslotung adäquater Zuschreibungen und Beurteilungen von Festlegungen. Der perspektivische Ansatz der Ich-du-Sozialität beinhaltet demnach eine Konzeption von Personen, die sich in der Kommunikation und im Verstehen immer auch raumzeitlich orientieren, unterscheiden und lokalisieren.

1. Einleitung

Brandom verwendet in *Expressive Vernunft* (2000a; im Original: *Making It Explicit*, 1994) und in *Begründen und Begreifen* (2001; im Original: *Articulating Reasons*, 2000b) den Begriff der Ich-du-Sozialität zur Charakterisierung der perspektivischen Grundstruktur linguistischer oder diskursiver Praxis.¹ Er charakterisiert seine Konzeption der diskursiven sozialen Praxis dabei als „elementarere [...] perspektivische [...] Spielart“ und stellt diese als „Ich-du-Struktur der normen-instituierenden sozialen Praktiken“ einer „Ich-wir-Sozialität“ gegenüber (EV: 115). Perspektivität und Ich-du-Sozialität dienen Brandom als theoretische Begriffe zur Beschreibung der sozialen Grundstruktur diskursiver Praxis. Die Ich-du-Struktur, die durch eine bestimmte noch näher zu bestimmende Perspektivität gekennzeichnet ist, bildet für Brandom die unhintergehbare Grundlage einer spezifisch sozialen Konzeption begrifflicher Normen.

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie mit der perspektivischen Konstruktion linguistischer Praxis als Ich-du-Sozialität bei Brandom zugleich ein Selbstverständnis der Teilnehmer diskursiver Praxis als Personen konzipiert wird. Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, dass Brandom durch die Wahl des Begriffs der Ich-du-Sozialität den Fokus auf die Relationen der Akteure und Adressaten diskursiver Praxis legt und nicht etwa auf Tätigkeitsbegriffe oder Ereignisse. Die inferentiellen Strukturen des begrifflichen Gehalts existieren nicht als solche in einem abstrakten Begriffsraum, sondern sie werden vollzogen durch pragmatisch rekonstruierte soziale Praktiken, die die Existenz von Personen als Akteure und Adressaten normativer Zuschreibungen voraussetzen.

Die Wahl von Personalpronomina für die Bezeichnung der Struktur verweist darüber hinaus auf einen intern beschreibenden Zugang auch seitens des Theoretikers, der sich durch die Wahl der Pronomina selbst mitbezeichnet. Ausgehend von einer Analyse unterschiedlicher Aspekte der Ich-du-Sozialität sollen die von Brandom angenommenen Grundzüge unseres diskursiven Selbstverständnisses formuliert und gefragt werden, welche Konzeption von Personen in den Ausführungen über uns als diskursive Wesen formuliert wird. Brandom selbst bringt den Anspruch, mit der Hebung der Ich-du-Sozialität Grund-

züge der *conditio humana* zu explizieren, insbesondere zum Ende von EV zum Ausdruck: „Doch am Ende ist diese expressive Theorie von Sprache, Geist und Logik eine Theorie darüber, wer wir sind. [...] Wir machen nicht nur es explizit, wir machen auch uns selbst explizit als Explizitmachende“ (EV: 901).

Gerade auch in den Ausführungen zur Ich-du-Sozialität zeigt sich, dass Brandom dabei nicht von einem externen Standpunkt aus notwendige und hinreichende Bedingungen dafür angibt, was es heißt, ein diskursives Wesen zu sein. Er setzt stattdessen die zu beschreibende Praxis als eine voraus, die diejenigen, die sie theoretisch beschreiben oder die diese Beschreibung verstehen, selbst beherrschen. Der Vorrang des *Know-how* ist bei den Ausführungen zur Sozialität diskursiver Wesen wichtig, da hier eine bestimmte Praxis intern theoretisch expliziert und rekonstruiert wird. Die Untersuchung dessen, was Brandom durch die Beschreibung der diskursiven Praxis und der in ihr relevanten Teilnehmer als Ich-du-Sozialität zum Ausdruck bringt, verdeutlicht zugleich bestimmte praktische Strukturen, die seiner Theorie zugrunde liegen. Die Analyse der Ich-du-Sozialität und der Frage, worin der spezifisch perspektivische Charakter dieser Theorie der Sprache liegt, ist somit zugleich eine Hebung dessen, was Brandom bezüglich der normativen, sozialen und personalen Grundzüge diskursiver Wesen implizit oder explizit zum Ausdruck bringt.

Bei der Explication diskursiver Praxis als Ich-du-Sozialität geht es Brandom auch um eine Selbstaufklärung darüber, wer wir als diskursive Wesen und sprachlich handelnde Akteure sind. Brandom setzt sich in der Ausarbeitung einer Ich-du-Sozialität dabei sowohl von einer atomistisch-individualistischen Konzeption der Personalität ab als auch von der kollektivistischen Annahme von Pluralsubjekten oder Wir-Intentionalität in einem nicht individuellen Sinne. Perspektivenpluralismus bedeutet für Brandom weder eine Aggregation von Einzelindividuen, die erst sekundär in Beziehung zueinander gedacht werden, noch die Annahme sozialer oder kollektiver Subjekte.

Im Folgenden wird zunächst der spezifisch perspektivische Ansatz Brandoms herausgearbeitet (2.1) und die Rückführung von expliziten Normen auf normative Einstellungen dargestellt (2.2). Im Anschluss wird die Ich-du-Sozialität als soziale Grundstruktur begrifflicher Normativität eingeführt (3.1) und Brandoms Kritik an einer Ich-wir-Sozialität sowie seine Konzeption begrifflicher Objektivität als Einstellungstranszendenz herausgearbeitet (3.2). In einem letzten Teil wird Brandoms Konzeption symmetrischer Adressaten in der Ich-du-Sozialität daraufhin analysiert, wie Brandom die für diese Konzeption wesentliche Pluralität und Unterschiedenheit von Personen konzipiert (4). Es wird für die These argumentiert, dass Personen als Teilnehmer diskursiver Praxis bei Brandom unter anderem raumzeitlich unterschieden werden müssen und dass das normative Vokabular Brandoms auf ein intersubjektiv geteiltes raumzeitliches Bezugssystem verweist, in das alle Diskursteilnehmer eingebettet sind.

2. Normativität der diskursiven Praxis

2.1 Perspektivität bei Brandom

Die Verweise auf Perspektiven oder eine perspektivische Lesart sind bei Brandom grundlegend für die theoretische Beschreibung der Instituierung normativer Status der Festlegung und Berechtigung in diskursiven Praktiken. Diese normativen Status werden nach Brandom „durch soziale Praktiken etabliert“ (EV: 106), in denen normative Einstellungen (normative attitudes) zum Ausdruck gebracht werden. Bei der Zuschreibung einer Behauptung oder Überzeugung geht die zuschreibende Gesprächsteilnehmerin zwei normative Einstellungen ein: sie weist eine Festlegung zu und sie geht selbst eine Festlegung ein. Brandom bezeichnet diese „Aspekte des Gesagten“ als „de dicto- bzw. de re-Teile“ der Gehaltsspezifikation (BB: 230), mit denen „die Verantwortung für den Gebrauch des Terminus zugewiesen“ wird (BB: 233). Der in jeder Zuweisung eines normativen Status enthaltene Perspektivenwechsel oder die „sprachliche Kontoführungspraxis“, die „doppelt perspektivisch“ (EV: 278) ist, erklärt Brandom zufolge, wie Kommunikation und Verstehen möglich sind.

„Verstehen zu können, was andere sagen, und zwar in dem Sinn, daß deren Äußerungen zur Verwendung als Prämissen in den eigenen Inferenzen verfügbar werden, beruht gerade darauf, diese Gehalte de re und nicht bloß de dicto spezifizieren zu können“ (BB: 233).

Die Zuschreiberin gibt im Verstehen nicht bloß wieder, was jemand gesagt hat, bezieht sich also nicht nur auf dessen Perspektive und auf das, was dem anderen zugeschrieben wird, sondern sie nimmt gegenüber den zugewiesenen Gehalten selbst eine normative Einstellung ein, indem sie de re zum Ausdruck bringt, wovon in den de dicto zugeschriebenen Festlegungen die Rede ist. Verstehen bedeutet nicht nur die Wiedergabe einer fremden Sichtweise, sondern in der Artikulation dessen, wovon dies eine Sichtweise ist, auch die Bezugnahme auf den als geteilt oder gemeinsam eingeschätzten Gegenstand der Behauptung. Die Unterscheidung zwischen einer subjektiven Sicht auf etwas und dem Gegenstand, von dem sie handelt, erlaubt dann Substitutionen, Kritik oder Anerkennung in eigenen Inferenzen. Verstehen ist genuin gebunden an den normativen Perspektivenwechsel zwischen dem, was aus der Perspektive des anderen und dem, was von derselben Sache aus der eigenen Perspektive anerkannt wird. Anerkennen und Zuweisen sind nach Brandom nun normative Einstellungen, die in sozialen Praktiken des Zuschreibens von Festlegungen zum Ausdruck gebracht werden. Assertorische Sprechakte, die von Brandom als grundlegend auch für andere Typen von Sprechakten behandelt werden, weisen die oben dargestellte Struktur der perspektivenverschränkten normativen Einstellungen auf.

Diskursive Praxis wird von Brandom als in einem elementaren Sinne sozialperspektivisch gekennzeichnet. Es kann kein externes oder nicht-involviertes Verstehen geben, insofern jede Zuschreibung einer Festlegung an andere

zugleich eine Selbstfestlegung und eine normative Haltung zu der Perspektive des anderen impliziert. Die Perspektivenverschränkung erfolgt dabei durch jeden einzelnen Gesprächsteilnehmer: jeder schreibt dem anderen eine Perspektive zu und nimmt selbst eine Perspektive ein, so dass sich eine doppelte – und häufig divergierende – Sicht auf jede einzelne Perspektive und das, wovon gesprochen wird, ergibt.

„Dieses symmetrische Paar von Perspektiventypen, die des Zuweisers und die der Zielperson der Zuweisung, von denen beide jeweils diese grundlegende normative Unterscheidung treffen, ist die grundlegende soziale Struktur, in deren Begriffen Gemeinschaften und gemeinschaftliche Praxis zu verstehen sind“ (EV: 833f.).

Jeder Teilnehmer der sozialen Praxis kann dabei jede dieser Zuweisungen vornehmen und in diesem Sinne jede dieser Perspektiven einnehmen. Perspektivität bedeutet nicht Arbeitsteilung im fordistischen Sinn, sondern jedes einzelne Individuum realisiert in der sprachlichen Kommunikation und im Verstehen die Differenz einer Fremd- und Selbstfestlegung.

Blieben die Perspektiven allerdings einfach nebeneinander bestehen, bewegte sich jeder Gesprächsteilnehmer in seinem eigenen mentalen Universum der Zuweisung und Anerkennung von Festlegungen. Entscheidend für Verstehen, Sprechen und Kommunikation ist Brandom zufolge, dass die Zuweisungen von Festlegungen in diskursiven Praktiken öffentlich zum Ausdruck gebracht und dadurch anfechtbar oder korrigierbar werden. Die Perspektivenverschränkung ist nicht nur als mentaler Vorgang gedacht, der innerhalb einzelner Individuen stattfindet, sondern als praktischer, sozialer Vorgang. Brandoms Ausgangspunkt sind öffentliche, raumzeitliche, soziale Praktiken, in denen normative Einstellungen und implizite Normen verkörpert sind.

Was in der perspektivischen Konzeption der Ich-du-Sozialität dabei immer schon vorausgesetzt wird, ist die Tatsache, dass die soziale Praxis der Zuweisung von *de re*- und *de dicto*-Einstellungen von mehreren Individuen vollzogen und aufeinander bezogen wird. Eine Praxis ist nicht schon dadurch intersubjektiv, dass ein Individuum zwischen unterschiedlichen Perspektiven unterscheidet und diese mit unterschiedlichen normativen Status verbunden werden. Dies alles könnte auch ein innerer Monolog sein, eine leibnizsche Perspektivierung durch Monaden als Subjekte ohne Kontakt zueinander. Diese Herausforderung des Solipsismus, die zugleich auch eine Herausforderung für die Objektivität darstellt, wird durch den Aufweis unterschiedlicher Perspektiven im Sinne von *de re*- und *de dicto*-Haltungen nicht widerlegt. Brandom setzt die Pluralität, Unterscheidbarkeit und Bezogenheit von Individuen als konstitutives Merkmal der sozialen Praxis in seiner Konzeption der Ich-du-Sozialität immer schon voraus. Durch seinen internen pragmatischen Ansatz, der in der Explizitmachung das formuliert, was praktisch schon vollzogen wird beziehungsweise was für die Praxis konstitutiv ist, geht er von einer Konzeption von Individuen oder der Personen aus, die immer schon jenseits der solipsistischen Situation angesiedelt ist: Personen sind soziale, aufeinander bezogene und voneinander unterscheidbare Individuen, die als Teilnehmer diskur-

siver Praxis bestimmt sind. Der Solipsist, der fragt, ob Kommunikation nicht eine Illusion sei und die Zuweisungspraxis nicht auch rein intern als Simulation einer Ich-du-Sozialität gedacht werden könnte, wird von Brandom nicht widerlegt, sondern dessen Frage wird pragmatisch beantwortet. Der Herausforderung, diskursive Praxis als genuin soziale Praxis zu konzipieren, und nicht nur als subjektive Zuweisungsstruktur durch ein einziges Subjekt, begegnet Brandom mit der Explizitmachung der diskursiven Praxis als Ich-du-Sozialität.

2.2 Normative Einstellungen

Die Ich-du-Sozialität wird begrifflich eingeführt in einer Analyse dessen, was Brandom normative, deontische oder praktische Einstellungen (*attitudes*) nennt. Deontische Einstellungen bilden in Brandoms Konzeption der Normativität die begriffliche Grundlage der Erklärung diskursiver normativer Praxis. Sie kommen zum Ausdruck in Praktiken der Attribuierung oder Instituierung normativer Status der Festlegung und Berechtigung. Normen oder normative Status sind für Brandom keine objektiven Entitäten oder Eigenschaften der normativ bewerteten Performanzen, sondern sie werden in intersubjektiven Praktiken, die normative Einstellungen zum Ausdruck bringen, auf die beurteilten Gegenstände übertragen. Nicht objektive Werte oder normative Eigenschaften bilden den begrifflichen und ontologischen Boden von Brandoms Normativitätsanalysen, sondern pragmatisch bestimmte praktische Einstellungen von Individuen. Die Status der Berechtigung und Festlegung werden durch normative Einstellungen instituiert.

Brandom führt die Relevanz der normativen Einstellungen in EV durch eine Kantinterpretation ein: Naturgesetze und deren Regiment unterscheiden sich von der Rolle der Regeln im menschlichen Handeln dadurch, dass im Handeln der Zwang „durch unsere Einstellung“ gegenüber den Regeln vermittelt ist (EV: 31).

„Nicht die Regel oder Norm selbst veranlaßt unser Handeln, sondern die Tatsache, daß wir sie anerkennen. In der Relation zwischen rein natürlichen Gegenständen und den sie beherrschenden Regeln fehlt es an einer solchen intervenierenden Einstellung. [...] Wir rationale Wesen dagegen können Normen auch begreifen oder verstehen, wir sind in der Lage, Richtigkeitsbeurteilungen gemäß dieser Normen abzugeben. [...]. In diesem Sinne einer von ‚uns‘ zu sein heißt, Subjekt normativer Einstellungen zu sein, heißt, Richtigkeiten und Unrichtigkeiten von Verhaltensweisen anerkennen zu können, heißt, eine Performanz als richtig oder unrichtig behandeln zu können“ (EV: 74f.).

Wenn spezifisch rationales Verhalten und linguistische Praxis auf einem Anerkennen von Normen und nicht nur auf einer verhaltensmäßigen Regelentsprechung beruhen, stellt sich die Frage, wie dieses Anerkennen von Normen, das Behandeln als richtig oder unrichtig, aussieht. Brandom versucht hier eine Praxis zu beschreiben, die insofern normativ ist, als dass sie Performanzen als richtig oder unrichtig behandelt, ohne bereits über explizite Normen zu verfü-

gen. Die Übertragung normativer Status der Berechtigung und Festlegung bringt nach Brandom praktische normative Einstellungen zum Ausdruck, die in Brandoms Konzeption die Quellen impliziter begrifflicher Normen darstellen.

Die Normativität der praktischen Einstellungen und der sie zum Ausdruck bringenden Performanzen ist nicht darin begründet, dass das Subjekt der normativen Einstellungen und Performanzen sich an expliziten Normen oder Maßstäben orientiert. Diese von Brandom in Rylescher Tradition als „intellektualistisch“ bezeichnete Rückführung der Normativität von praktischen Einstellungen auf die Kenntnis und Anwendung expliziter Normen und Regeln würde die Konzeption in einen Regelregress führen: der Rekurs auf praktische Einstellungen und auf in Handlungen implizit ausgedrückte Normen soll ja gerade die diskursive Praxis erläutern, die in der Konzeption expliziter Regeln dann vorausgesetzt wird. Nicht explizite Regeln oder Normen bilden den Ausgangspunkt der Brandomschen Konzeption linguistischer Praxis, sondern normative Einstellungen, die in Praktiken zum Ausdruck gebracht werden. In *Begründen und Begreifen* markiert Brandom eine konstitutive Verbindung zwischen praktischen normativen Einstellungen und Normen: Er spricht von Normen, „die sich von den Einstellungen der Praxisteilnehmer ablesen lassen“ (BB: 255).

Das Erfassen von Prinzipien wird in Brandoms Konzeption „deintellektualisiert“ (EV: 76) und durch das Beherrschen einer Praxis ersetzt. Soziale Praktiken übertragen dadurch begriffliche Gehalte auf einzelne Performanzen, „daß Akteure die jeweiligen Performanzen in ihrer Praxis als Träger entsprechender Gehalte betrachten oder behandeln“ (Knell 2004: 38). Entscheidend ist dabei die Prämisse, dass dieses „Auffassen-als-gehaltvoll ein praktisches Auffassen ist“ (Knell 2004: 38). Knell nennt diesen Vorgang „praxisimplizite Projektion“ (Knell 2004: 39).

Die Frage, wie die Normativität der impliziten Normen, die in normativen Einstellungen zum Ausdruck gebracht werden, zu verstehen ist, wird in der Literatur unter anderem mit Verweis auf Sanktionspraktiken rekonstruiert. Diese Interpretation wird auch dadurch nahegelegt, dass Brandom in EV zwei Sanktionenkapitel in den Kontext der Ausführungen zu impliziten Normen integriert. Hattiangadi argumentiert mit Verweis auf Brandoms Ausführungen zu Sanktionspraktiken, dass eine Erläuterung normativer Einstellungen als Sanktionspraktiken auf einen naturalistischen Dispositionsansatz hinausläuft und dass Brandoms Beharren auf normativem Theorievokabular diese Naturalisierungstendenz allenfalls verdeckt, aber keine nichtreduktionistische Theorie impliziter Normen bereitstellt (Hattiangadi 2003). Sanktionen wird in Brandoms Theorie auch von Maher (2012) eine theoriekonstitutive Rolle zugewiesen.

Im vorliegenden Beitrag wird entgegen dieser Deutung davon ausgegangen, dass Brandom in keinem konstitutiven Sinn versucht, normative Einstellungen und implizite Normen durch Sanktionspraktiken zu erläutern. Die Sanktionenkapitel in EV werden als Auseinandersetzung mit einer einflussreichen Normativitätskonzeption interpretiert, die Brandom nicht teilt und von der er insbesondere zu zeigen versucht, dass selbst die Rede von Sanktionen nicht notwendigerweise zu einer Naturalisierung oder Reduktion normativen Vokabulars führt. Wenn Hattiangadi (2003) argumentiert, dass ein Sanktionenansatz

entgegen der Ausführungen Brandoms zu einer reduktionistischen Position der Normativität führt, so erschüttert sie damit, selbst wenn sie mit dieser These entgegen Brandoms Argumentation Recht haben sollte, nicht Brandoms eigenen normativen Ansatz.² Dieser versucht meines Erachtens in keiner wesentlichen Weise eine Reduktion von Normativität auf Sanktionen, sondern er unternimmt eine interne Erläuterung oder Explikation implizit normativer Praxis in explizit normativem Vokabular.

Wichtig für ein Verständnis der impliziten Normen ist dabei eine Analyse der spezifisch sozialen Natur der perspektivischen Struktur, die normative Einstellungen der Zuweisung und Anerkennung von Festlegungen kennzeichnet. Die impliziten Normen der Praktiken, in denen normative Einstellungen der Zuweisung und Anerkennung von Festlegungen zum Ausdruck gebracht werden und somit normative Status übertragen werden, werden von Brandom als spezifisch soziale Praktiken analysiert. „Dies sind Praktiken, die die Unterscheidung der sozialen Perspektive zwischen zwei Arten praktischer Einstellungen, die man gegenüber einer Festlegung einnehmen kann, enthalten: des (Selbst-) *Anerkennens* und des (Einem-anderen-) *Zuerkennens*.“ (EV: 106).

Die Perspektivenunterscheidung ist hier zunächst eine zwischen zwei spezifischen praktischen Einstellungen gegenüber Festlegungen. Die normativen Einstellungen werden dabei begrifflich gebunden an die Unterscheidung zwischen *sich selbst* und *einem anderen*. Die begriffliche Unterscheidung zwischen *sich selbst* und *anderen* ist implizit in allen Zuweisungen deontischer Status enthalten.

Die spezifische Normativität diskursiver Praxis wird als Struktur der doppelten deontischen Kontoführung beschrieben, in der immer zugleich eine normative Einstellung bezüglich der Performanzen anderer und eine eigene Festlegung ausgedrückt und instituiert wird. Jeder Gesprächspartner muss sich zwischen den sozialen Perspektiven des Sprechers und Hörers „hin- und herbewegen können“ (EV: 818), damit Verstehen und Kommunikation möglich sind. Das Teilen und die Einheit der begrifflichen Gehalte bestehen nicht in einer Identität der geäußerten Sätze und auch nicht im Erfassen eines objektiven Gehalts in der Welt, sondern in einer spezifisch intersubjektiven Tätigkeit der Perspektivendifferenzierung und der wechselseitigen Zuweisung von Festlegungen, in der eine Unterscheidung zwischen vom anderen bloß subjektiv Gemeintem (*de dicto*) und selbst als objektiv Anerkanntem (*de re*) gemacht wird. Die Perspektiven sind „Kontoführungsperspektiven“ (EV: 818), die genuin wechselseitig oder doppelt gedacht werden.

3. Ich-du-Sozialität bei Brandom

3.1 „Ich“ und „du“

Zur Erläuterung dessen, was Brandom unter sozialer Perspektivität versteht, verwendet er in EV an einigen Stellen den schon zitierten Ausdruck Ich-du-Sozialität.³ Blickt man auf die Einführung der Ich-du-Sozialität im Kontext normativer Einstellungen, so wird die Perspektivität des *Ich* und *du* nicht unab-

hängig von den sozialen Praktiken der Anerkennung und Zuweisung praktischer Einstellungen gedacht. Die Unterscheidung zwischen *Ich* und *du* erfolgt im Zuge der Unterscheidung der normativen Einstellungen der Anerkennung und Zuweisung von Festlegungen. Die elementare Perspektivität des *Ich-du* erscheint hier gebunden an die in normativen Praktiken zum Ausdruck gebrachten praktischen Einstellungen, so dass *Ich* und *du* nicht referenziell oder deskriptiv eingeführt werden, sondern von vornherein als Elemente und Pole einer spezifisch normativen diskursiven Praxis erscheinen. Die Ausführungen zu normativen Einstellungen haben gezeigt, dass die Zuweisung einer Festlegung den Bezug auf die Perspektive eines anderen (aus Sicht des *Ich*) darstellt, während die Anerkennung einer Festlegung die eigene Perspektive auf den jeweiligen Gegenstand festlegt. *Ich* und *du* werden also nicht als separate personale Pole eingeführt, sondern als eine Verhältnissetzung, die jeder Kommunikationsteilnehmer bezüglich der normativen Anerkennung und Zuweisung von Festlegungen vornimmt.

Jedes an der Praxis teilnehmende Individuum konstituiert in der Zuweisung normativer Festlegungen die Perspektive eines anderen und bringt die eigene normative Perspektive durch Anerkennung einer Festlegung zum Ausdruck. *Ich* und *du*, so wie sie in Brandoms Theorievokabular verwendet werden, sind weder vorgängig zu Praktiken, in denen normative Einstellungen zum Ausdruck gebracht werden, noch separiert von einem *Ich-du*-Verhältnis konzipiert. *Ich* und *du* werden begrifflich an normative Einstellungen gebunden, so dass bei Brandom diese bestimmte normative Art des Selbst- und Weltbezugs abhängig von der Konzeption normativer Einstellungen der Anerkennung und Zuweisung von Festlegungen ist.

Mit der Zuschreibung normativer Status wird eine Übertragung (Instituierung) oder eine Zugleichsetzung oder Verbindung zwischen Interpret und Sprecher behauptet: Der Interpret erkennt gleichzeitig sich selbst und den Sprecher als Träger normativer Status an. Dem Sprecher werden normative Haltungen zugeschrieben und der Interpret drückt die normativen Haltungen in der Zuschreibung normativer Status aus.

Reicht es für die Erläuterung der genuin sozialen Struktur der Zuweisung normativer Status nun aber aus, zu behaupten, dass jedes Individuum in der diskursiven Praxis Selbst- und Fremdzuschreibungen von Festlegungen vornimmt? Dies scheint als Grundlage für eine Struktur des Sozialen zu schwach zu sein: Immerhin könnte sich das normative Status zuweisende Individuum irren in der Annahme, es gäbe andere Subjekte. Die Einführung der *Ich-du*-Struktur bei Brandom darf nicht ausschließlich als intendierter Bezug auf andere aus der Perspektive eines der Gesprächsteilnehmer konzipiert werden, sondern sie muss als Beschreibung der Interaktion zwischen Personen interpretiert werden, in der die Existenz unterschiedlicher Gesprächsteilnehmer bereits vorausgesetzt wird.

An dieser Stelle zeigt sich, dass der Begriff der *Ich-du*-Sozialität die soziale Grundstruktur der diskursiven Praxis als Ganzes darstellt. Gegenüber der ersten Person Perspektive der Teilnehmer handelt es sich bei der Beschreibung der *Ich-du*-Perspektive um eine relativ-externe Beschreibung. Mit der *Ich-du*-

Perspektive wird nicht (nur) phänomenal beschrieben, wie die Zuschreibungspraxis aus der Sicht jedes Einzelnen aussieht, sondern die soziale Praxis als solche wird unter Voraussetzung der Existenz unterschiedlicher Personen bestimmt. Als genuin soziale Struktur kann die Ich-du-Struktur nur dann gelten, wenn sie nicht ausschließlich Ausdruck einer mentalen, intentionalen Bezo-genheit auf andere aus der Perspektive eines Individuums ist, sondern wenn sie als Beschreibung einer sozialen Grundstruktur voneinander unterscheid-barer Personen interpretiert wird.

Die normativen Status werden also aus theoretischer Perspektive beschrieben als intersubjektive Anerkennungsverhältnisse zwischen Interpret und Sprecher. Die Praxisteilnehmer sind als Individuen in dem Sinne genuine Quellen und Produkte normativer Setzungsprozesse, als sie ein normatives Anerkennungsverhältnis zwischen Interlokutoren stiften. Ausgangspunkt ist dabei nicht ein einzelnes Individuum mit praktischen Einstellungen. Da der Zugang zu den grundlegenden normativen Haltungen über die Zuschreibung normativer Status erfolgt, führt die Analyse auf ein intersubjektives, perspektivenverschränktes Netz normativer Haltungen von Personen.

Dass die Ich-du-Struktur keine phänomenale Beschreibung einer individuellen Perspektive darstellt, sondern eine Beschreibung intersubjektiver sprachlicher Anerkennungsverhältnisse zu sein beansprucht, zeigt sich auch darin, dass Brandom in der Erläuterung der Ich-du-Struktur meistens nicht die grammatische zweite Person Singular verwendet, sondern mit der Formulierung *a n a n d e r e* die dritte Person Plural oder die dritte Person Singular. Der theoretische Begriff der Ich-du-Sozialität bezeichnet alle Formen der *I c h - a n d e - r e* - Unterscheidung, seien diese nun direkte Gesprächspartner (*d u*) oder andere Personen (*e r / s i e / e s* oder *i h r* oder *s i e*).

Brandoms Beispiele in BB sind Zuschreibungen in der dritten Person Singular:

„Nehmen wir an, daß B gemäß A's Kontoführung über Festlegungen die Festlegung zu der Behauptung *F(t)* anerkennt. A kann dann diese Zuweisung einer Festlegung in Form einer Behauptung explizit machen, indem er sagt: B behauptet, daß *F(t)*“ (BB: 232).

Es handelt sich hier um eine *d e d i c t o*-Gehaltsspezifikation, also um die Zuschreibung dessen, worauf B aus Sicht von A festgelegt ist. A selbst legt sich damit zunächst darauf fest, dass B behauptet hat, dass *F(t)*. Die Ich-du-Struktur beruht hier darin, dass B von A Festlegungen *d e d i c t o* zugeschrieben werden und A zugleich selbst eine Festlegung *d e r e* eingeht.

In der Ich-du-Struktur zeigt sich eine spezifische Differenz in den normativen Verpflichtungen und Berechtigungen der Individuen in Bezug auf unterschiedliche propositionale Gehalte. Die Ich-du-Struktur erweist sich als Ausdruck auf der Metaebene der Theorie, sie stellt kein Zitat auf der Ebene der Praxisteilnehmer dar, *ich* oder *du* werden in den von Brandom zitierten Fällen nicht explizit verwendet. Es handelt sich wie im Falle des logischen Vokabulars um eine in der diskursiven Praxis implizite Struktur, die durch den Begriff der Ich-du-Sozialität explizit gemacht werden kann. Die empirischen Verwendungen

der Personalpronomina in der Sprachpraxis des Zuschreibens von Festlegungen fallen dieser Interpretation zufolge alle unter die Ich-du-Struktur.

Auf der Ebene des Theorievokabulars bildet die Ich-du-Struktur einen konstitutiven Bestandteil der Konzeption normativer Einstellungen. Und da diese in Brandoms Erläuterung der normativen Status der Festlegung und Berechtigung grundlegend sind, macht auch die Ich-du-Struktur einen konstitutiven Bestandteil begrifflicher Normativität explizit. Sie expliziert die spezifische Selbst- und Fremdbezugnahme in der Zuweisung von Festlegungen in der diskursiven Praxis und verweist damit auf ein *Know-how* zur Unterscheidung und Bezugnahme auf sich und andere als notwendige Bedingung diskursiver Praxis. Die Ich-du-Struktur setzt keine explizite Selbst- oder Fremdrelexion voraus, konstituiert aber eine Form der Verantwortungsübernahme und Verantwortungszuweisung durch Festlegungen und Zuweisungen von Festlegungen. In der diskursiven Praxis werden die Gesprächsteilnehmer somit als verantwortliche Subjekte angesprochen und behandelt.

3.2 Objektivität und Ablehnung einer Ich-wir-Sozialität

Die Relevanz eines sozialen Ansatzes begrifflicher Praxis und damit auch einer irreduziblen Unterscheidung von Individuen wird besonders deutlich in Brandoms Ablehnung einer Ich-wir-Struktur der Sozialität als Erklärung für die Normativität linguistischer Praxis. Brandom selbst betont hier die Notwendigkeit, die Perspektiven als irreduzibel pluralistisch zu konzipieren.

Brandoms Ablehnung der Ich-wir-Struktur sowie die Herausarbeitung einer grundlegenden Ich-du-Struktur erfolgen im Kontext seiner Untersuchungen eines besonderen Merkmals linguistischer Praktiken: der Objektivität begrifflicher Normen. Die begriffliche Praxis unterscheidet sich nach Brandom von anderen sozialen Praktiken wie etwa von Esssitten insofern, als in ihr einstellungstranszendierende, objektive Geltung beansprucht wird.

Ginge es bei der Zuweisung und dem Eingehen von Festlegungen nur um den Abgleich subjektiver Perspektiven, dann redeten die Teilnehmer ausschließlich über ihre wechselseitigen Einstellungen, aber nicht über die Welt. An dieser Stelle versucht Brandom den in seiner inferentialistischen Zugangsweise schwierigen Schritt, die objektive Geltung begrifflicher Normen in Grundbegriffen der sozialen Perspektivität zu fassen, ohne sie darauf zu reduzieren. In einer Abgrenzung zwischen Ich-du- und Ich-wir-Sozialität betont Brandom, dass er gerade mit theoretischen Mitteln der Ich-du-Perspektivität die objektive Dimension von Begriffen als Perspektiventranszendenz zu konzipieren sucht.⁴

Konstitutiv für die linguistische Praxis ist die in den *de re*-Einstellungen ausgedrückte Bezugnahme auf die Dinge oder die Welt, die die Einstellungen transzendiert. Gerade durch ihre Symmetrie ermöglicht die Ich-du-Sozialität nach Brandom die Einnahme eines „Dritte-Person-Standpunkt[s]“ (EV: 832), der den Unterschied zwischen bloß vermeinter Wahrheit und dem, „was tatsächlich wahr *ist*“ (EV: 832) formulierbar macht. Dieser Standpunkt ist aber kein von den Standpunkten der Gesprächspartner losgelöster, sondern Merkmal

der linguistischen Praxis. Brandoms Betonung der Ich-du-Sozialität soll gerade auch die objektive Dimension von Begriffen, also in gewisser Hinsicht die dritte Ecke eines Dreiecks zwischen zwei Gesprächsteilnehmern und einem gemeinsamen objektiven Referenzpunkt theoretisch fassen, ohne dabei den Begriff der Referenz oder Repräsentation als grundlegenden theoretischen Begriff zu verwenden.

Die Ausführungen zur Ich-du-Struktur normativer Einstellungen sollen Brandom zufolge einen Beschreibungsansatz für diese Form begrifflicher Objektivität liefern und theoretisch zum Ausdruck bringen, inwiefern in diskursiver oder begrifflicher Praxis objektive Geltung beansprucht wird. Mit der Ablehnung einer Ich-wir-Struktur des Normativen lehnt Brandom eine deskriptive Rückführung des normativen Begriffs der begrifflichen Richtigkeit auf soziale Übereinkunft ab. Objektive Geltung wird bestimmt als Einstellungsstranzendenz gerade auch im Hinblick auf gemeinschaftlichen Konsens oder soziale Übereinstimmung.

Brandom beansprucht eine *e g a l i t ä r e* perspektivische Konzeption begrifflicher Geltung zu formulieren, in der keine der Perspektiven „gegenüber irgendeiner anderen privilegiert“ ist (EV: 832). Jede Perspektive kann selbst wieder beurteilt werden. Für Brandom gibt es keinen Perspektivenstopper in dem Sinne, dass die Perspektivität des Für-wahr-haltens und der diskursiven Praxis in einer nicht-perspektivischen „unfehlbaren, autoritativen Instanz“ begrenzt oder begründet wird (EV: 832). „Die Alternative besteht darin, Objektivität als eine Art perspektivische Form anstatt als einen nichtperspektivischen oder perspektivenübergreifenden Inhalt zu rekonstruieren“ (EV: 832).

Das gemeinsame Element aller sozialen Perspektiven besteht nicht in einer inhaltlichen Übereinstimmung bezüglich dessen, was für wahr gehalten wird, also bezüglich des Inhalts, sondern darin, „*daß* es einen Unterschied gibt zwischen dem, was an einer Begriffsverwendung objektiv richtig ist, und dem, was bloß dafür gehalten wird, und nicht *worin* er besteht – also in der Struktur und nicht im Inhalt“ (EV: 832f.).

Die Symmetrie der Ich-du-Sozialität bezüglich der Autorität der Behauptungen ist für Brandom der entscheidende Grund, diese Struktur gerade auch für eine Thematisierung der Objektivität begrifflicher Normen zu verwenden. Nicht die Frage, welche oder wie viele Teilnehmer eine bestimmte Position vertreten, ist bezüglich der Bewertung ihrer Gültigkeit relevant, sondern die Frage, wie gut die Position begründet ist.

„Darüber zu befinden, wer richtig liegt, wessen Behauptungen und Begriffsanwendungen als autoritativ behandelt werden sollen, ist mühsame Kleinarbeit, die darin besteht, die verhältnismäßige Autorität konkurrierender beleggestützter und inferenzieller Behauptungen zu bewerten“ (EV: 834).

Daher ermöglicht die Ich-du-Sozialität negativ die Suche nach Belegen für Behauptungen in dem Sinne, als sie die Möglichkeit der Kritik aus sozialer Perspektive prinzipiell offen hält und die Autoritätszuweisung gänzlich an die inferentielle Güte der behaupteten Propositionen delegiert. Damit sind Bezugnahmen auf die Objektivität zwar durch die soziale Struktur ermöglicht, gerecht-

fertigt aber wird die Bewertung als korrekt oder inkorrekt allein mit Bezug auf die Güte der Begründung. Es gibt „keine Vogelperspektive, aus der sich der Kampf der konkurrierenden Behauptungen beobachten lässt und aus der man diejenigen identifizieren kann, die es verdienen, zu gewinnen“ (EV: 834).

In Brandoms Ansatz ist damit die Explikation der objektiven Geltung von einem theoretischen Fokus auf Referenz oder Repräsentation verlagert auf eine theoretische Beschreibung der sozialen Kommunikationsstruktur und die in wechselseitigen Festlegungszuschreibungen enthaltene interne Differenz zwischen *de dicto*-Einstellungszuschreibung und *de re*-Bezugnahmen auf Gegenstände oder die Welt. Objektivität wird hier konstituiert oder expliziert in Termini sozialer Strukturen und pluraler Person-Perspektiven. Der Bezug auf die Welt sowie der Anspruch und Begriff der Objektivität werden von Brandom aus interner Teilnehmerperspektive bestimmt. „Der semantische (perspektivische) Externalismus fängt also zu Hause an“ (EV: 897).

Die Möglichkeit der Infragestellung oder Relativierung von Festlegungen ist konstitutiver Bestandteil sowohl der Zuschreibungen als auch der Anerkennungen von Festlegungen. Ein Merkmal der spezifisch begrifflichen Normativität der Selbstfestlegung ist die Übertragung der Erlaubnis an andere, die eigenen Festlegungen auf Begründungen und Geltung zu befragen.

„Der theoretische Versuch, den ‚Ursprung‘ der normativen Dimension im Diskurs zu ermitteln, führt uns also geradewegs auf unsere eigenen implizit normativen Praktiken zurück. Die Struktur dieser Praktiken kann beleuchtet werden, allerdings stets nur aus dem Inneren des normativen Raumes, innerhalb unserer normativen Praktiken des Gebens und Verlangens von Gründen“ (EV: 899).

Nach der Rückführung deontischer Status der Festlegung und Berechtigung auf normative Einstellungen des Als-festgelegt-Behandelns und Als-berechtigt-Behandelns in diskursiven Kontoführungspraktiken werden nun „externe und interne Interpretation“ zusammengeführt (EV: 899). Unter externer Interpretation kann hier die durch den pragmatischen Theoretiker beanspruchte Erklärung in theoretischem Vokabular verstanden werden, unter interner Interpretation die durch die Praxisteilnehmer in doppelter Kontoführungspraxis zugewiesenen deontischen Status. Die Suche und Beschreibung der Ursprünge, Quellen oder Strukturen impliziter Normen und normativer Einstellungen verliert hier auch explizit ihren externen Charakter als Explanandum, die Theoriesprache den Status des unabhängig davon operierenden Explanans.

„Das soziale ‚Wir‘ wird aus der perspektivischen Ich-du-Kontoführung oder Interpretationsrelation konstruiert. An diesem Punkt gibt es keinen qualitativen Unterschied mehr, der die inneren Ich-du-Beziehungen zwischen dem kontoführenden Zuweiser einer Festlegung und demjenigen, dem sie zugewiesen wird, einerseits von denen zwischen dem außenstehenden Zuweiser von Kontoführungspraktiken und denjenigen, denen sie zugewiesen werden, andererseits trennt“ (EV: 973, Anm. 36).

Wenn Brandom also mit Bezug auf seine Konzeption der spezifisch diskursiven Normativität von einer „elementarerer perspektivischen Spielart“ (EV: 115) spricht und diese als „*Ich-du*-Struktur der normen-instituierenden sozialen Praktiken“ einer „*Ich-wir*-Sozialität“ gegenüberstellt (EV: 115; Hervorhebung im Original), so wird hier auch die Perspektive der Theoretikerin, die die Praxis in philosophischem Metavokabular beschreibt, nicht prinzipiell privilegiert gegenüber derjenigen der Teilnehmer. Lauer betont den internen Status der Theoretikerin, wenn er schreibt: “She has to stop being an observer and start being an interpreter – and that means: being a practitioner, a scorekeeper taking part herself in the practices she is trying to understand. Therefore, going normative is going native” (Lauer 2009: 343).

Die Beobachterin oder Theoretikerin wendet die gleichen Normen an wie die Teilnehmer, die interpretiert werden. “In order to understand the moves in the game at all, she has to treat the players including herself as bound by norms whose normative force goes beyond the sum total of the player’s actual attitudes” (Lauer 2009: 344).

Lauer charakterisiert die Perspektiven auch als “detached third-person perspective” und “engaged first-person-perspective” (Lauer 2009: 345). Für Lauer ist die Dritte-Person-Perspektive diejenige der Theoretikerin, die die Sprache pragmatisch und semantisch beschreibt. Die Möglichkeit, eine in diesem Sinne objektive oder beschreibende theoretische Perspektive einzunehmen, erscheint als eine der Optionen, die Teilnehmer an Diskursen in dem Sinne offensteht, als sie die implizit beanspruchten Normen explizit macht.

Dies geschieht in Ansätzen durchaus schon in Alltagsgesprächen und kann dann in wissenschaftlicher und philosophischer Analyse verfeinert und normiert werden. Die Form des *d e t a c h m e n t*, von der Lauer spricht, kann gemäß der hier vorgelegten Interpretation allerdings nur graduell und intern in dem Sinne sein, als auch die vorgelegten theoretischen Analysen Festlegungen darstellen, die prinzipiell offen für Kritik bleiben. Interpretation oder Theorie ist etwas anderes als Teilnahme an einem Gespräch, sie verwendet und kreiert theoretisches Metavokabular, kann ausgearbeitet und verfeinert werden. Aber es handelt sich nicht um einen grundsätzlich anderen Zugang in dem Sinne, dass der Interpret kein Kommunikationsteilnehmer mehr ist. Das hat auch Konsequenzen für die Verbindung der Sprachen: Metavokabular und Objektsprache unterliegen beide insbesondere Normen der Objektivität.

Die dritte-Person-Perspektive ist hier begrifflicher Bestandteil der spezifischen Normativität der *Ich-du*-Sozialität. Sie bezeichnet nicht die externe Beobachterperspektive eines allwissenden Subjekts, sondern sie bildet eine von der *Ich-du*-Sozialität eröffnete Perspektive, die jeder Kommunikationsteilnehmer insofern einnimmt, als er die Unterscheidung zwischen subjektivem Für-wahr-Halten und Wahr-Sein macht.

4. Pluralität und Raumzeitlichkeit von Personen

Die Konzeptionen der Objektivität und der Person-Perspektiven sind bei Brandom konstitutiv sozial gedacht und setzen die Interaktion einer Pluralität von Personen oder Akteuren voraus.

“There is no purely ‘descriptive’ or ‘phenomenological’ perspective by which we can give an immediate account of the concept or competence of understanding or correct rule following. In order to give such an account, we do not only need the perspective of an actor, but a second perspective of a person who can assess correctness. [...] As I take it, Brandom holds that norms exist in a kind of implicit acknowledgement by us as actors and jurors in the context of free cooperative actions and practices” (Stekeler-Weithofer 2008: 29f.).

Die Rede von Perspektiven eines Akteurs oder eines Beurteilers und die Betonung der Pluralität von Personen im Kontext von freien und kooperativen Handlungen und Praktiken wirft nun aber folgende Fragen auf: Wie wird die Unterscheidung zwischen Personen, zwischen Subjekten von Perspektiven getroffen? Wie wird der Vollzug von Sprechakten bestimmten Individuen zugeschrieben? Wie bestimmt Brandom wechselseitige Bezugnahme von Personen aufeinander? Brandom versucht die Interaktion zwischen Individuen durch die Unterscheidung der beiden normativen Einstellungen deutlich zu machen: einem anderen Festlegungen zuweisen und selbst Festlegungen anerkennen. In dieser Unterscheidung ist aber sowohl die Unterscheidbarkeit als auch die Möglichkeit der Bezugnahme von Individuen aufeinander bereits vorausgesetzt. Als pragmatische Einstellung der Praxisteilnehmer ist diese antisolipsistische Auffassung auch durchaus plausibel, aber auf der Ebene der explizit machenden Theoretikerin sollte eine Explikation der Grundstrukturen dieser antisolipsistischen Annahme erfolgen.

Gerade die prinzipielle Symmetrie aller Perspektiven, die Brandoms Konzeption der Objektivität als Einstellungstranszendenz zugrunde liegt, setzt unhintergebar die Unterscheidbarkeit von Personen nicht nur aus einer Beobachterperspektive, sondern für die Gesprächsteilnehmer selbst voraus. Da die Personen als Adressaten und Subjekte von Festlegungen in den Blick kommen, müssen sie individuierbar und unterscheidbar sein. Brandoms perspektivischer Ansatz der Ich-du-Sozialität setzt hier die Existenz unterscheidbarer Personen als Akteure einer sozialen Praxis nicht nur auf der Ebene einer die Praxis beschreibenden Theoretikerin voraus. Durch die am Ende von EV deutlich werdende Einbindung auch der Theoretikerin in das beschriebene Spiel des Gebens und Forderns von Gründen steht diese prinzipiell vor derselben Aufgabe wie die anderen Gesprächsteilnehmer: in der Zuschreibung normativer Status Personen zu individuieren und voneinander zu unterscheiden.

Obwohl Brandom an kaum einer Stelle substantivisch von Personen spricht, liegt die Bezugnahme auf vom Ich unterschiedene individuierbare Andere der gesamten Praxis der Zuschreibung normativer Status zugrunde. In der per-

spektivischen Konzeption sozialer Praxis werden Personen als voneinander unterscheidbare Relata einer intersubjektiven Anerkennungsrelation gefasst. Gerade weil es Brandom darauf ankommt, Perspektiven nicht nur als mentale Perspektiven und subjektive Konstruktionen aufzufassen, die im Prinzip auch in einem solipsistischen Subjekt geleistet werden könnten, muss er die Existenz voneinander unterschiedener Adressaten normativer Zuschreibungen voraussetzen. Diese Voraussetzung wird insbesondere in Brandoms Konzeption der Ich-du-Sozialität deutlich, in der die Bezugnahme und Unterscheidung zwischen Ich und du begrifflich nicht hergeleitet, sondern in Anspruch genommen wird.

Die Unterscheidung und der soziale Charakter diskursiver Praxis weisen nun meines Erachtens auf eine konstitutive Verbindung zwischen Brandoms normativem Vokabular und der raumzeitlichen Individuation von Personen hin. Die zum Abschluss dieses Beitrags vertretende These lautet, dass Brandom einen genuin körperlich gedachten, raumzeitlich verorteten Begriff der Akteure und Adressaten sprachlicher Praxis und somit der Personen benötigt. Das normative Theorievokabular der Ich-du-Sozialität setzt zugleich einen raumzeitlichen Bezugsrahmen, in den alle Teilnehmer der Kommunikation eingebunden werden und den sie aus jeweils interner Perspektive bei der Adressierung und Zuschreibung normativer Status als Unterscheidungsgrundlage zwischen unterschiedlichen Akteuren nutzen.

Die zentrale Rolle raumzeitlicher Verortung und Individuation wird u.a. bei einer Betrachtung der sprachlichen Züge im Spiel des Gebens und Forderns von Gründen deutlich: bei der Beurteilung der Berechtigung und Angemessenheit von Sprechakten sind Fragen danach, wann und wo diese vollzogen werden, häufig entscheidend. Die Berechtigung einer Behauptung kann z.B. davon abhängen, ob eine Person die Proposition p vor Gericht, zu Hause oder bei einem wissenschaftlichen Vortrag geäußert hat. Raumzeitliche Lokalisierungen sind hier nicht nur Beiwerk zur Beurteilung der Richtigkeit oder Angemessenheit von Behauptungen, sondern zentraler Bestandteil der Beurteilung von Inferenzen. Raumzeitliche Lokalisierung ist hier nicht in einem rein physikalischen Sinne als Bestimmung von Raumzeitstellen gemeint, sondern liegt den sozialen Kategorien der Individuation von Akteuren, Situationen und Handlungstypen zugrunde. Wie die Verbindungen zwischen raumzeitlichen Kategorien der Alltagssprache mit physikalischen Raumzeitkonzeptionen zu bestimmen sind, kann hier nicht näher diskutiert werden. Ausgehend von sozialen und alltagssprachlichen Zügen im Spiel des Gebens und Forderns von Gründen soll aber gezeigt werden, dass Brandoms Konzeption der Ich-du-Sozialität innerhalb eines sozial geteilten raumzeitlichen Rahmens operiert und dass gerade die Betonung realer sozialer Aushandlung, des Gebens und Forderns von Gründen, des Anfechtens und Begründens, raumzeitliche Kategorien voraussetzt, ohne dies allerdings explizit zu machen.⁵ Brandom selbst betont nicht die Raumzeitlichkeit als Grundlage der Normativität, sondern eine spezifische Sozialität und Perspektivität. Im Grundbegriff der Ich-du-Sozialität sowie in der Betonung eines perspektivischen Ansatzes aber setzt er ein raumzeitliches Unterscheidungskriterium zwischen Personen voraus, das nicht von außen an die Teil-

nehmer herangetragen wird, sondern auf dessen Grundlage die Teilnehmer selbst in der Praxis der Zuschreibung normativer Status handeln. Wenn Brandom also in EV beansprucht, eine Selbstaufklärung rationaler Subjekte oder sprachlicher Wesen vorzunehmen, so bleiben bei ihm grundlegende Formen der Raumzeitlichkeit diskursiver Wesen implizit.

Gerade in der von Brandom betonten Anerkennung und Integration von Behauptungen anderer in die eigenen Inferenzen wird aber deutlich, dass Brandom die Unterscheidung zwischen eigener und fremder Perspektive nicht ausschließlich über inferentielle Inkompatibilitäten konstruieren kann. Wenn zwei Gesprächsteilnehmer sich bezüglich der Anerkennung einer Behauptung einig sind, so bleiben sie für Brandom dennoch als unterschiedliche Perspektiven markierbar. Zum einen deshalb, weil sie unterschiedliche Gehalte zum Ausdruck bringen mögen, aber zum anderen auch, weil sie als Verantwortungs- und Autoritätspole trotz der Übereinstimmung nicht zu einem kollektiven Subjekt verschmelzen. Diese Unterscheidungsmöglichkeit verweist der hier vertretenen Argumentation zufolge auf ein von den Personen geteiltes raumzeitliches Bezugssystem. Die körperliche oder raumzeitliche Verschiedenheit der Personen ist somit in der Ich-du-Sozialität vorausgesetzt, obwohl Brandom das Verhältnis zwischen normativer und raumzeitlicher Individuation von Personen oder Adressaten von Zuschreibungen in EV nicht analysiert. Die raumzeitliche Individuation von Personen oder Adressaten erfolgt dabei weder vorgängig noch unabhängig von den Relationen im Spiel des Gebens und Forderns von Gründen, sondern sie ist genuiner Bestandteil der kontextsensitiven Auslotung adäquater Zuschreibungen von Festlegungen. Dieser Interpretation zufolge gibt es im Inferentialismus Brandoms keine dualistischen Unterscheidungen zwischen geistigen, inferentiellen, logischen Relationen auf der einen und sozialer, raumzeitlicher Instanziierungen von Kommunikation auf der anderen Seite.

Die Analyse der Ich-du-Sozialität als Grundstruktur normativer diskursiver Praxis zeigt, dass die raumzeitliche Individuation von Personen in der normativen Bezugnahme der Kommunikationsteilnehmer aufeinander als Adressaten normativer Status in Brandoms Konzeption vorausgesetzt ist. Im Prozess der Explizitmachung der Voraussetzungen diskursiver Praxis erweist sich die implizit normative Praxis der Zuweisung normativer Status zugleich auch als Praxis der Individuation von Personen.

Anmerkungen

- 1 Im Folgenden werden Brandoms Werke in der deutschen Übersetzung zitiert, da diese den deutschen Lesern leichter zugänglich ist: *Expressive Vernunft* wird abgekürzt als EV, *Begründen und Begreifen* als BB.
- 2 Ich bedanke mich bei Karl Christoph Reinmuth für den Hinweis, dass Sanktionen in BB keine Rolle spielen und unter anderem daher eine konstitutive Rolle von Sanktionen für Brandoms Ansatz unplausibel erscheint. Bei Axel Mueller bedanke ich mich für kontroverse Diskussionen zur Rolle der Sanktionen bei Brandom.
- 3 Zwischen den Seiten 115 und 707 in EV allerdings finden sich keine weiteren Ver-

weise auf die Ich-du-Struktur. Auch die Rede von Perspektiven findet sich im gesamten Mittelteil des Buches nicht.

- 4 Inwieweit Brandoms Konzeption der Objektivität begrifflicher Normen überzeugen kann, ist unter anderem auch in den Beiträgen dieses Bandes (siehe Mueller) umstritten. Im vorliegenden Beitrag soll keine Bewertung vorgenommen werden, sondern es soll erläutert werden, wie Brandom die perspektivische Ich-du-Struktur normativer Einstellungen für eine pragmatische Erklärung der Objektivität linguistischer Normen nutzt.
- 5 Die hier behauptete grundlegende Rolle der Raumzeitlichkeit als intersubjektivem Bezugsrahmen zur Individuation von Personen ähnelt der von Strawson behaupteten raumzeitlichen Individuation von Personen in *Individuals* (Strawson 1974). Strawson allerdings geht in seiner Analyse von den Individuationsbedingungen mentaler Prädikate und einer Opposition gegen einen cartesischen Dualismus aus.

Literatur

BB: Siehe Brandom 2001.

Brandom, Robert (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Harvard: University Press.

Brandom, Robert (2000a), *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt: Suhrkamp.

Brandom, Robert (2000b), *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Harvard: University Press.

Brandom, Robert (2001), *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt: Suhrkamp.

EV: Siehe Brandom 2000a.

Hattiangadi, Anandi (2003), „Making It Implicit: Brandom on Rule Following“. *Philosophy and Phenomenological Research* 66, 2: 419–431.

Knell, Sebastian (2004), *Propositionaler Gehalt und diskursive Kontoführung. Eine Untersuchung zur Begründung der Sprachabhängigkeit intentionaler Zustände bei Brandom*. Berlin und New York: De Gruyter.

Lauer, David (2009), „Genuine Normativity, Expressive Bootstrapping, and Normative Phenomenalism“. *Etica & Politica / Ethics & Politics* XI, 1: 321–350.

Maher, Chauncey (2012), *The Pittsburgh School of Philosophy. Sellars, McDowell, Brandom*. New York und London: Routledge.

Stekeler-Weithofer, Pirmin (2008), „Formal truth and objective reference in an inferentialist setting“. In: Pirmin Stekeler-Weithofer (ed.), *The Pragmatics of Making it explicit*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins Publishing: 7–34.

Strawson, Peter F. (1974), „Freedom and Resentment“. In: P. F. Strawson (ed.): *Freedom and resentment, and other essays*. London: Methuen: 1–25.

*Prof. Dr. Anne Reichold
Seminar für Philosophie
Europa-Universität Flensburg
Auf dem Campus 1
24943 Flensburg
E-Mail: reichold@uni-flensburg.de*

Zwischen Analytischem Pragmatismus und Quietismus. Brandom und McDowell über die Rolle der Philosophie

Matthias Kiesselbach, Bonn

Summary. This article examines the meta-philosophical rift which runs through the *Pittsburgh School* of contemporary philosophy. The rift is a disagreement about the appropriateness and likelihood of success of the kind of attempt at philosophical explanation in which implicitly mastered conceptual practices are reconstructed by way of combining simple and easily surveyable practical rules. While for Robert Brandom, such explanations can yield a genuinely better understanding of the target practice or vocabulary, and are thus an appropriate instrument for analytical philosophy, John McDowell considers them symptomatic of a wholly mistaken view of discursive practice, and takes their failure to be inevitable. According to McDowell, the futility of (“linear”) philosophical reconstructions is due to the holistic structure of linguistic competence and hence intentionality itself: distinct concrete conceptual practices presuppose each other in holistic (and hence circular) ways. This article defends Brandom’s thesis of the compatibility of the holism cited by McDowell on the one hand, and the possibility of philosophical explanation on the other, using a concrete example of a successful reconstruction which could be described as “linear” in McDowell’s sense. Finally, two possible answers in support of McDowell’s scepticism are discussed with a view to establishing room for a continuation of the debate.

Zusammenfassung. Dieser Artikel untersucht den meta-philosophischen Graben, der sich durch die *Pittsburgher Schule* der zeitgenössischen Philosophie zieht. Es handelt sich dabei um eine Meinungsverschiedenheit über die Angemessenheit und Erfolgsaussichten philosophischer Erläuterungsversuche, in denen begriffliche Praktiken, welche wir nur implizit beherrschen, durch die Kombination einfacher und einfach zu überblickender praktischer Regeln nachkonstruiert werden. Während solche philosophischen Rekonstruktionen für Robert Brandom zu einem besseren Verständnis der relevanten Begriffe bzw. Vokabulare führen und damit ein taugliches Mittel für die analytische Philosophie sein können, hält John McDowell sie für Symptome eines fehlerhaften Verständnisses diskursiver Praxis und ihr Scheitern für unvermeidbar. Nach McDowell liegt die Aussichtslosigkeit („linearer“) philosophischer Rekonstruktionen im

Holismus der Sprachkompetenz und der Intentionalität begründet: Zwischen konkreten begrifflichen Fähigkeiten gibt es holistische (und damit letztlich zirkuläre) Voraussetzungsverhältnisse. Dieser Artikel verteidigt Brandoms These der Kompatibilität zwischen dem von McDowell zitierten Holismus und der Möglichkeit philosophischer Rekonstruktionen mit einem konkreten Beispiel einer glückenden Rekonstruktion, welche in einer zentralen Hinsicht als „linear“ bezeichnet werden könnte. Schließlich werden zwei mögliche Antworten McDowells skizziert, aus denen sich Raum für eine Fortführung der Debatte ergeben könnte.

1. Einführung: Ein Graben durch die Pittsburgh School

Spätestens seit der Berufung von Wilfrid Sellars an das Pittsburgher Department of Philosophy gilt die Universität Pittsburgh als ein führender Standort nicht nur für die akademische Philosophie im Allgemeinen, sondern auch und gerade für die Philosophie einer ganz bestimmten Orientierung. Wie Chauncey Mahers *The Pittsburgh School* (2012) vor kurzem unterstrich, steht Pittsburgh – und das bedeutet neben Sellars insbesondere seine heutigen Nachfolger Robert Brandom und John McDowell – für einen bestimmten philosophischen Ansatz zum Phänomen der Intentionalität. Geht es darum, Klarheit zu schaffen in Bezug auf den Gehalt und den Bezug des Denkens (sein Von-etwas-Handeln, sein Über-etwas-Sein) und anderer verwandter Phänomene wie der Sprache und des Handelns, so beginnt die Pittsburgher Schule mit der entschiedenen Zurückweisung des *Mythos des Gegebenen* (myth of the given).

Dieser *Mythos* ist eine zumeist implizit gelassene Theorie darüber, wie Überzeugungen und andere intentionale Zustände bestimmten empirischen Gehalt haben können. Nach der Theorie ist dazu etwas – das Gegebene – nötig, das dem Subjekt des relevanten Zustands einerseits unmittelbar phänomenal präsent ist (also ohne Vermittlung durch inferentielle bzw. begriffliche Verknüpfungen, wie wir sie in der Sprache vorfinden), das aber andererseits geeignet ist, Überzeugungen und andere intentionale Zustände zu rechtfertigen. Für die Vertreter der Schule liegt der Beginn philosophischer Erkenntnis in der Einsicht, dass es nichts gibt, das beide Rollen gleichzeitig spielen kann. Wenn etwas eine Überzeugung rechtfertigen können soll, dann muss es bereits in einem Netzwerk begrifflicher Verknüpfungen lokalisiert sein; ist es jedoch konstitutiv in ein solches Netzwerk eingebunden, so kann es nicht im erforderlichen Sinn unmittelbar phänomenal präsent sein.

Die positive These, die von den verschiedenen Mitgliedern der Schule vertreten wird, hat mit der Rolle der öffentlichen Sprache – und der sich erst in ihr äußernden begrifflichen Struktur – in der Intentionalität zu tun. Die Mitglieder der Schule sind sich darüber einig, dass die Gehalte, die mit den mentalen Zuständen von Wesen assoziiert sind, welche in einem anspruchsvollen Sinn denkfähig sind (Brandom spricht von „sapient creatures“), prinzipiell sprachlich artikulierbar sein müssen. Dabei gibt es jedoch unterschiedliche

Meinungen darüber, wie die Praxis und damit die Kompetenz des sprachlichen Artikulierens – die Diskursivität – zu verstehen und zu erklären ist. Während McDowell darauf besteht, dass die einzig zulässige Erläuterung dieser Praxis bzw. Kompetenz auf Begriffe zurückgreifen muss, deren Beherrschung ein Verstehen der diskursiven Kompetenz¹ bereits voraussetzt, ist Brandom bereit, sich auf philosophische *bottom up*-Erklärungen einzulassen.²

Wir haben es hier mit einem tiefen meta-philosophischen Graben im Fundament der *Pittsburgher Schule* zu tun. Die Tiefe des Grabens sollte nicht unterschätzt werden. Tatsächlich geben sich Brandom und McDowell verwundert darüber, dass sie trotz ihrer meta-philosophischen Unterschiede in so vielen philosophischen Debatten übereinstimmende Positionen vertreten.

In diesem Artikel möchte ich die jüngste Manifestation dieses Grabens diskutieren: McDowells kritischen Kommentar (2008) zu Brandoms *Between Saying and Doing* [BSD] (Brandom 2008a) und auch seinen Aufsatz *Brandom's Wittgenstein. How Not To Read The Philosophical Investigations* (McDowell 2009a). Eine Konzentration auf diese Texte reicht aus, um den Charakter der Meinungsverschiedenheit herauszuarbeiten und Stellung zu ihr zu beziehen. Es wird sich zeigen, dass der Graben beschrieben werden kann als eine Meinungsverschiedenheit über die Angemessenheit und die Erfolgsaussichten einer bestimmten Art philosophischer Begriffsrekonstruktion, nämlich philosophischer Erläuterungsversuche, in denen die Praxis der Verwendung der fraglichen Begriffe, welche wir nur implizit beherrschen, durch die Kombination einfacher und einfach zu überblickender praktischer Schritte oder Regeln nachkonstruiert (im Sinne des „reverse-engineering“) werden.

2. Ein Überblick über *Between Saying and Doing*

Wir wollen mit einem (sehr) groben Überblick über Brandoms jüngstes größeres Werk, *Between Saying and Doing* (Brandom 2008a), beginnen, in dem Brandom seinen Ansatz philosophischer Erläuterung begrifflicher Praktiken darlegt. BSD ging aus dem Vorlesungsmanuskript der *Locke Lectures* hervor, die Brandom im Jahr 2006 an der Universität Oxford hielt. Diese Vorlesungen – genauer: eine Version der Vorlesungen, die Brandom im folgenden Jahr in Prag hielt – waren der Anlass für McDowells kritischen Kommentar zur Substanz und Methodik von Brandoms Philosophie.

Das Hauptziel von Brandoms *Locke Lectures* besteht darin, den philosophischen Pragmatismus von einem Schwert „suitable for the heavy, heroic, but occasional work of slaying dragons of conceptual confusion“ (BSD: 176) zu einem Werkzeug zu machen, das sich für den täglichen Hausgebrauch der analytischen Philosophie eignet. Brandoms *Locke Lectures* stellen dabei eine pragmatistische Variante der philosophischen Analyse bzw. Rekonstruktion begrifflicher Praktiken vor – einen „Analytischen Pragmatismus“, wie Brandom sein Projekt nennt – und wenden diese Methode auf einige Vokabulare und Begriffe bzw. die Praktiken ihrer Verwendung an. Letztere Anwendungen die-

nen sowohl als Beispiele zur Erläuterung als auch als Anstöße für weitere Forschungsprogramme.

Im Kern führen die *Locke Lectures* eine neue Art von Beziehung zwischen verschiedenen Vokabularen ein, die sich einfügen soll in die Reihe klassischer semantischer Beziehungen wie Synonymie, Bezugsgleichheit und verschiedener Varianten der Supervenienzrelation – also in die Reihe der Beziehungen, die zumindest seit dem *Linguistic Turn* das tägliche Brot der analytischen Philosophie sind.³ In Anlehnung an Rudolf Carnap münzt Brandom für seine Innovation den Begriff des „pragmatischen Metavokabulars“. Wenn ein Vokabular A hinreichend ist, um die Praxis (oder Fähigkeit) der Verwendung eines weiteren Vokabulars B zu spezifizieren, dann ist A ein pragmatisches Metavokabular für B. Wichtig dabei ist, dass die Vokabulare A und B nicht ineinander übersetzbar sein müssen. Brandom betont, dass ein pragmatisches Metavokabular expressiv wesentlich schwächer sein kann als das Vokabular, auf welches es sich bezieht. Tatsächlich ist dies der philosophisch interessanteste Fall. Generell gilt: Ein pragmatisches Metavokabular eines Zielvokabulars lässt einen sagen, was ein Sprecher tun muss, damit seine Ausdrücke als Ausdrücke des Zielvokabulars gelten können; es lässt einen nicht (notwendigerweise) auf alternative Weise sagen, was man mit Ausdrücken des Zielvokabulars sagt.

Brandom belässt es nicht bei der Einführung und Diskussion einer bislang unbeachteten Relation zwischen Vokabularen, sondern untersucht zudem ihre begrifflichen Komponenten und skizziert schließlich ein ganzes Feld ihrer möglicher Kombinationen. Konkret, so Brandom, gibt es verschiedene Beziehungen zwischen Praktiken (oder Fähigkeiten) auf der einen Seite und Vokabularen auf der anderen. Die erste, die eine zentrale Rolle in der Definition des semantischen Metavokabulars spielt, wird von Brandom als „PV-sufficiency“ bezeichnet. Die Frage dahinter ist diese: Was muss man tun (P), damit seine Ausdrücke als Ausdrücke eines bestimmten Vokabulars (V) gelten?⁴ Die zweite Beziehung, die in der Definition des semantischen Metavokabulars vorkommt, ist die „VP-sufficiency“. Die Frage hinter dieser Beziehung ist folgende: Welches Vokabular (V) ist hinreichend, um eine Praxis (oder Fähigkeit) zu spezifizieren (P)? Diese beiden Beziehungen zusammengekommen ergeben jene Beziehung, in der ein pragmatisches Metavokabular zu seinem Zielvokabular steht. Es wird nun klar, dass sich diese Beziehung als eine „VV-sufficiency“ verstehen lässt. Ebenso wird nun klar, dass es andere einfache pragmatische Relationen, zum Beispiel *necessities* statt *sufficiencies*, geben kann (Brandom spricht hier von “basic meaning use relations” oder “basic MURs”) und dass sich andere komplexe Beziehungen (“resultant MURs”) aus ihnen konstruieren lassen.

Der methodologische Hauptpunkt von BSD liegt in der Anregung, den verschiedenen MURs, und insbesondere der Idee des pragmatischen Metavokabulars, eine zentrale Rolle neben den klassischen Werkzeugen und Ideen der analytischen Philosophie zuzugestehen.

BSD gibt einige Beispiele von bereits bekannten, allerdings noch nicht vollständig (im Sinne von Brandoms Vorschlag) verstandenen Untersuchungen

der Art, wie sie gefordert werden, und skizziert einige weitere Anwendungsmöglichkeiten in etwas größerer Detailtiefe. Zu ersteren zählt nach Brandom Wilfrid Sellars bekannte Argumentation für die These, dass die Fähigkeit, observationales Vokabular („s e e m s red“) zu benutzen, die Fähigkeit voraussetzt, nicht-observationales Vokabular („i s red“) zu benutzen.⁵ Hinzu kommt Brandoms eigene, schon früher vertretene, These über die pragmatische Beziehung zwischen dem A u s s a g e n und dem F o l g e r n (asserting and inferring) sowie Huw Prices These, dass sich normative Aussagen zwar nicht auf nicht-normative Aussagen reduzieren lassen, dass sich aber in nicht-normativem Vokabular sagen lässt, was eine Sprecherin tun muss, damit ihre Äußerungen als normative Aussagen gelten können.⁶ Zu letzteren zählt die von Brandom in einem späteren Kapitel verteidigte These, dass sich indexikalisches Vokabular nicht auf nicht-indexikalisches Vokabular reduzieren lässt, dass sich aber gleichwohl in letzterem sagen lässt, was eine Sprecherin tun muss, damit ihre Ausdrücke als genuin indexikalische Terme verstanden werden können.⁷ (Auf letzteres Beispiel kommen wir noch zu sprechen.)

Ein Wort zum semiotischen Bezug von BSD: Brandom selbst hat wenig zu den Anknüpfungspunkten zwischen seinem philosophischen Programm und der Semiotik gesagt.⁸ Dies mag daran liegen, dass er die Semiotik für „prä-fregeanisch“ und gar „prä-kantianisch“ (und damit unrettbar überholt) in dem Sinne hält, dass sie keine theoretischen Ressourcen für eine Unterscheidung zwischen *propositionalen* und bloß *bezeichnenden* Zeichen biete und daher keinen theoretischen Raum für die besondere Art von Gehalt von *S ä t z e n* im Gegensatz zu anderen Ausdrücken bereitstelle.⁹ (Es sei daran erinnert, dass es nach Brandom Kants Verdienst war, das Primat des Urteils gegenüber der *I d e e* herauszuarbeiten, was bei Frege zum Primat des Satzes und seinem Gehalt gegenüber den verschiedenen subsentenzialen Zeichen und ihren Gehalten wurde.) Mir scheint, dass eine konstruktivere Sicht über einen semiotischen Zugang zu Brandoms Programm möglich ist. Gerade Brandoms breite Rezeption innerhalb der Semiotik zeigt die Offenheit der Disziplin gegenüber einer besonderen Hervorhebung von Zeichen, die für komplette Propositionen stehen, und ihrer gesonderten Untersuchung. Prinzipiell spricht auch nichts dagegen, inferentielle Verknüpfungen (in *Making It Explicit* und BSD) oder pragmatische Beziehungen (BSD) zwischen Ausdrücken oder Ausdrucksklassen als Brandoms Nachfolgekonzeptionen – oder Ausbuchstabierungen – des Saussure'schen „signifié“ zu verstehen. Freilich wird es Aufgabe der Semiotik sein (zu der der vorliegende Band gewiss beitragen wird), den semiotischen Zugang zu Brandom präziser auszuarbeiten. Dies an dieser Stelle zu tun würde gewiss den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.

3. Der Dissens: erste Formulierung und erste Reaktion

McDowell zeigt sich zwar beeindruckt vom systematischen Anspruch und von der philosophischen Kreativität der Brandomschen Vorlesungen, gibt aber in der Sache nicht nach. Er kritisiert Brandoms Pragmatisierung der Analyse, weil

er das ganze klassische Unternehmen des Analysierens von Begriffen für fehlgeleitet hält. McDowell schreibt, er denke nicht, dass

“breathing new life into the classical project should seem a good idea. [...] Brandom risks making his new creature look like a sort of Frankenstein monster, enabled to stumble about in a semblance of life by dint of the grafting of new organs, donated by pragmatism, into something that would otherwise have been a corpse, and should have been allowed to stay that way” (McDowell 2008: 47).

Im Hintergrund von McDowells radikaler Kritik der Analyse steht sein wittgensteinianisches Sprachverständnis. Nach diesem ist der Gehalt sprachlicher Ausdrücke nicht Funktion einer Beziehung zwischen der Sprache und etwas anderem; etwas, das auf irgendeine Weise verborgen ist und erst durch philosophische Analyse erkennbar wird. Vielmehr ist sprachlicher Gehalt ein Aspekt des Eingelassenseins der Sprache in unsere Lebenspraxis. Alle Struktur, die unsere Sprache kennzeichnet, ist Struktur der vielfältigen Handlungen, die zusammen unsere praktische, menschliche, Lebensform ausmachen – und liegt als solche immer bereits offen zutage. Wenn wir sie nicht richtig sehen, so liegt dies daran, dass die Sprache, wie das menschliche Leben selbst, ein Sammelsurium verschiedener Sub-Praktiken mit verschiedenen Zielen, Stilen und charakteristischen Werkzeugen ist, und dass wir dazu tendieren, in der Betrachtung der Sprache von unserem Verständnis des einen oder anderen Bereichs illegitimerweise auf alle anderen Bereiche zu extrapolieren.

So übernimmt McDowell von Wittgenstein nicht nur das Grundverständnis diskursiver Praxis, sondern auch das methodologische Beharren darauf, dass es nur zwei legitime philosophische Aktivitäten gibt (und nur zwei philosophische Aktivitäten mit berechtigter Aussicht auf Erfolg): zum einen das Erinnern daran, wie die Sprache in konkreten Kontexten verwendet wird, und zum andern das Diagnostizieren und damit das Therapieren konkreter Wahrnehmungs- oder Denkfehler in Bezug auf die Sprache. Zwar muss eingeräumt werden, dass McDowells Diagnosen komplexer, schwieriger zu lesen und enger verzahnt mit der akademisch-philosophischen Fachdebatte sind als diejenigen Wittgensteins. Aber dies ist bloß eine Konsequenz der Tatsache, dass nach McDowell einige der philosophischen „Fliegengläser“ (Wittgenstein 2001: §309), in denen sich unser Intellekt verfängt, ihre Ursprünge im philosophischen Aufsätzen, Büchern und Seminaren haben. Es liegt auf der Hand, dass McDowells Skepsis in Bezug auf Brandoms philosophisches Programm auch die Vertreterin der Semiotik interessieren sollte: Wenn sich keine interessanten theoretischen Aussagen über unsere Kompetenz des verstehenden Umgangs mit sprachlichen Ausdrücken machen lassen, dann müsste auch ein großer Teil der Semiotik sich auf wittgensteinianisches Therapieren verlegen und ansonsten zusehen, sich selbst abzuschaffen.

Angesichts von McDowells wittgensteinianischem Quietismus – dies ist übrigens eine Selbstzuschreibung McDowells – ist es keine Überraschung, dass McDowell im konkreten Teil seines Artikels schreibt, dass es neben dem Empirismus und dem Naturalismus (und möglicherweise weiteren, verwandten,

metaphysischen oder epistemologischen / semantischen Projekten) schlichtweg keine guten Gründe gibt, sich für Beziehungen zwischen Vokabularen zu interessieren. Und der Empirismus sowie der Naturalismus haben sich als aussichtslos erwiesen.

“[T]he project of analysis he is recommending is like the [failed] core programs of the classical project [viz. empiricism and naturalism] in this respect: it privileges one vocabulary over others. When one opposes those core programs, one is opposing the relevant claims of privileged status for one vocabulary as against others. And there is room for a general suspicion of all such claims” (McDowell 2008: 49).

McDowell beginnt hier mit einer Prämisse, die von Brandom explizit vertreten wird: Das Projekt, die traditionell als problematisch angesehenen Vokabulare – modales, moralisches, semantisches, intentionales Vokabular, usw. – auf observationales (Empirismus) bzw. physikalisches bzw. anderweitig szientistisches Vokabular (Naturalismus) zu reduzieren, ist gescheitert. McDowell begnügt sich allerdings nicht mit der Konstatierung des Scheiterns: Zentral für seine Einschätzung des Brandomschen Unternehmens ist seine Überzeugung, dass dieses Scheitern auf die Aussichtslosigkeit des Privilegierens eines Vokabulars über andere Vokabulare an sich zurückgeführt werden muss.

Brandom akzeptiert Wittgensteins Verständnis der Sprache als ein „Sammelurium“ (motley) verschiedener Praktiken.¹⁰ Er akzeptiert zudem die These, dass die Sprache aus nicht-sprachlicher Praxis hervorgegangen ist und mit ihr weiterhin intern verbunden bleibt. Brandom sympathisiert sogar mit der These, dass alle Systematizität, die sich in der Sprache finden lässt, lokal ist, evolutionären Zwängen ausgesetzt ist und sich mitunter kreativ brechen lässt.¹¹ Brandom widerspricht nur der These, dass alle Systematizität der Sprache transparent und kompetenten Sprechern damit bereits prinzipiell bekannt ist. Und dieser Einspruch informiert Brandoms Entgegnungen auf McDowells konkrete Kritikpunkte. Seine Entgegnungen lassen sich an mindestens zwei Stellen finden: erstens im letzten Kapitel (*Responses*) der Brandoms Werk gewidmeten Ausgabe von *Philosophical Topics*, zweitens im Nachwort zu BSD.

Die argumentative Strategie in Brandoms Antwort ist einfach: Während er einräumt, dass jede „meaning-use“-Analyse Brandomianischer Art ein Vokabular über ein anderes privilegiert, besteht er darauf, dass es zwei ganz unterschiedliche Arten des Privilegierens gibt. Ein Vokabular kann als global privilegiert präsentiert werden, es kann aber auch als privilegiert (nur) relativ zu einer konkreten meaning-use-Analyse präsentiert werden. Anhänger der klassischen Programme der analytischen Philosophie – des Empirismus und des Naturalismus – vertreten eine globale Privilegiertheitsthese für das von ihnen jeweils favorisierte Vokabular – observationales bzw. Sinnesdaten-Vokabular oder physikalisches bzw. anderweitig szientistisches Vokabular, respektive. Die Idee hinter diesen Programmen war, dass alle s, was überhaupt sag- und denkbar ist¹², im jeweils favorisierten Vokabular ausgedrückt werden kann. Brandom versichert dagegen, bescheidenere Ziele zu haben. Zwar gibt er zu, dass es aufregend wäre,

wenn sich ein Vokabular finden ließe, in welchem alle denk- und sagbaren Gehalte ausgedrückt werden können.¹³ Jedoch rechnet er nicht mit dem Fund eines solchen Vokabulars. Die Suche nach einem solchen Vokabular oder die Hoffnung auf seine Entdeckung gehören auch nicht zu den theoretischen Festlegungen von Brandoms philosophischem Projekt. Vielmehr basiert Brandoms Analytischer Pragmatismus auf dem Vorhaben, einzelne Vokabulare auf eine neue Weise zu beleuchten, nämlich indem andere Vokabulare präsentiert werden, die hinreichen, um die Praxis der Verwendung der fraglichen Vokabulare zu spezifizieren.

Als Quelle philosophischer Inspiration zitiert Brandom David Lewis, für den die Philosophie im Wesentlichen darin bestand, Landkarten des dialektischen Raums zu zeichnen, indem vormals unbekannte Linien zwischen bekannten Punkten gezeichnet werden. “[Lewis’] algorithmic-constructional method (building complex things by applying well-defined operations to simpler things)”, so Brandom,

“is a very good, perhaps superlative, way of securing clarity of understanding. I have elsewhere called it for this reason the ‘gold standard’ of understanding generally – by which I mean that when and to the extent it is available, it is the very best sort of understanding to have, for it takes the issue of what one means (what one is committed to by a claim, what is incompatible with it, what would count as evidence for or against it, and so on) out of the hands, out from under the authority, of the one making the claims. [...] If a dispute arises, those who are assessing the claim in question can say, with Leibniz, ‘Let us calculate’” (BSD: 214).

Es wäre nicht übertrieben, Brandoms gesamtes BSD in diesem Sinn als lewisianisches Werk zu verstehen.

4. Philosophische Rekonstruktionen einer Praxis, deren Verständnis auf dem Beherrschen der Praxis beruht

Auf Brandoms Erklärung, dass seine Vokabular-Privilegierungen stets nur lokale Privilegierungen sind, scheinen McDowell mindestens zwei Antworten offen zu stehen. Erstens kann er einräumen, dass Brandoms explanatorische Bescheidenheit sein Projekt insgesamt akzeptabler macht. Damit bliebe als mögliche Kritik die These, dass das *analytische* Projekt dadurch aber auch weniger interessant wird, und vielleicht die Feststellung, dass Brandoms Rhetorik (in *Making It Explicit* [MIE] und vielleicht auch in BSD) einen weniger bescheidenen Eindruck macht.

Die zweite Option ist darauf zu bestehen, dass auch ein lokales Privilegieren problematisch ist. Diese Option entspricht eher McDowells philosophischem Naturell, und in der Tat ist McDowells generelle Frage an Brandom – eine Frage, die er für bislang unbeantwortet hält: Was spricht *überhaupt* für ein (globales oder lokales) Privilegieren eines Vokabulars über andere Vokabulare?

In seinem Aufsatz *Motivating Inferentialism* (2009b), einem Kommentar zum ersten Kapitel von Brandons MIE, schreibt McDowell: "Brandom pays almost no attention to the question whether semantic explanation should be linear, with some concepts selected as primitive" (McDowell 2009b: 292). Freilich könnte man denken, dass „primitive“ in diesem Zusammenhang im globalen Sinn gelesen werden muss, also als primitiv im Hinblick auf *a l l e* anderen (intellektuell respektablen) Vokabulare. Aber angesichts von McDowells allgemeiner quietistischer und holistischer Festlegung in der Philosophie ist die Annahme plausibel, dass McDowell auch vor der *l o k a l e n* Privilegierung eines Vokabulars warnen will. Wenn es, so McDowells Position, überhaupt Raum für das Projekt der semantischen Erklärung gibt, so muss es eine holistische Erläuterung sein, in der einerseits daran erinnert wird, wie der zu erläuternde Teil der Sprache in konkreten Kontexten verwendet wird, und in der andererseits Fehlwahrnehmungen aufgedeckt werden, durch die wir uns von den tatsächlichen Verwendungen entfremdet haben. Ein solch holistisches Unterfangen muss von dem Vokabular Gebrauch machen, welches es zu erläutern gilt.

Neben McDowells Überzeugung, dass es schlechterdings keine positiven Gründe für eine („lineare“) Nachkonstruktion gibt (und dass es kein *V e r s t e h e n* gibt, das diesen Namen verdient, welches sich durch eine Nachkonstruktion erreichen oder verbessern ließe), ist McDowells Hauptsorge, dass philosophische Nachkonstruktionen in einem bestimmten Sinn zum Scheitern verurteilt sind: Das Produkt der Nachkonstruktion wird das ursprüngliche Phänomen immer verfehlen; es wird eine leblose und hohle Kopie des Letzteren bleiben.

Eine Version dieser Sorge ist wohlbekannt – wenn auch eher außerhalb der akademischen Philosophie. Sie bezieht sich auf Phänomene wie die Liebe oder den Humor. Keinem Wissenschaftler oder Philosophen, so die Sorge, wird es je gelingen, mit ihren traditionellen Werkzeugen zum Kern des jeweiligen Phänomens vorzustoßen, zu dem, was es im Innersten ausmacht. Es wird ihnen stets höchstens gelingen, leblose und hohle Kopien – oder aber wiederum unverstandene Phänomene – zu konstruieren. Sollte es möglich sein, diese Phänomene überhaupt zu *v e r s t e h e n*, so muss das Verstehen seinen Ursprung in einer unvermittelten Erfahrung haben, oder möglicherweise in literarischen oder anderen künstlerischen Beschäftigungen mit dem jeweiligen Phänomen.

McDowell macht keine offenen Anleihen beim romantischen Diskurs, besteht aber darauf, dass Rekonstruktionen beherrschter linguistischer Praktiken in der Regel die Sache verfehlen. McDowells Argumentation richtet sich dabei gegen zwei Ziele. Erstens Brandons Projekt der Rekonstruktion der diskursiven Praxis *a n s i c h* (und mittelbar damit des Phänomens des propositionalen Denkens, also – in Brandons Jargon – der „sapience“; hier ist das Hauptziel der Kritik MIE), zweitens Brandons einzelne Rekonstruktionen konkreter Vokabulare bzw. der Praktiken ihrer Verwendung. Beide argumentativen Angriffe haben ihre Wurzeln in McDowells Holismus. Wir wollen mit dem ersten der beiden Angriffe beginnen.

McDowell ist überzeugt, dass die verschiedenen Stufen von MIE zusammen genommen nicht als eine Theorie des sinnvollen Sprechens (oder der „sapience“ an sich) gelten können. Es wird immer, so McDowell, etwas fehlen, und so bleibt es nach McDowell trotz gegenteiliger Beteuerung möglich, dass eine Praxis alle von Brandom aufgeführten Strukturmerkmale besitzt und dennoch keine tatsächliche *diskursive* Praxis darstellt, sondern höchstens ein komplexes Spiel elaborierter Klangerzeugung. In diesem Zusammenhang regt McDowell ein Gedankenexperiment an, das an ein ähnliches Gedankenexperiment Dummetts erinnert. Man stelle sich Marsbewohner vor, die mit einander auf eine Weise kommunizieren, die sich von unserer Art der Kommunikation so radikal unterscheidet, dass etwa marsianische Anthropologen unsere Kommunikation nicht als die menschliche Variante der marsianischen Kommunikation verstehen würden. Man stelle sich ferner vor, dass Marsbewohner eine ganze Bandbreite von regelgeleiteten Praktiken beherrschen würden, die keinem externen Zweck dienen (außer vielleicht, einfach Spaß zu machen – “[p]erhaps the fun lies in the intellectual challenge of keeping track of the positions of players” (McDowell 2009b: 296)). Diese Marsbewohner, so McDowell nun weiter, könnten die menschliche Sprachpraxis als ein Spiel genau dieser Art interpretieren:

“It does not occur to them that the behaviour has meaning, except in the sense in which, say, chess moves have meaning. They realize that the human practice they are investigating includes inheriting entitlements from other players, and deferring to those others the responsibility for vindicating the inherited entitlements, but the Martians do not see inheriting an entitlement as a case of having it affirmed to one that things are thus and so. [...] They do not see moves in the game as assertions, and (the other side of the coin) they do not see transitions between moves as inferences. But they miss nothing about linguistic behaviour that is capturable with the concepts of commitment, entitlement, and practice-sanctioned consequence” (2009b: 296).

Brandom könnte einräumen, dass nicht alle Details seiner Rekonstruktion der diskursiven Praxis in jeder Hinsicht korrekt sind. Freilich muss er aber dabei bleiben, dass der Anspruch seines Projekts ist, hinreichende Bedingungen dafür zutage zu fördern, dass eine Praxis als diskursive Praxis und ihre Teilnehmer als intentionale Wesen gelten können. Brandom hat im Gespräch eingeräumt, dass er damit leben könnte, wenn die von ihm beschriebene Praxis nur als „proto-diskursive“ Praxis verstanden wird, wobei der *e c h t e* Gegenstand erst unter der hinzugegebenen Annahme in Erscheinung tritt, dass die Teilnehmer der Praxis bereits vor (bzw. logisch unabhängig von) der Teilnahme an der Praxis *e c h t e* Intentionalität an den Tag legen. Allerdings betont er, dass dieses Eingeständnis kein inhaltlich signifikantes ist, sondern nur explizit macht, dass Intentionalität immer eine Frage der Perspektive ist. Brandom besteht somit darauf, dass MIE eine echte Erläuterung der Intentionalität darstellt.

Mir scheint, dass eine Einschätzung der dialektischen Lage leichter wird, wenn wir zu McDowells zweitem Angriff – gegen einzelne, konkrete Begriffs-

praktiken – übergehen und uns als Beispiel McDowells Angriffsstrategie gegen Brandoms Rekonstruktion der Verwendungspraxis indexikalischen Vokabulars ansehen. McDowells Sorgen sind hier ähnlich wie im generellen Fall gelagert, jedoch ist Brandoms Antwort, also seine Aussagen über die konkrete Rekonstruierbarkeit, expliziter. Nach Brandoms pragmatistischer Rekonstruktion der Verwendungspraxis indexikalischen Vokabulars, gilt: “[I]f a speaker *s* wants to assert that some property *P* holds of *s*, it is correct for *s* to say ‘*P* holds of *me*’” (McDowell 2008: 52; Hervorhebung im Original; BSD: 25). McDowell dazu:

“But that seems wrong. It is correct, in the only sense that seems relevant, for *s* to say ‘*P* holds of *me*’ only if what he wants to assert is that *P* holds of himself, where ‘himself’ is the kind of reflexive that, as Anscombe explains, can be understood only as an *oratio obliqua* counterpart of the first person. If that is right, an accurate formulation of the correctness condition is after all not intelligible independently of understanding the first-person form. That is, it is not intelligible independently of understanding the relevant region of indexical vocabulary. Suppose *s* wants to say that *P* holds of *s* without wanting to say the property holds of himself, as he may if he does not know that *s* is himself. [In this case,] saying ‘*P* holds of *me*’ would not be a correct way for him to say what, on the hypothesis, he wants to say, namely that *P* holds of *s*. This is just the point on which the classical analysis goes wrong; it seems to undermine Brandom’s sketch of a pragmatist analysis too” (2008: 52).

McDowells Kritik basiert hier auf dem Gedanken, dass Brandoms Rekonstruktionsvorschlag – welcher sich darum dreht, was ein Sprecher *tun* muss, damit bestimmte seiner Ausdrücke als genuin indexikalische Terme interpretiert werden können – nur aus der Perspektive von jemandem verständlich ist, der indexikalische Terme bereits versteht und die Praxis ihrer Verwendung beherrscht.

Brandom antwortet, er habe nie behauptet, dass es eine autonome diskursive Praxis geben könnte (mit Sellars: “a game one could play though one played no other” (BSD: 95)), die ohne indexikalisches Vokabular auskäme. Vielmehr erklärt Brandom in BSD, dass indexikalisches Vokabular notwendig dafür ist, dass Sprecher sich selbst explizit normative Status zuschreiben können. In diesem Sinne betont Brandom, dass er nur behauptete, man könne in einer nicht-indexikalischen Sprache Regeln für die korrekte Verwendung indexikalischer Ausdrücke formulieren.

“So, when John [McDowell] says that what you have to be able to do to use nonindexical language is – I think this is a quote – ‘not intelligible entirely independently of the capacity to use indexicals,’ I actually agree with that. I don’t think you can use nonindexical vocabulary unless you can also use indexical vocabulary. But that’s a separate claim from the question of whether someone who can use both kinds of vocabulary can formulate rules in the nonindexical language that specify sufficient conditions for correctly using the indexical vocabulary. [...] Someone who [...] is the master of nonindexical vocabulary only needs to use the capacities he is using to deploy the nonindexical

vocabulary to state rules that determine the correct use of the indexical vocabulary. That's the claim" (Brandom 2008c: 138f.).

Wir können hier von zwei verschiedenen Sinnen sprechen, in denen eine philosophische Rekonstruktion als bescheiden beschrieben werden kann. Eine Rekonstruktion kann erstens insofern bescheiden sein, als sie die Begriffe, deren Verwendungspraxis es zu rekonstruieren gilt, semantisch voraussetzt – also *verwendet*. Zweitens kann sie bescheiden sein in dem Sinn, dass sie nur von jemandem verstanden werden kann, der die zu rekonstruierende Praxis bereits beherrscht. Wenn Brandom seinen analytischen Pragmatismus als bescheiden preist, redet er von Bescheidenheit im zweiten, nicht im ersten Sinn.

Es mag sich die Frage aufdrängen, was genau der Nutzen einer Nachkonstruktion sein soll, die nur von jemandem verstanden werden kann, der die rekonstruierte Praxis bereits beherrscht. Aus der Sicht Brandoms offenbart diese Frage, wie sehr der verengte Analysebegriff, gegen den Brandom mit BSD anschreibt, die Vorstellungskraft im Hinblick auf den Nutzen philosophischer Erläuterungsprogramme einschränkt. Für Brandom liegt es auf der Hand, dass eine *bescheidene* Rekonstruktion uns kompetenten Sprechern selbst einen Aspekt unserer vormals unverstandenen Sprachpraxis vor Augen führen kann. Dies möchte ich im Folgenden illustrieren.

An anderer Stelle (Kiesselbach 2012) habe ich Brandoms Ansatz der Erläuterung normativer Praxis (bzw. der Normativität an sich) verteidigt und dabei besonders auf eine (explanatorisch) unbedrohliche Art der Zirkularität hingewiesen. Mir scheint, dass diese unbedrohliche Art der Zirkularität eng verwandt mit der These der Angewiesenheit des Adressaten einer philosophischen Praxisrekonstruktion auf die Beherrschung der rekonstruierten Praxis ist.

Brandoms Erläuterung der Normativität, seine „normative Pragmatik“ (normative pragmatics (MIE: Kap. 1)) basiert zentral auf der These, dass normative Status einer Akteurin instituiert werden durch die praktischen Einstellungen (practical attitudes) der Akteurin sowie anderer Akteure ihrer Gemeinschaft. Solange der Begriff der praktischen Einstellung weniger mysteriös ist als der Begriff des normativen Status, kann ein solcher Ansatz genuinen explanatorischen Wert haben. Und in einem klaren Sinn ist der Begriff der praktischen Einstellung weniger mysteriös, denn er kann rekonstruiert werden als bloßer Algorithmus, welcher unproblematisch durch einen Computer (oder auch einer Uhr, wenn es sich um einen einfachen Algorithmus handelt) instantiiert werden kann. Allerdings trifft Brandom an dieser Stelle eine strategische Entscheidung, die ihm einige Kritik eingebracht hat: Seine Geschichte über die Institutionierung normativer Status durch praktische Einstellungen verwendet ganz unbescheiden normatives Vokabular. „The work done by talk of deontic [normative] statuses cannot be done by talk of deontic [practical] attitudes actually adopted [...] nor by regularities exhibited by such adoption“, schreibt Brandom und fährt fort: „Talk of deontic [normative] statuses can in general be traded in only for talk of proprieties governing adoption and alteration of deontic [practical] attitudes“ (MIE: 626). Der Vorwurf, den diese Entscheidung auf sich gezogen

hat, ist der Vorwurf der Zirkularität. Ist es nicht problematisch, in der Erläuterung normativen Vokabulars selbst normatives Vokabular zu verwenden?

Meine Antwort auf diese Sorge war zu zeigen, dass die Zirkularität kein illegitimer Zirkelschluss ist, sondern dass die normative Praxis selbst zirkulär strukturiert ist, und dass eine Beschreibung dieser zirkulären Praxis möglich ist, in der das problematische Vokabular nicht einfach semantisch vorausgesetzt wird, sondern in seiner Funktion *a u s g e s t e l l t* wird. Die Dinge werden klar(er), wenn wir uns zwei Aspekte der praktischen Einstellungen vor Augen führen, welche laut Brandom normative Status instituieren. Erstens beziehen sich die relevanten praktischen Einstellungen – nämlich die Einstellungen, andere Manöver für korrekt oder inkorrekt zu halten – auf andere praktische Einstellungen, und zwar in konvergierenden Rückkopplungsschleifen. (So nenne ich es jedenfalls; dazu gleich mehr.) Zweitens gilt es zu begreifen, dass eine Sprecherin, die eine normative Aussage tätigt, damit *i h r e* praktischen Einstellungen ausstellt und somit an den Rückkopplungsschleifen mitwirkt. Beides wird (meines Erachtens) am deutlichsten am Beispiel des Papiergeldkreislaufs. Hier ist die Zirkularität folgende: Ein Papiergeldschein ist nur deswegen wertvoll, weil ich und viele andere Marktteilnehmer die praktische Disposition (Einstellung) haben, ihn auf ganz bestimmte Weisen gegen Güter und andere Scheine zu tauschen. Papiergeld ist wertvoll, weil ich es verwenden kann, um damit Dinge zu kaufen. (Und andere Leute können das auch, und sie können auch Dinge dafür verkaufen.) Der Wert eines Papiergeldscheins macht es seinerseits vernünftig, ihn als wertvoll zu behandeln, also genau die genannten praktischen Dispositionen (Einstellungen) einzunehmen. Und unter der Annahme verbreiteter Rationalität *w e r d e n* die Teilnehmer die Papiergeldscheine die entsprechenden Dispositionen (Einstellungen) auch einnehmen. Kurzum: Leute *b e h a n d e l n* das Papier als wertvoll, weil es wertvoll *i s t*, und *m a c h e n* es dadurch wertvoll. Die hier zum Vorschein kommende Zirkularität ist klarerweise nicht zirkulär. Sie befällt nicht in erster Linie einen Erklärungsversuch, sondern charakterisiert die Struktur einer bestimmten Praxis.

Wichtig für uns ist nun dies: Eine Theoretikerin, welche den Begriff des *W e r t s* in den Mund nimmt, ist selbst im Geschäft der Ausstellung ihrer eigenen praktischen Einstellungen und nimmt damit an der zirkulären Praxis teil. Dies ist auch dann der Fall, wenn es ihr aktuell nur darum geht, die Begriffe des Werts und der Bewertung besser zu verstehen – sie muss insgesamt am Prozess der Herstellung von Wert mittels von Bewertungen teilnehmen.

Die Lehre ist folgende: Die Verwendung normativer Terme wie „Wert“ (in Kieselbach 2012 buchstabiere ich dies auch in Bezug auf semantisches Vokabular wie „Bedeutung“ oder „bedeutet“ aus) ist untrennbar verbunden mit der Produktion dessen, auf das sich die Terme beziehen. Andersherum gesagt: die Ausdrücke einer Sprecherin können nur dann als genuin *n o r m a t i v e* Ausdrücke gelten, wenn die Sprecherin mit ihnen in einer normativen Praxis zur Herstellung normativer Terme beiträgt. Eine Rekonstruktion normativer Praxis ist daher nur komplett, wenn der Theoretiker (bereits) an der Praxis, die rekonstruiert wird, teilnimmt. In Bezug auf die Rede von „Wert“: Eine Rekonstrukti-

on der Verwendung evaluativer Terme (neben *Wert* auch *wertvoll*, *Kosten*, *teuer* etc.) ist erst dann vollständig, wenn der rekonstruierende Theoretiker die Terme selbst auf die übliche Weise, also mit dem Effekt des Beitrags zur Herstellung von Wert, verwendet und versteht. Und dennoch: Die Erläuterung, innerhalb derer praktische Einstellungen normative Status instituieren, hat genuinen explanatorischen Wert. In ihr zeigt sich eine Art von *Analyse*, die diesen Namen verdient, obgleich vom Empfänger der Analyse bereits eine Beherrschung dessen verlangt wird, was analysiert wird.

Kurzum: Es gibt gute Gründe zu denken, dass sich die normative Praxis (als solche) erst verstehen lässt, wenn die Teilnahme an ihr bereits vorausgesetzt wird. Das Verständnis der Analyse setzt die Fähigkeit des Umgangs mit normativem Vokabular voraus. Mit dem Beispiel der Erläuterung von Begriffen wie *Wert* zeigt sich dies besonders klar. Und dennoch kann die Erläuterung des fraglichen Vokabulars genuinen explanatorischen Wert haben.

5. Zwei mögliche Antworten McDowells

Im Rest dieses Artikels möchte ich kurz zwei mögliche Antworten McDowells diskutieren. Erstens: Die oben skizzierte Erläuterung normativen Vokabulars ist gerade nicht *bottom up* und kann daher nicht dazu dienen, Brandoms Variante philosophischer Erläuterung gegen McDowells Einwände zu verteidigen. Zweitens: Die Praxis der Verwendung normativer Terme gibt es nicht, es gibt nur konkrete Praktiken normativer Terme, und diese sind gerade nicht rekonstruierbar auf die skizzierte Weise.

An beiden Antworten, so denke ich, ist etwas dran; daher können beide dazu dienen, betretbaren Raum zwischen Brandom und McDowell zu beleuchten. Beginnen wir mit der ersten Antwort. Sie akzeptiert die Legitimität meines skizzierten Erläuterungsversuchs normativer Praxis, besteht aber darauf, dass es sich bei dem Versuch explizit und zentral um eine nicht-lineare Erläuterung einer Praxis handelt. Immerhin entsteht sie aus der Verteidigung von Brandoms Strategie, in der Erläuterung der Instituierung von normativen Status auf normatives Vokabular zurückzugreifen. Dies stimmt freilich, und insofern scheint es auf der Hand zu liegen, dass damit Rekonstruktionen, wie sie in BSD beworben werden, nicht verteidigt werden können.

Allerdings ist diese Reaktion zu einfach. Denn die oben skizzierte Erläuterung der Verwendung normativer Terme kann in einer Hinsicht als „linear“ und in einer anderen Hinsicht als „nicht-linear“ gelten, wirft also Licht auf eine interessante Ambiguität in der (McDowellschen) Rede von „linearen“ Analysen bzw. Rekonstruktionen, zumindest im Hinblick auf die Praxis der Verwendung normativen Vokabulars. Die im letzten Abschnitt skizzierte Rekonstruktion der Verwendung normativer Praxis ist und bleibt ihrem Anspruch nach „linear“, insofern sie darauf abzielt, den (als problematisch verstandenen) Begriff des normativen Status zu erschließen über den (als weniger problematisch verstandenen) Begriff der praktischen Einstellung. Ich halte es für eine interessante Eigenschaft der Erläuterung, dass diese Linearität auch im Angesicht

der praktischen Zirkularität normativer praktischer Einstellungen bestehen bleibt. Die Zirkularität besteht hier darin, dass Praxisteilnehmer ihre praktischen Einstellungen mittels normativen Vokabulars ausstellen, explizit machen. Das gilt auch dann, wenn es sich bei den Praxisteilnehmern um Theoretiker handelt. Die sich hier zeigende „Nicht-Linearität“ ist allerdings kompatibel mit der Tatsache, dass die skizzierte Erläuterung nach wie vor darauf abzielt, einen unverständenen Begriff mithilfe eines besser verstandenen Begriffs zu beleuchten. Möglicherweise könnte hier Raum für eine Fortführung der Debatte zwischen Brandom und McDowell liegen.¹⁴

Die zweite mögliche Antwort auf meinen Vorschlag zur Erläuterung der Normativität basiert auf der Behauptung, dass es die Praxis der Verwendung normativer Terme gar nicht gibt, oder dass es sie nur in einem abstrakten, philosophisch uninteressanten Sinn gibt (vergleichbar vielleicht mit dem Sinn, in dem es die Praxis gibt, auf Fragen zu antworten). Worauf wir unsere philosophische Aufmerksamkeit richten sollten, so die Antwort weiter, sind die vielen konkreten Praktiken der Verwendung normativer Terme. Etwa die Praxis der Rechtsprechung in einem konkreten Rechtsgebiet und Rechtsbezirk, oder die Praxis der Bewertung des Tangotanzens (natürlich auch die Praxis des Tanzens selbst). Für diese Praktiken gilt, so die Antwort schließlich, dass wir uns keine großen Hoffnungen machen sollten, was das Projekt einer Rekonstruktion der jeweiligen Praxis bzw. Fähigkeit angeht. Wer die Praxis verstehen oder erlernen will, kommt schlechterdings nicht umhin, sich in sie initiieren zu lassen, sie als Akteur erlebend zu erlernen. Eine philosophische Rekonstruktion welcher Art auch immer wird dies nicht ersetzen können.

In Bezug auf Fertigkeiten wie Radfahren oder Tanzen liegt dies auf der Hand. Jedoch hat die These nicht nur eine pädagogische Dimension. Auch ohne alle psychologischen oder intellektuellen Unzulänglichkeiten (welche üblicherweise eine pädagogische Strategie des Beibringens erst notwendig machen) kann die Praxis erst dann als verstanden gelten, wenn sie aus der Teilnehmerperspektive beherrscht wird. Dies lässt sich unter Rückgriff auf eine von Ronald Dworkin vertretene (popularisierte?) Argumentation zeigen.

In seinem *Laws Empire* (1986b, und auch an anderen Stellen) hat Ronald Dworkin eine Interpretation der rechtlichen Praxis vorgestellt, die am bekanntesten für die These ist, dass es auf alle schwierigen rechtlichen Fragen eine korrekte Antwort gibt. Weniger bekannt, dafür aber für unsere Zwecke einschlägiger, sind zwei andere Hauptthesen der Interpretation. Erstens: Das korrekte rechtliche Urteil in einem konkreten neuen Fall kann nicht bloß aus dem Wortlaut von Rechtstexten ermittelt werden, sondern bedarf der Kenntnis anderer Urteile in anderen konkreten Fällen. Eine Richterin, die einen neuen Fall zu entscheiden hat, muss – und dieses *muss* zeigt eine methodische Notwendigkeit an – andere konkrete Urteile in der Geschichte des relevanten Rechts bzw. Gesetzes studieren. Dies ist der Sinn, in dem der Gehalt einer Norm in ihren konkreten Befolgungsschritten besteht. Zweitens, und damit verbunden: Die Gesamtschau konkreter Urteile mit dem Ziel der Ermittlung der korrekten Entscheidung in einem neuen Fall muss – wiederum ist dieses *muss* eines der methodischen Notwendigkeit – darauf hinauslaufen, die von der Norm getra-

gene Praxis als maximal sinnvoll (richtig, weise) anzusehen. In einem berühmten Aufsatz (Dworkin 1986a) illustriert Dworkin beide Thesen mit einer Analogie zwischen Recht und Literatur. Erstens: Um zu wissen, ob ein gegebener Text unter ein bestimmtes Genre fällt, bedarf es detaillierter Kenntnis anderer konkreter Texte des Genres. Und zweitens: Ein Urteil bezüglich der Genre-Zugehörigkeit muss unter anderem auf der Annahme beruhen, dass der Text im gegebenen Genre seine höchstmögliche Qualität zeigt. Der Grund, aus dem *Hamlet* nicht sinnvoll als romantische Komödie gelesen werden kann, ist der, dass der Text als romantische Komödie ein ziemlich schlechter Text wäre.

Es ließe sich nun argumentieren, dass diese Thesen, insbesondere aber die zweite methodische Notwendigkeit – die Notwendigkeit, das Gesetz bzw. den Text als maximal wertvoll anzusehen – voraussetzt, dass die Theoretikerin sich mit der relevanten Praxis selbst identifiziert. Was hiermit im konkreten Fall gemeint ist, hat Dworkin wie folgt umschrieben: “[The theorist’s] conclusions are [...] not neutral reports about what the [members of the practice] think but claims about [the practice’s demands] *competitive* with theirs.” (Dworkin 1986b: 64; Hervorhebung im Original) McDowell könnte sich nun dieses Ergebnis zueigen machen und behaupten, dass Brandom nur eine formale und damit inhaltsleere, gewiss keine interessante Antwort auf die Frage geben kann, wie sich die Praxis der Verwendung normativen Vokabulars rekonstruieren ließe. Eine inhaltlich reichere Rekonstruktion der Praxis müsste eine *R e k o n s t r u k t i o n* der Praxis mitsamt ihrer *k o n k r e t e n* Urteile sein.

Nun, in Bezug auf Praktiken wie die der Rechtsprechung scheint mir dies korrekt zu sein. Allerdings sind die „Praktiken“ oder „Fähigkeiten“, die Brandom in BSD (und in MIE) diskutiert, andere *A r t e n* von Praktiken bzw. Fähigkeiten als die Rechtsprechung. Die in BSD thematisierten Praktiken sind eher aufzufassen als die Praktiken der Verwendung bestimmter Werkzeuge, wobei die Zwecke der jeweiligen Verwendungen nicht in jeder Rekonstruktion von Belang sein müssen. Wenn Dworkin schreibt, dass sich ein korrektes rechtliches Urteil nur ermitteln lässt durch eine bereits normativ geladene Gesamtschau vieler (anderer) Rechtsanwendungen, dann ist dies nur deswegen so, da er die Zwecke bereits als untrennbar mit der Praxis verwoben sieht. Diese Sichtweise ist allerdings etwa bei der Praxis der Verwendung indexikalischer Terme unpassend. Möglicherweise ließe sich aber der Grundgedanke im Interesse einer Fortführung der Debatte zwischen Brandom und McDowell weiter verfolgen.

Wer Robert Brandom und John McDowell kennt, der erwartet, dass der Streit zwischen ihnen in eine neue Runde geht. Die Semiotik, so scheint mir, hat allen Grund, sich für den Streit zu interessieren. Sowohl Brandoms neue Art der Begriffsanalyse als auch McDowells Skepsis in Bezug auf jegliches Analysieren von Begriffen haben komplexe semiotische Konsequenzen. Gerade, wenn Brandoms philosophisches Programm als ein neuer Ansatz in der Zeichentheorie gelten kann – einer, der propositionale Zeichen besonders hervorhebt, der die inferentiellen Verknüpfungen von Sätzen sowie die praktischen Verknüpfungen verschiedener Vokabulare als neue Zugänge zum *signifié* versteht – sollte aus semiotischer Sicht viel an der Pittsburger Meinungsvielfalt und ihrer korrekten Auflösung hängen.

Anmerkungen

- 1 Nicht nur ein Vorliegen der diskursiven Kompetenz – das wäre trivial.
- 2 Eine weitere zentrale Idee der Schule ist der Gedanke, dass die unseren Sinnesorganen entspringenden Informationen deswegen begrifflich strukturiert sind (und daher geeignet sind, Überzeugungen zu rechtfertigen), weil die Welt an sich begrifflich strukturiert ist. In der gegenwärtigen akademischen Landschaft ist dies eine krasse Minderheitenposition. McDowell und Brandom, die dies einräumen, verteidigen die These auf verschiedene Weisen. McDowells setzt auf die Strategie, mittels Erinnerungen an bestimmte alltägliche Wendungen (etwa sprachliche Muster wie *sehen, dass P* oder *hören, dass P*, wobei *P* für eine Proposition steht) eine Anfangsplaussibilität für die Idee herzustellen und dann eventuelle philosophische Vorbehalte als Vorurteile zu diagnostizieren und zum Gegenstand wittgensteinianischer Therapie zu machen. Brandom buchstabiert die These systematischer aus. Nach ihm lassen sich die Naturgesetze als Gesetze über Inkompatibilitäten bestimmter Eigenschaften bestimmter Objekte verstehen. Inkompatibilität – ein modaler Begriff – ihrerseits ist hinreichend, um jeden semantischen Gehalt zu rekonstruieren. (Es ist eine spannende Frage, wie genau diese methodischen Unterschiede mit dem philosophischen Graben im Zentrum dieses Essays zu tun haben. Leider kann ich sie im Rahmen dieses Artikels nicht untersuchen.).
- 3 Freilich haben diese Beziehungen Vorläufer aus der Zeit vor dem Linguistic Turn.
- 4 McDowell merkt an, dass diese Formulierung suggeriert, es gehe nicht um eine hinreichende (Suffizienz), sondern um eine notwendige Beziehung. Allerdings ist dieser Eindruck (wie McDowell selber erkennt) trügerisch, denn wenn man die entsprechende Fähigkeit besitzt, ist man dadurch bereits in der Position, dass entsprechende Vokabular zu verwenden – es handelt sich somit um eine hinreichende, nicht bloß eine notwendige Beziehung.
- 5 Siehe dazu Sellars (1997).
- 6 Siehe Price (2004).
- 7 Siehe Brandom (BSD: 56ff.).
- 8 Siehe dazu auch den Beitrag von Harendarski in diesem Heft.
- 9 So jedenfalls Brandom im privaten Gespräch.
- 10 Tatsächlich lässt Brandom kaum eine Möglichkeit ungenutzt, Wittgensteins Diktum, unsere Sprache sei wie „eine alte Stadt: ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern aus Zubauten aus verschiedenen Zeiten“ (Wittgenstein 2001: §18) zu paraphrasieren als die Idee, die Sprache habe keine Innenstadt (“language has no downtown” (BSD: 5)) – freilich eine nicht ganz saubere Paraphrase.
- 11 Brandom (BSD: 6) zitiert etwa wohlwollend die Arbeiten von Hans Julius Schneider (1992).
- 12 Jedenfalls alles, was sich als intellektuell einigermaßen respektabel ausweisen lässt. Eine offene Frage ist beispielsweise, ob der religiöse Diskurs darunter fällt.
- 13 Siehe oben.
- 14 Ich sollte betonen, dass McDowells eigene Beschäftigungen mit dem Regelfolgen und damit mit dem Phänomen der Normativität sich grundlegend von der

oben skizzierten Erläuterung unterscheiden. Sie sind streng wittgensteinianisch, insofern sie darauf angelegt sind, die Leserin an die üblichen Verwendungen normativen Vokabulars zu erinnern und eventuelle Fehlwahrnehmungen der Praxis zu diagnostizieren und therapieren. In Bezug auf das normative Phänomen der Bedeutung in etwa schreibt McDowell, dass es die Aufgabe der Philosophie sei, "to dislodge the assumptions that make it look difficult to find a place for meaning in the world. Then we can take in our stride meaning's role in shaping our lives. We do not need a constructive legitimizing of its place in our conception of ourselves" (McDowell 1996: 176, siehe auch 95, 174 und McDowell 1981, 1984).

Literatur

- Brandom, Robert (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brandom, Robert B. (2008a), *Between Saying and Doing*. Oxford: Oxford University Press.
- Brandom, Robert B. (2008b), „Towards an Analytic Pragmatism“. *Philosophical Topics* 36: 1–27.
- Brandom, Robert B. (2008c), „Responses“. *Philosophical Topics* 36: 135–155.
- BSD: Siehe Brandom 2008a.
- Dworkin, Ronald (1986a), „How Law Is Like Literature“. In: Ronald Dworkin (ed.), *A Matter of Principle*. Oxford: Clarendon: 146–166.
- Dworkin, Ronald (1986b), *Law's Empire*. Cambridge Mass.: Belknap.
- Kiesselbach, Matthias (2012), „Constructing Commitment. Brandom's Pragmatist Take on Rule-Following“. *Philosophical Investigations* 35, 2: 101–126.
- Maher, Chauncey (2012), *The Pittsburgh School of Philosophy: Sellars, McDowell, Brandom*. London: Routledge.
- McDowell, John H. (1981), „Non-Cognitivism and Rule-Following“. In: Steven H. Holtzman und Christopher M. Leich (eds.), *Wittgenstein: To Follow A Rule*. London: Routledge and Kegan Paul: 141–162.
- McDowell, John H. (1984), „Wittgenstein on Following a Rule“. *Synthese* 58: 325–364.
- McDowell, John H. (1996), *Mind and World*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- McDowell, John H. (2008), „Comment on Lecture One“. *Philosophical Topics* 36: 45–53.
- McDowell, John H. (2009a), „How not to read the Philosophical Investigations: Brandom's Wittgenstein“. In: John H. McDowell (ed.), *The Engaged Intellect*. Cambridge Mass.: Harvard University Press: 96–112.
- McDowell, John H. (2009b), „Motivating Inferentialism. Comments on Chapter 2 of Making It Explicit“. In: John H. McDowell (ed.), *The Engaged Intellect*. Cambridge Mass.: Harvard University Press: 288–307.
- MIE: Siehe Brandom 1994.
- Price, Huw (2004), „Naturalism without Representationalism“. In: M. De Caro und D. MacArthur (eds.), *Naturalism in Question*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schneider, Hans J. (1992), *Phantasie und Kalkül*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sellars, Wilfrid (1997), *Empiricism and the Philosophy of Mind*. Hrsg. von Robert B. Brandom und Richard Rorty. Cambridge Mass.: Harvard University Press.

Wittgenstein, Ludwig (2001), *Philosophical Investigations. Philosophische Untersuchungen*. Oxford: Blackwell.

Dr. Matthias Kiesselbach

53173 Bonn

E-Mail: matthias.kiesselbach@posteo.de

Robert Brandoms Inferentialismus und das Problem der Kommunikation

Bernd Prien, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

Summary. It is generally acknowledged that proponents of a holistic inferentialism face the question of how linguistic communication is possible because their thesis seems to commit them to the view that claims have different meanings for different speakers. In his book *Making It Explicit* (MIE), Brandom defends a holistic inferentialism and he also concedes that his theory faces the problem of communication just mentioned. In the first part of my contribution, I will offer an account of how exactly this problem arises in the context of Brandom's theory of propositional content. Following that, I will reconstruct Brandom's answer to this problem in part two of my paper. With regard to this answer, however, Daniel Whiting has argued in his article *Meaning Holism and De Re Ascription* that it contains a gap. In the third part of my paper, I will briefly discuss the nature of the gap in Brandom's answer and propose a way in which this gap could be filled within the theoretical context of MIE.

Zusammenfassung. Es ist allgemein anerkannt, dass sich für Vertreter des holistischen Inferentialismus die Frage stellt, wie sprachliche Kommunikation möglich ist. Diese These führt nämlich anscheinend unausweichlich dazu, dass Behauptungen für verschiedene Sprecher verschiedene Bedeutungen haben. In seinem Buch *Expressive Vernunft* (EV) vertritt Brandom einen solchen Inferentialismus und gibt auch zu, dass sich das Problem der Kommunikation für seine Theorie stellt. Im ersten Teil meines Beitrags möchte ich genauer erläutern, wie sich dieses Problem im Rahmen von Brandoms Theorie propositionalen Gehalts darstellt, bevor ich im zweiten Teil Brandoms Antwort darauf vorstelle. Bezüglich dieser Antwort hat allerdings Daniel Whiting in seinem Aufsatz *Meaning Holism and De Re Ascription* gezeigt, dass sie eine Lücke aufweist. Im dritten Teil dieses Aufsatzes stelle ich kurz dar, worin diese Lücke besteht, und schlage eine Ergänzung zu Brandoms Antwort vor, die man im theoretischen Rahmen von EV vornehmen könnte.

1. Einleitung

Es ist allgemein anerkannt, dass sich für Vertreter des holistischen Inferentialismus die Frage stellt, wie sprachliche Kommunikation möglich ist (Fodor und Lepore 1992: 8ff.). Dabei ist mit *Inferentialismus* die These gemeint, dass Behauptungen aufgrund dessen einen bestimmten propositionalen Gehalt haben, dass sie in inferentiellen Beziehungen stehen. Ein Inferentialismus ist holistisch, wenn er davon ausgeht, dass alle Inferenzen, in die eine Behauptung als Prämisse oder Konklusion eingeht, für deren Gehalt relevant sind. Dieser These zufolge kann man insbesondere keine Trennung ziehen zwischen *analytischen* Inferenzen, die den Gehalt konstituieren, und *synthetischen* Inferenzen, deren Gültigkeit bloß empirisch ist.

Im Rahmen einer solchen Theorie propositionalen Gehalts entsteht das Problem, dass erfolgreiche Kommunikation unmöglich zu sein scheint. Denn verschiedene Sprecher werden in empirischen Fragen manchmal verschiedene Ansichten haben. Diese drücken sich in der Akzeptanz von Inferenzen aus, die man zwar intuitiv gesprochen als synthetisch bezeichnen würde, die man aufgrund des Holismus aber nicht als für den Gehalt irrelevant ausschließen kann (siehe Abschnitt 2.2). Der Umstand, dass Sprecher bezüglich jeder beliebigen Behauptung zumindest leicht unterschiedliche Mengen von Inferenzen akzeptieren, hat wiederum zur Folge, dass Behauptungen für verschiedene Sprecher unterschiedliche Bedeutung haben. Hieraus wiederum folgt, dass in Unterhaltungen der Sprecher und der Hörer immer ein leicht unterschiedliches Verständnis dessen haben, was gesagt wird. Sie reden also gewissermaßen immer aneinander vorbei (siehe Abschnitt 2.3).

In seinem Buch *Expressive Vernunft*¹ vertritt Brandom einen holistischen Inferentialismus und gibt auch zu, dass sich das skizzierte Problem der Kommunikation für seine Theorie stellt. Im ersten Teil meines Beitrags möchte ich genauer erläutern, wie sich das Problem im Rahmen von Brandoms Theorie propositionalen Gehalts darstellt, bevor ich im zweiten Teil seine Antwort auf dieses Problem vorstelle.² Bezüglich dieser Antwort hat allerdings Daniel Whiting in seinem Aufsatz *Meaning Holism and De Re Ascription* gezeigt, dass sie eine Lücke aufweist. Im dritten Teil dieses Aufsatzes stelle ich kurz dar, worin diese Lücke besteht, und schlage eine Ergänzung von Brandoms Antwort vor, die man im theoretischen Rahmen von EV vornehmen könnte.

2. Holistischer Inferentialismus und das Problem der Kommunikation

Ich möchte im ersten Teil meines Aufsatzes genauer erläutern, wie sich im Rahmen der von Brandom vertretenen Theorie des Gehalts ein Problem für die Möglichkeit sprachlicher Kommunikation ergibt. Dazu werde ich zunächst seine grundsätzliche Unterscheidung zwischen dem Gebrauch der Sprache und dem Gehalt, der durch diesen Gebrauch instituiert wird, einführen (2.1). Den Gebrauch der Sprache beschreibt Brandom in Form eines besonderen Sprachspiels, dem Spiel des Gebens und Forderns von Gründen (2.2). Die Art, in der Brandom

dieses Spiel beschreibt, stellt, wie er selbst einräumt, die Möglichkeit der Kommunikation zwischen verschiedenen Sprechern in Frage (2.3). Bevor ich im zweiten Teil meines Aufsatzes erläutere, wie Brandom die Möglichkeit der Kommunikation erklärt, möchte ich im abschließenden Abschnitt (2.4) eine alternative Auffassung des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen betrachten, in der sich das Problem der Kommunikation nicht stellt, und erläutern, warum Brandom diese Auffassung zurückweist.

2.1 Brandoms Unterscheidung zwischen Gebrauch und Gehalt von Behauptungen

Wie eingangs erwähnt, ist Brandom Inferentialist, was bedeutet, dass er den Begriff des Gehalts mit Rückgriff auf inferentielle Beziehungen erläutert. Propositionaler Gehalt zeichnet sich also wesentlich durch inferentielle Artikulation aus. Diese These steht im Gegensatz zum Repräsentationalismus, demzufolge Gehalt auf der Repräsentation von Gegenständen beziehungsweise Mengen von Gegenständen beruht. Neben dem Inferentialismus besteht eine weitere Grundannahme Brandoms im methodologischen Pragmatismus. Dies bedeutet, dass er die semantischen Eigenschaften von Ausdrücken durch ihre pragmatischen erklären will. Etwas weniger idiomatisch gesprochen, will Brandom den Umstand, dass Ausdrücke eine gewisse Bedeutung haben, dadurch erklären, dass sie in bestimmter Weise gebraucht werden. Um auf diese beiden Aspekte von Ausdrücken zu verweisen, verwendet Brandom die Ausdrücke *Semantik* und *Pragmatik* (2002b: 41).³

Das Verhältnis zwischen der semantischen Interpretation von sprachlichen Ausdrücken und der pragmatischen Beschreibung ihres Gebrauchs ist nach Brandom analog zu dem Verhältnis zwischen theoretischem und Beobachtungsvokabular. "Methodological pragmatism might usefully be compared with the principle that the point of postulating theoretical objects is to explain the behavior of observable ones" (Brandom 2002b: 43, siehe auch EV: 822). Wir schreiben Ausdrücken also semantische Eigenschaften zu, um ihren Gebrauch erklären zu können; dabei ist eine Zuschreibung aufgrund dessen gerechtfertigt, dass sie und nur sie es erlaubt, den Gebrauch zu erklären.

Dies bedeutet, dass Brandoms Slogan „Die Semantik muss auf die Pragmatik antworten“ (EV: 143, Überschrift von Abschnitt 2.2.3) zwei Seiten hat: Obwohl er in erster Linie davor warnen soll, semantische Eigenschaften zu leichtfertig zuzuweisen, sollten methodologische Pragmatisten auch darauf achten, dass die Semantik stark genug ist, alle Aspekte der Pragmatik zu erklären. Auf der einen Seite müssen wir also sicherstellen, dass die semantischen Eigenschaften, die wir zuweisen, *n o t w e n d i g* sind, um den Gebrauch der Ausdrücke zu erklären, auf der anderen Seite sollten diese Eigenschaften aber auch *h i n - r e i c h e n d* dafür sein.

Die These des methodologischen Pragmatismus sollte man klar von der des Inferentialismus trennen. Inferentialismus besagt, dass unter den semantischen Begriffen derjenige der Inferenz basal ist, und nicht etwa der Begriff der Reprä-

sensation. Methodologischer Pragmatismus besagt, dass die Zuschreibung semantischer Eigenschaften aufgrund des Gebrauchs gerechtfertigt sein muss. Dies ist grundsätzlich auch mit einem Repräsentationalismus verträglich, denn man kann die These vertreten, dass der semantische Begriff, der als erster unmittelbar aufgrund des Gebrauchs zugeschrieben werden kann, der der Repräsentation ist (MacFarlane 2010: 81ff.). Aber auch wenn dies eine mögliche Position ist, kann man meines Erachtens sagen, dass die Paarung des Inferentialismus mit dem Pragmatismus näher liegt.

Nach dieser allgemeinen Vorbemerkung zum Pragmatismus und seinem Verhältnis zum Inferentialismus möchte ich mich nun Brandoms Konzeption des Gebrauchs von Behauptungen zuwenden, also der diskursiven Praxis, die Gehalte überträgt. Für das Verständnis dieser Konzeption ist meines Erachtens hilfreich, innerhalb ihrer zwei Ebenen zu unterscheiden. Auf der höheren Ebene sind objektiv gültige Normen angesiedelt, die bestimmen, welche inferentiellen Beziehungen zwischen Behauptungen bestehen. Dass diese Normen objektive Gültigkeit haben, bedeutet, dass sie durch die Beschaffenheit der Welt festgelegt sind. Es ist nach Brandom also nicht die Sprachgemeinschaft, die festlegt, welche inferentiellen Beziehungen gelten, sondern die Welt. Diese objektiv gültigen inferentiellen Normen bilden die pragmatischen Eigenschaften von Ausdrücken, durch die die semantische Eigenschaft, einen bestimmten Gehalt zu haben, übertragen wird.

Das Bestehen objektiv gültiger Normen ist allerdings sehr erklärungsbedürftig. Denn erstens ist generell das Bestehen von Normen für naturalistisch orientierte Philosophen wie Brandom erklärungsbedürftig, weil sie nicht Teil der physikalischen Welt sind. Bei objektiv gültigen Normen kommt allerdings noch hinzu, dass sie die Ratifikation durch die Gesamtheit der Sprecher transzendieren. Deren objektive Gültigkeit hat nämlich die Konsequenz, dass es korrekt sein kann, q aus p zu folgern, obwohl kein Sprecher der Sprachgemeinschaft diesen Schluss jemals akzeptiert hat. Deshalb können inferentielle Normen nach Brandom auch nicht dadurch instituiert werden, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft bezüglich dieser Inferenz übereinstimmen und sie gemeinsam akzeptieren.

2.2 Das Spiel des Gebens und Forderns von Gründen

Eines der Hauptanliegen von EV ist es nun, die Institution objektiver inferentieller Normen zu erklären. Dazu nimmt Brandom eine tiefer liegende Ebene von Praktiken an, die er in Form des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen beschreibt. Hierbei handelt es sich, grob gesprochen, um das Spiel des Argumentierens für oder gegen Behauptungen mit dem Ziel herauszufinden, welche von ihnen als wahr akzeptiert werden können. Züge in diesem Spiel bestehen darin, Behauptungen aufzustellen, Folgerungen aus ihnen zu ziehen und sie zu begründen. Des Weiteren kann man die Behauptungen anderer Sprecher anzweifeln, sie nach den Gründen für ihre Behauptungen fragen und ihren Behauptungen eigene entgegenstellen.⁴

Bei der Beschreibung dieses Spiels kann man wiederum zwei Aspekte unterscheiden, einen materialen und einen formalen. Der materiale Aspekt kann bei verschiedenen Durchführungen des Spiels in verschiedenen Sprachgemeinschaften verschieden sein und sich auch im Verlauf einer Durchführung wandeln. Der formale Aspekt bleibt dagegen immer gleich und beschreibt das Spiel als solches.

Der materiale Aspekt des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen besteht darin, dass die Sprecher bestimmte inferentielle Beziehungen zwischen Behauptungen anerkennen. Hierbei unterscheidet Brandom zwischen drei Arten von inferentiellen Beziehungen, nämlich den festlegungserhaltenden und den berechtigungserhaltenden Inferenzen sowie den Inkompatibilitätsbeziehungen. Die Sprecher erkennen also erstens an, dass das Aufstellen einer Behauptung sie auf bestimmte weitere Behauptungen festlegt, sie erkennen zweitens an, dass eine Behauptung durch bestimmte andere begründet werden kann, und sie erkennen drittens an, dass die Festlegung auf eine Behauptung die Berechtigung zu bestimmten anderen Behauptungen ausschließt.⁵ Weiterhin gehört es zum materialen Aspekt des Spiels, dass Sprecher die Rechtfertigung von Behauptungen aufgrund von Beobachtung anerkennen, sofern sie unter günstigen Wahrnehmungsbedingungen gemacht wurde, und dass sie bestimmte gewissermaßen selbstverständliche Behauptungen als gerechtfertigt *by default* anerkennen.

Entscheidend für die Diskussion des Problems der Kommunikation ist dabei, dass nach Brandom jeder Sprecher sein eigenes Repertoire von inferentiellen Beziehungen hat, das er akzeptiert, und dass diese Repertoires zumindest leicht voneinander abweichen. Zwar stimmen die inferentiellen Repertoires verschiedener Sprecher im Großen und Ganzen überein, nach Brandom muss man aber davon ausgehen, dass es vereinzelt auch Differenzen gibt. Dies ergibt sich aufgrund von Überlegungen, die an Quine anschließen.⁶

Man muss davon ausgehen, dass verschiedene Sprecher zum Teil verschiedene inferentielle Beziehungen akzeptieren, weil solche Beziehungen, sofern sie zwischen empirischen Behauptungen bestehen, selbst wieder empirische Behauptungen zum Ausdruck bringen. Dies ist intuitiv plausibel im Fall der Inferenz von *Hund* auf *jagt gerne Katzen*, da es ja eine empirische Frage ist, ob Hunde tatsächlich gerne Katzen jagen. Weniger plausibel ist dies dagegen im Fall der Inferenz von *Hund* auf *Säugetier*. Um sich von der empirischen Relevanz dieser Inferenz zu überzeugen, sollte man sich die Möglichkeit vor Augen führen, dass Wesen entdeckt werden, die sich in vielen Hinsichten wie Hunde verhalten, aber vom Mars aus ferngesteuerte Roboter sind. Wenn solche Wesen entdeckt würden, wäre es nicht unangemessen, darauf zu reagieren, indem man die genannte Inferenz aufgibt. In diesem Fall würde man erkennen, dass es neben den Hunden, die Säugetiere sind, auch Hunde gibt, die Roboter sind. Solche Beispiele zeigen, dass auch Inferenzen, die scheinbar ausschließlich aufgrund der Gehalte der Prämisse und der Konklusion gelten, empirischen Gehalt aufweisen.

Zieht man nun in Betracht, dass auch Inferenzen von der Art *Hund* auf *Säugetier* empirischen Gehalt aufweisen, so ist auf der anderen Seite kein Grund

mehr zu erkennen, warum man Inferenzen von der Art *Hund auf jagt gerne Katzen* als für den Gehalt dieser Begriffe irrelevant ansehen sollte. Bei Inferenzen der letztgenannten Art muss man nun allerdings davon ausgehen, dass nur manche Sprecher sie akzeptieren, während andere sie ablehnen würden. Die als Beispiel genannte Inferenz *Hund auf jagt gerne Katzen* beinhaltet nämlich eine empirische Behauptung, die nicht offensichtlich wahr oder falsch ist, und zu der es deshalb verschiedene Meinungen geben wird. Da wir nun solche Inferenzen bei der Betrachtung des Gehalts von Behauptungen nicht einfach als irrelevant ausschließen können, müssen wir auch davon ausgehen, dass verschiedene Sprecher einer Behauptung verschiedene inferentielle Rollen zuweisen und dass dies auch bei der Übertragung von Gehalt zu berücksichtigen ist.⁷

Diese von Quine angeregten Überlegungen führen zu folgendem Ergebnis: Verschiedene Sprecher erkennen bezüglich einer Behauptung leicht unterschiedliche Mengen von Inferenzen an. Zur theoretischen Erfassung dieses Umstands führt Brandom den Begriff der inferentiellen Signifikanz einer Behauptung ein: Diese ist durch die Inferenzen bestimmt, die ein Sprecher bezüglich dieser Behauptung anerkennt. Da dies davon abhängt, welchen Sprecher man betrachtet, ist die inferentielle Signifikanz sprecher-relativ, so dass man genauer von der inferentiellen Signifikanz sprechen muss, die eine Behauptung für einen Sprecher hat.

Außerdem ist es hilfreich, den Begriff des inferentiellen Repertoires eines Sprechers zu verwenden. Dieses besteht aus der Menge aller inferentiellen Beziehungen, die ein Sprecher anerkennt. Außer den Inferenzen gehören zum Repertoire alle Behauptungen, die ein Sprecher versteht, die also eine bestimmte inferentielle Signifikanz für ihn haben, unabhängig davon, ob er diese Behauptungen für wahr hält oder nicht. Das inferentielle Repertoire kann durch ein Netz dargestellt werden, in dem Knotenpunkte für Behauptungen stehen und Verbindungen zwischen den Knoten für inferentielle Beziehungen.

Bevor ich im Abschnitt 2.3 zum Problem der Kommunikation komme, möchte ich noch kurz auf den formalen Aspekt des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen eingehen, der dieses Spiel als solches beschreibt. Während der materiale Aspekt (die von Sprechern akzeptierten Inferenzen) bei verschiedenen Durchführungen des Spiels verschieden sein kann, umfasst der formale Aspekt die immer gleich bleibenden Spielregeln.

Diese fundamentalen Normen des Spiels des Gebens und Forderns geben an, wie Sprecher übereinander ein diskursives Konto führen sollen, in dem sie deren Festlegungen auf und Berechtigungen zu Behauptungen notieren. Diese Normen besagen weiterhin, dass ein Sprecher, der eine Behauptung aufgestellt hat, diese auf eine berechtigte Nachfrage hin auch begründen muss. Weiterhin gibt es (zumindest idealerweise) eine Verpflichtung, Uneinigkeiten zwischen Sprechern zu klären: Wenn ein Sprecher eine Behauptung aufstellt, die der Behauptung eines anderen widerspricht, so können die Sprecher diese Uneinigkeit nicht einfach so bestehen lassen wie eine Uneinigkeit darüber, welche Eissorte am besten schmeckt. Sie sollten argumentativ ermitteln, wer von beiden Recht hat.

Im weiteren Verlauf meines Aufsatzes werde ich noch zwei weitere Normen des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen ansprechen, nämlich die Norm der de re-Zuschreibung und die Norm der rationalen Berichtigung. Diese regeln die Praxis des Kritisierens anderer Sprecher bzw. die Modifikation des eigenen inferentiellen Repertoires angesichts widerspenstiger Erfahrung.

2.3 Das Problem der Kommunikation

Ich möchte nun den Prozess der sprachlichen Kommunikation betrachten und erläutern, warum dieser zumindest dem Anschein nach scheitern muss. Da der Sprecher und der Hörer leicht voneinander abweichende Dispositionen bezüglich der Akzeptanz von Inferenzen haben, gibt es im inferentiellen Repertoire des Hörers keine Behauptung, die für ihn genau dieselbe Signifikanz hat, wie die aufgestellte Behauptung für den Sprecher. Deshalb muss der Hörer in seinem inferentiellen Repertoire eine Behauptung finden, deren Signifikanz derjenigen sehr ähnlich ist, die die Behauptung für den Sprecher hat. Dass sich eine ähnliche Behauptung finden lässt, setzt voraus, dass beide bezüglich des Großteils der von ihnen anerkannten Inferenzen übereinstimmen. Dies ist aber normalerweise erfüllt, wenn beide Sprecher in derselben Gemeinschaft aufgewachsen sind. Meiner Ansicht nach hat Brandom diesen Prozess im Auge, wenn er schreibt, die Sprecher müssten „eine Möglichkeit, deren unterschiedliche Repertoires [inferentieller]⁸ Festlegungen aufeinander abzubilden“ (EV: 661) finden.

Die inferentielle Signifikanz, zu der der Hörer so gelangt, weicht natürlich leicht von der ab, die die Behauptung für den Sprecher hat. In diesem Sinne kann man sagen, dass der Hörer ein etwas anderes Verständnis der Behauptung hat als der Sprecher. „Gegeben nun die Relativität der inferentiellen Signifikanz einer Behauptung [...] so folgt daraus, daß die inferentielle Signifikanz bei der Kommunikation nicht erhalten bleibt“ (EV: 668). Erfolgreiche Kommunikation scheint unmöglich zu sein, weil die Gesprächspartner, obwohl sie normalerweise dieselben Wörter verwenden, „verschiedene Begriffe gebrauchen, mit ihren Worten verschiedene Bedeutungen verbinden. Doch es gibt gar nicht so viele Wörter“ (EV: 815).

Die Kommunikation scheitert also nicht in dem Sinne, dass der Hörer mit der Behauptung des Sprechers überhaupt nichts anzufangen wüsste. Vielmehr kann man davon ausgehen, dass Gesprächspartner, die zur selben Sprachgemeinschaft gehören, sehr ähnliche Signifikanzen in ihren jeweiligen Repertoires haben, so dass sie die beschriebene Abbildung (way of mapping) vornehmen und auf Behauptungen in sinnvoller Weise antworten können.

Man könnte deshalb die Frage stellen, ob man sich nicht mit dieser vielleicht unvollkommenen, aber immerhin doch ganz guten Übermittlung von Behauptungen zufriedengeben kann. Dies scheint auf den ersten Blick eine gangbare Alternative zu sein, erweist sich aber bei näherer Betrachtung als problematisch, weil die Gesprächspartner dann nicht im strengen Sinne übereinstimmen oder sich widersprechen können. Denn angenommen, der Hörer will dem

Sprecher, der behauptet, dass p , zustimmen. Dazu wird er aufgrund der Aussage des Sprechers ebenfalls die Behauptung, dass p , aufstellen. Da diese für ihn aber eine etwas andere Signifikanz hat, kann es sein, dass seine Behauptung falsch ist, die des Sprechers aber wahr. Analoge Überlegungen zeigen, dass, wenn der Hörer dem Sprecher widerspricht, also die Negation seiner Behauptung behauptet, beide Behauptungen wahr sein können.

2.4 Brandoms Zurückweisung gemeinschaftlich geteilter Inferenzen

Da die Annahme, dass Sprecher leicht voneinander divergierende inferentielle Repertoires haben, zu einer so gravierenden Konsequenz wie der Unmöglichkeit führt, anderen im strengen Sinn zu widersprechen oder zuzustimmen, liegt es nahe, diese Annahme von vornherein vermeiden zu wollen. Dazu könnte man vorschlagen davon auszugehen, dass es eine Teilmenge von Inferenzen gibt, die für den Gehalt von Behauptungen konstitutiv sind, und die durch gesellschaftliche Übereinkunft festgelegt sind. Beim Erwerb der Sprache lernen Kinder von den Erwachsenen, dass diese Inferenzen gültig sind. Es wäre dann sichergestellt, dass alle Sprecher diese Inferenzen teilen und somit Behauptungen in verschiedenen Mündern dieselbe Bedeutung haben.

Eine solche Sichtweise lehnt Brandom allerdings ab, weil sie das Bestehen einer Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urteilen impliziert. Eine solche Unterscheidung, so glaubt Brandom wiederum Quine folgend, kann aber nicht gezogen werden. Genauer gesagt, glaubt Brandom nicht, dass man unter den Inferenzen, in die eine Behauptung als Prämisse oder als Konklusion eingeht, eine Trennung vornehmen kann zwischen den Inferenzen, die konstitutiv für den Gehalt dieser Behauptung sind, und den Inferenzen, die nur aus empirischen Gründen gelten. Brandom räumt ein, dass eine solche Unterscheidung intuitiv einleuchtend erscheint. Zum Beispiel scheint die Inferenz von *a ist ein Hund* auf *a ist ein Säugetier* konstitutiv für den Begriff *Hund* zu sein, während die Inferenz von *a ist ein Hund* auf *a jagt gerne Katzen* hierfür nicht konstitutiv zu sein und nur empirische Gültigkeit zu haben scheint.⁹

Brandom ist allerdings der Ansicht, dass diese Intuition einer kritischen Überprüfung nicht standhält.

„Die Schwierigkeit mit einem solchen Ansatz ist genau die von Quine betonte: Zu sagen, was genau an den Praktiken des Gebrauchs von Ausdrücken es verdient, so charakterisiert zu werden, daß es einige Behauptungen und Inferenzen, die einen Begriff betreffen, als wesentlich für ihn gelten, und andere als solche, die lediglich untergeordnete Informationen über das liefern, worauf er anwendbar ist“ (EV: 674, Übersetzung verändert, B.P.).

Es zeigt sich nämlich, dass bezüglich einer Behauptung jede einzelne Inferenz aufgegeben werden kann, ohne dass sich dadurch der Gehalt der Behauptung ändert. Dies gilt auch für solche Inferenzen, die wir intuitiv gesprochen für analytisch halten würden. Solange nur eine einzelne Inferenz verändert oder auf-

gegeben wird und die übrigen beibehalten werden, kann man schließen, dass der Gehalt sich nicht ändert. Statt einer scharfen Trennung zwischen Inferenzen, die konstitutiv für den Gehalt einer Behauptung sind, und solchen, die nur empirisch gelten und für den Gehalt irrelevant sind, gibt es ein Kontinuum zwischen mehr oder weniger zentralen Inferenzen, von denen aber keine einzelne strikt notwendig für den Gehalt ist.

3. Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation

Wie wir gesehen haben, entsteht das Problem der Kommunikation, weil verschiedene Sprecher bezüglich einer Behauptung leicht voneinander abweichende Mengen von Inferenzen akzeptieren. Dies ist zunächst eine Feststellung über den Gebrauch von Behauptungen. Auf der Basis dieses Gebrauchs kann man Behauptungen allerdings nur sprecherrelative inferentielle Signifikanzen als semantische Eigenschaften zuschreiben, was dazu führt, dass Gesprächspartner unweigerlich aneinander vorbei reden. Um die Möglichkeit der Kommunikation zu sichern, müsste man den Behauptungen als semantische Eigenschaft einen Gehalt zuweisen, der für alle Sprecher gültig ist. Dies ist auch Brandoms Ziel. Er will zeigen, dass seine Theorie „es zulässt, dass die inferentielle Signifikanz von der doxastischen Perspektive abhängt, nicht aber der begriffliche Gehalt, der eine Funktion von den Perspektiven auf die Signifikanz bestimmt“ (EV: 881, Übersetzung verändert, B.P.).¹⁰

Allerdings ist nicht zu sehen, wie die Zuweisung eines geteilten inferentiellen Gehalts auf der Basis des bisher beschriebenen Gebrauchs möglich ist, denn dieser besteht einfach darin, dass verschiedene Sprecher leicht voneinander abweichende Mengen von Inferenzen akzeptieren. Die Zuschreibung eines geteilten Gehalts setzt also voraus, dass es noch weitere, bisher unbeachtete Aspekte des Gebrauchs von Behauptungen gibt. In diesem Sinne möchte ich im Abschnitt 3.1 die intersubjektive Praxis der *de re*-Zuschreibung von Meinungen interpretieren. Ich werde dann dafür argumentieren, dass es auf der Basis dieser erweiterten Beschreibung des Gebrauchs möglich und auch nötig ist, den Behauptungen geteilte Gehalte als semantische Eigenschaften zuzuweisen (3.2).

3.1 Die Praxis der *de re*-Zuschreibung von Meinungen

Um zu zeigen, dass es außer den jeweiligen inferentiellen Signifikanzen auch einen für alle Sprecher gültigen Gehalt gibt, muss man meines Erachtens die Praxis der *de re*-Zuschreibung von Meinungen in Betracht ziehen. Bei dieser Praxis handelt es sich letztlich um eine Erweiterung der Praxis des Abbildens inferentieller Repertoires, die eben schon beschrieben wurde. Sie betrifft den Gebrauch, den ein Hörer von einer Behauptung, dass *p*, machen kann, nachdem er die inferentielle Signifikanz, die sie für den Sprecher hat, auf das eigene inferentielle Repertoire abgebildet hat. Und zwar kann der Hörer die

Sprecherin auf der Basis seines Verständnisses der Behauptung kritisieren. Genauer gesagt, kann der Hörer aus der Behauptung des Sprechers, dass *p*, so wie er sie versteht, den Schluss ziehen, dass *q*, um dann einzuwenden: *Du behauptest, dass p, das kann aber nicht sein, weil dann auch q der Fall wäre, während wir beide wissen, dass das nicht so ist!* Entscheidend ist dabei, dass der Hörer den Sprecher auch und insbesondere dann auf diese Weise kritisieren kann, wenn nur er (der Hörer) den Schluss von *p* auf *q* akzeptiert, der Sprecher aber nicht.

Ich habe die Praxis der Kritik durch den Hörer jetzt allgemein für Inferenzen jeder Art beschrieben. Wenn man diese Praxis nun auf Substitutions-Inferenzen bezüglich singulärer Terme einschränkt,¹¹ kann man diese Art der Kritik mit Hilfe von Brandoms Konzeption von *de re*-Zuschreibungen von Meinungen beschreiben (siehe EV: 8.1.2–3). Angenommen der Hörer hält den singulären Term *Wittgenstein* für koreferentiell mit *Autor des Traktats*, während der Sprecher dies nicht tut, da er Wittgenstein nur als Autor der *Philosophischen Untersuchungen* kennt. Wenn der Sprecher behauptet, dass Wittgenstein einen unsystematischen Schreibstil hatte, so geht der Hörer bei der *de re*-Zuschreibung einer Meinung, also einer Zuschreibung der Form *Du behauptest von a, dass es F ist*, folgendermaßen vor: Er ersetzt den singulären Term, den der Sprecher verwendet hat, durch einen anderen, den der Hörer, aber nicht unbedingt der Sprecher für koreferentiell hält, also zum Beispiel *Wittgenstein* durch *Autor des Traktats*. Den eingesetzten singulären Term exportiert der Hörer dann in den *von*-Teil der Zuschreibung und gelangt auf diese Weise zu der Zuschreibung: *Du behauptest vom Autor des Traktats, dass er einen unsystematischen Schreibstil hatte*.

Diese Ersetzung von *Wittgenstein* durch *Autor des Traktats* entspricht dem Schluss von *Wittgenstein hatte einen unsystematischen Schreibstil* auf *Der Autor des Traktats hatte einen unsystematischen Schreibstil*. Wenn wir weiterhin als beiden bekannt voraussetzen, dass der Traktat sehr systematisch aufgebaut ist, wird auch plausibel, inwiefern der Hörer den Sprecher aufgrund dieser Folgerung, die der Hörer, aber nicht der Sprecher ziehen würde, kritisieren kann.

Die *de re*-Zuschreibung und das Kritisieren von Sprechern auf dieser Basis sind Aspekte der diskursiven Praxis, die in der obigen Beschreibung noch nicht erwähnt wurden, die aber unmittelbar an die dort genannte Praxis des Abbildens von Repertoires aufeinander anschließt. Es gehört zu den Normen (*Spielregeln*), die das Spiel des Gebens und Forderns von Gründen bestimmen, dass man als Hörer die Signifikanz, die eine Behauptung für den Sprecher hat, auf eine ähnliche im eigenen Repertoire abbilden kann, dass man auf der Basis dieses eigenen Verständnisses der Behauptung Schlüsse aus ihr ziehen kann und schließlich den Sprecher dafür kritisieren kann, auf diese Konklusion festgelegt zu sein.

3.2 Semantische Interpretation der erweiterten Praxis

Wenn man diesen neuen Aspekt der diskursiven Praxis berücksichtigt, erweist sich eine semantische Interpretation, die Behauptungen nur sprecherrelative inferentielle Signifikanzen zuweist, als ungenügend, und zwar aus dem Grund, dass nach ihr die *d e r e* - Zuschreibung von Meinungen und darauf basierende Kritik als irrational angesehen werden müsste. Wenn Behauptungen so interpretiert werden, dass sie verschiedene Bedeutungen in verschiedenen Mündern haben, müsste man es für irrational halten, dass Hörer die Behauptungen von Sprechern auf der Basis dessen kritisieren, wie sie diese selbst verstehen. Denn der Hörer würde bei seiner Kritik gewissermaßen vermischen, was die Behauptung für ihn bedeutet und was sie für den Sprecher bedeutet.

Auf der anderen Seite ist diese Form des Kritisierens Teil der diskursiven Praxis und muss deshalb von der semantischen Interpretation als sinnvoll erklärt werden können. Dies ergibt sich aus der positiven Lesart des Slogans „Die Semantik muss auf die Pragmatik antworten“ (EV: 143). Die Annahme semantischer Eigenschaften soll ja, analog zur Annahme theoretischer Entitäten, den Gebrauch erklären beziehungsweise verständlich machen.

Eine in dieser Hinsicht befriedigende semantische Interpretation der miteinander verflochtenen Gebrauchsweisen von Sprechern, die ihre inferentiellen Repertoires aufeinander abbilden und die ihre Behauptungen auf dieser Basis kritisieren, muss davon ausgehen, dass es einen geteilten Gehalt für beide Gesprächspartner gibt, und dass die inferentiellen Signifikanzen Versuche der jeweiligen Sprecher sind, diesen Gehalt zu erfassen. Vor dem Hintergrund dieser Annahme erscheint die beschriebene Art der Kritik durch den Hörer rational.

„Die unterschiedliche inferentielle Signifikanz von Worten im Munde verschiedener Personen [...] sollte nicht so aufgefaßt werden, als könnten die Gesprächspartner einander nicht wirklich verstehen; vielmehr muss der Gehalt, den sie beide erfassen [...], von verschiedenen Standpunkten aus verschieden spezifiziert werden“ (EV: 818).

Aufgrund der Praxis, dass man Sprecher auf der Basis des eigenen eventuell abweichenden Verständnisses ihrer Behauptungen kritisieren kann, muss man den Gebrauch semantisch so interpretieren, dass es neben den inferentiellen Signifikanzen einen für alle Sprecher gültigen inferentiellen Gehalt gibt, und dass die jeweiligen Signifikanzen Annahmen der verschiedenen Sprecher darüber sind, worin dieser Gehalt besteht, also darüber, welche Inferenzen wirklich gültig sind. Insofern kann man die Signifikanzen als verschiedene Spezifikationen des einen Gehalts von verschiedenen Standpunkten aus bezeichnen.

Diese Lesart wird auch durch das folgende Zitat gestützt: Man betrachte den Fall eines einzelnen Sprechers, der eine neue Überzeugung erwirbt, so dass sich die inferentielle Signifikanz von Behauptungen in seinem Mund ändert. Bezüglich eines solchen Falls stellt Brandom die rhetorische Frage:

„Doch muss diese Änderung der inferentiellen *Signifikanz*, die verschiedene Behauptungen für mich haben können, so verstanden werden, daß sie auch eine Änderung beim inferentiellen *Gehalt*, den sie ausdrücken, involviert?“ (EV: 666).

Mit ja muss man diese Frage nur dann beantworten, wenn man darauf besteht, die semantische Interpretation auf der Basis der zu einer bestimmten Zeit akzeptierten Inferenzen vorzunehmen.

Nach der jetzt vorgenommenen Rekonstruktion von Brandoms Position entsteht das Problem der Kommunikation dadurch, dass man nur die isolierten Gebrauchsweisen einzelner Sprecher betrachtet, die darin bestehen, bezüglich Behauptungen bestimmte Inferenzen zu akzeptieren, während man die intersubjektiv verwobenen Aspekte des Gebrauchs ignoriert, die darin bestehen, dass die Gesprächspartner einander auf der Basis ihres je eigenen Verständnis von Behauptungen kritisieren. Betrachtet man nämlich nur die isolierten Gebrauchsweisen, so ist eine semantische Interpretation unausweichlich, nach der Behauptungen für verschiedene Sprecher Verschiedenes bedeuten. Zieht man andererseits auch die intersubjektiv verwobenen Aspekte des Gebrauchs in Betracht, so wird eine semantische Interpretation erforderlich, nach der es einen für alle Sprecher gültigen Gehalt gibt. Damit ist der Ausgangspunkt, der zum Problem der Kommunikation führt, nicht mehr gegeben.

4. Whittings Kritik an Brandoms Antwort und eine Ergänzung

Ich habe nun Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation, soweit sie sich aus den Kapiteln 7 und 8 von EV ergibt, rekonstruiert. Ich möchte mich abschließend einem Aufsatz von Daniel Whiting zuwenden, in dem er meines Erachtens zutreffend argumentiert, dass diese Antwort noch nicht hinreichend ist. Whiting akzeptiert die oben skizzierten Argumente Brandoms (oder ähnliche) für die These, dass es neben den inferentiellen Signifikanzen, die eine Behauptung für verschiedene Sprecher hat, auch einen geteilten Gehalt gibt. Nach Whiting ist dies als Antwort auf die Frage, wie Sprecher trotz differierender inferentieller Signifikanzen kommunizieren können, unzureichend, weil der inferentielle Gehalt in keine bestimmte Beziehung zu den inferentiellen Signifikanzen gesetzt wird.

“And even if some conception of interpersonal content were available – as what is common to all the different attributions of significance made to a given utterance of an expression – it would float entirely free of subjects’ attitudes, which would be utterly indifferent to it. Hence the problem of communication remains” (Whiting 2008: 590).

Was von dem Sprecher zum Hörer übertragen wird, ist ja zunächst nur die inferentielle Signifikanz, die dabei aber gewissermaßen verfälscht wird. Wenn nun lediglich die Existenz eines geteilten Gehalts nachgewiesen wird, dabei aber unklar bleibt, in welchem Verhältnis dieser Gehalt zu den verschiedenen Signifikanzen steht, bleibt auch unklar, inwiefern der Gehalt im Prozess der Kom-

munikation übertragen wird. Insofern muss man Whiting darin Recht geben, dass Brandoms Antwort das Problem der Kommunikation bestehen lässt.

Whiting glaubt, dass Brandom dieses Problem durch Hinweis auf den semantischen Externalismus lösen kann, der Teil seiner Theorie ist:

“On his view, the content of a claim [...] is determined by objective inferential relations, that is, relations that correspond not to any perspective but to ‘how the world is.’ Thus, there is an independent, shareable content, of which all practitioners can have firmer or looser grasps. What performances are proper or improper is a matter of how things stand in the world (MIE: 632)” (Whiting 2008: 591).

Semantischer Externalismus ist grob gesprochen die These, dass der Gehalt von Behauptungen nicht nur davon abhängt, wie wir sie verwenden, das heißt welche Inferenzen wir akzeptieren, sondern auch davon, wie die Welt beschaffen ist, in der wir uns bewegen. Whiting erläutert nicht, warum und in welchem Sinne Brandom einen derartigen Externalismus vertritt. Er geht (zu Recht) davon aus, dass Brandom dies tut (EV: 9.2.4 und EV: 9.3.4) und gesteht um des Argumentes Willen zu, dass sich durch einen Verweis auf den Externalismus die Lücke in Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation schließen ließe. Whiting versucht dann zu zeigen, dass dieser Externalismus inakzeptable Folgen hätte (Whiting 2008: 591).

Die letztgenannte Frage möchte ich hier nicht weiter verfolgen, sondern statt dessen genauer klären, wie Brandom zum semantischen Externalismus kommt und wie die These des Externalismus mit der Schließung der Lücke in Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation zusammenhängt. Meiner Ansicht nach geht Whittings Verweis auf den Externalismus in die richtige Richtung, trifft allerdings nicht den Kern dessen, worin die Lücke besteht. Im Kern besteht die Lücke ja darin, dass das Verhältnis zwischen Signifikanzen und Gehalten ungeklärt bleibt, dass der Gehalt “would float entirely free of subjects’ attitudes, which would be utterly indifferent to it” (Whiting 2008: 590). Es ist nicht unmittelbar klar, warum ein Verweis auf Brandoms Externalismus diese Lücke schließen kann.

In den folgenden Abschnitten werde ich versuchen, die von Whiting offen gelassenen Fragen zu beantworten. Genauer gesagt möchte ich zeigen, dass der Gehalt nicht, wie Whiting es formuliert, frei über den Einstellungen der Subjekte schwebt und die Einstellungen andererseits unbeeinflusst vom Gehalt sind. Statt dessen besteht nach Brandom eine ganz bestimmte Verbindung zwischen dem geteilten Gehalt und den jeweiligen Signifikanzen (4.1). Abschließend zeige ich, dass sich unter Rückgriff auf diese Verbindung einerseits die von Whiting aufgewiesene Lücke in Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation schließen lässt, andererseits aber auch erklären lässt, warum Brandom einen semantischen Externalismus vertritt. Der Umstand, dass und wie in der Kommunikation geteilte Gehalte übertragen werden, und der Umstand, dass diese Gehalte zum Teil durch die Beschaffenheit der Welt bestimmt werden, erweisen sich als zwei Seiten derselben Medaille (4.2).

4.1 Die Verbindung zwischen Signifikanzen und Gehalten

Wie gesagt, bleibt das oben rekonstruierte Argument für die Möglichkeit der Kommunikation unbefriedigend, weil es die Frage offen lässt, wie der inferentielle Gehalt einer Behauptung sich zu den inferentiellen Signifikanzen verhält, die sie für verschiedene Sprecher hat. Ich möchte nun zeigen, wie sich diese Lücke im Rahmen der in EV entwickelten Theorie schließen lässt. Hier stellt Brandom nämlich Überlegungen zum Verhältnis von Signifikanzen und Gehalt an, auch wenn er diese nicht explizit auf das Problem der Kommunikation bezieht. Und zwar stellt Brandom die These auf, dass Sprecher durch die inferentiellen Signifikanzen, die Behauptungen für sie haben, bei bestimmten inferentiellen Gehalten eingehakt sind, dass sie also „bei diesem oder jenem Begriff eingehakt“ (EV: 882, Übersetzung verändert, B.P.) sind. Brandom benutzt außerdem die Metapher, dass wir den Gehalt fassen oder greifen, allerdings nicht direkt, sondern an seinen Griffen. In diesem Bild stehen die Griffen des Gehalts für die inferentiellen Signifikanzen, so dass man sagen kann, dass verschiedene Sprecher denselben Gehalt erfassen, allerdings an verschiedenen Griffen (EV: 876).

Um die These von der Einhakung zu verstehen, muss man meines Erachtens die Praxis der rationalen Berichtigung heranziehen, die Brandom am Ende des 5. Kapitels von EV skizziert (EV: 476; siehe auch Brandom 2008: 184f; 2005: 146; 2002a: 225). Nachdem ich diese Praxis beschrieben habe (4.2.1), möchte ich zeigen, dass man aufgrund dieser Praxis sagen kann, dass Sprecher Begriffe auf eine Weise verwenden sollten, die durch den Zustand der Welt bestimmt ist. Darauf aufbauend schlage ich eine Interpretation der These vor, dass Sprecher aufgrund ihrer inferentiellen Einstellungen bei objektiv in der Welt bestehenden Strukturen eingehakt sind (4.2.2).

Bei der Diskussion dieser Frage ist zu beachten, dass Brandom hier nicht in erster Linie ganze Sätze betrachtet, sondern die Begriffe, die in ihnen auftreten. Entsprechend zu seiner Unterscheidung zwischen inferentiellen Signifikanzen und inferentiellen Gehalten auf der Ebene ganzer Sätze unterscheidet er auf der subsententialen Ebene zwischen Begriffen und unseren *Erfassungen* von ihnen. Analog zu den inferentiellen Gehalten gibt es also „die Normen, denen der *richtige* Gebrauch unterworfen ist, in welchem die durch Individuen erfaßten Begriffe bestehen“ und analog zu den inferentiellen Signifikanzen gibt es „Dispositionen, Begriffe anzuwenden, Inferenzen zu machen und Sprechakte zu vollziehen, in denen das Erfassen eines Begriffs durch den Einzelnen besteht.“ Auf diese Weise unterscheidet Brandom „zwischen Begriffen und Vorstellungen von Begriffen“ (EV: 881).

4.1.1 Die Praxis der rationalen Berichtigung

Für die Praxis der rationalen Berichtigung (Rational Rectification) ist es von Bedeutung, dass Brandom einen zweiseitigen Inferentialismus vertritt (siehe EV: Kap. 2.5). Dies bedeutet, dass er davon ausgeht, dass der Gehalt einer Behauptung bestimmt ist, sowohl durch die Prämissen, aus denen sie folgt

(Behauptungen, die gewissermaßen stromaufwärts liegen), als auch durch die Behauptungen, die aus ihr folgen (Behauptungen, die stromabwärts liegen). Einseitige Formen des Inferentialismus gehen dagegen davon aus, dass für den Gehalt von Behauptungen entweder nur relevant ist, woraus sie folgen, oder nur, was aus ihnen folgt.

Geht man nun von der Ebene ganzer Sätze auf die der Begriffe über, so lässt sich dies am Beispiel des Begriffs der Säure folgendermaßen illustrieren: Angenommen, die Berechtigung zur Anwendung von *Säure* auf eine Flüssigkeit besteht dann, wenn die Flüssigkeit sauer schmeckt. Das Sauer-Schmecken bezeichnet Brandom dann auch als Bedingung der korrekten Anwendung von *Säure*. Auf der anderen Seite folge aus der Behauptung, dass eine Flüssigkeit eine Säure ist, die Behauptung, dass sie Lackmus-Papier rot färbt. Wenn man den Begriff *Säure* auf eine Flüssigkeit anwendet, muss man auch den Begriff *färbt Lackmus-Papier rot* auf sie anwenden. Dies bezeichnet Brandom auch als Konsequenz der Anwendung des Begriffs.

Die Praxis der rationalen Berichtigung kommt nun in der folgenden Situation zum Tragen: Angenommen, es gibt eine Flüssigkeit, die sauer schmeckt, aber Lackmus-Papier nicht rot färbt. Wenn ich diese Flüssigkeit schmecke, erwerbe ich die Berechtigung, den Begriff *Säure* auf sie anzuwenden. Behauptete ich nun tatsächlich von der Flüssigkeit, dass sie eine Säure ist, so erwerbe ich eine Festlegung auf die Behauptung, dass sie Lackmus-Papier rot färbt. Wenn ich allerdings Lackmus-Papier in die Flüssigkeit tauche, erwerbe ich durch Beobachtung eine Berechtigung zu der Behauptung, dass die Flüssigkeit Lackmus-Papier nicht rot färbt. Auf diese Art können die Bedingungen zusammen mit den Folgen der Anwendung, die ich für den Begriff *Säure* anerkenne, mich auf inkompatible Festlegungen führen (EV: 476).

Wenn so etwas geschieht, hat die Welt mir gewissermaßen gezeigt, dass mein Begriff der Säure, der durch die genannten Bedingungen und Folgen der Anwendung charakterisiert ist, inadäquat ist. So wie die Welt tatsächlich beschaffen ist, gibt es nämlich sauer schmeckende Flüssigkeiten, die Lackmus-Papier nicht rot färben.

Wenn ich durch die Bedingungen und Folgen der Anwendung eines meiner Begriffe auf inkompatible Festlegungen geführt werde, so bin ich nach Brandom dazu verpflichtet, meine inferentiellen Einstellungen so zu verändern, dass diese Inkompatibilität vermieden wird (EV: 476). Dazu könnte ich im vorliegenden Beispiel die Bedingung der Anwendung des Begriffs *Säure* verstärken zu „klare sauer schmeckende Flüssigkeit“ (Brandom 2005, §V). Dieser Praxis, die schon in EV beschrieben wird, gibt Brandom später in *Between Saying and Doing* den Namen „Rational Rectification“ (Rationale Berichtigung) (BSD 189ff.).

4.1.2 Die Einhakung bei Begriffen im Sinne von objektiven Strukturen

Wie erwähnt, spricht Brandom davon, dass wir „bei diesem oder jenem Begriff eingehakt (EV: 882, Übersetzung verändert, B.P.) sind. Diese etwas dunkle Bemerkung ist meines Erachtens so zu verstehen, dass unsere Konzeptionen den Begriffen (objektiven Strukturen) entsprechen sollten, und zwar in einem

ganz bestimmten Sinne, den ich jetzt mit Rückgriff auf die Praxis der rationalen Berichtigung erläutern werde.

Um zu erläutern, in welchem Sinne Sprecher bei Begriffen eingehakt sind, ist es hilfreich, ein Zwillingerden-Beispiel heranzuziehen, dessen Beschreibung allerdings ein wenig von der klassischen durch Putnam abweicht. Stellen wir uns zwei mögliche Welten vor, die abgesehen von einem bestimmten Detail vollkommen gleich sind. Und zwar wollen wir davon ausgehen, dass es in beiden Welten eine Flüssigkeit gibt, die geschmacksneutral, durstlöschend und durchsichtig ist, bei hinreichender Erhitzung verdampft und Feuer löscht. Allerdings nehmen wir bezüglich dieser letzten Eigenschaft an, dass sie auf der Zwillingerde nur unter *fast allen* Umständen besteht, während sie auf der Erde unter allen Bedingungen besteht. Genauer gesagt, soll es auf der Zwillingerde, aber nicht auf der Erde, so sein, dass Wasser unter bestimmten außergewöhnlichen Bedingungen Feuer anheizt, statt es zu löschen.¹²

Betrachten wir nun die Sprecher in beiden Welten. Hier nehmen wir an, dass sie genau dieselbe Konzeption von Wasser haben, die durch folgende Bedingungen und Folgen der Anwendung charakterisiert ist: Die Anwendung von *Wasser* halten sie für berechtigt, wenn eine Flüssigkeit geschmacksneutral, durstlöschend und durchsichtig ist. Als Folgen der Anwendung von *Wasser* nehmen die Sprecher an, dass es bei Erhitzung verdampft und Feuer löscht. Auf der Zwillingerde gilt dies tatsächlich zwar nur unter *fast allen* Umständen, wir wollen aber davon ausgehen, dass den Sprechern dies nicht bekannt ist. Wir nehmen an, dass die Sprecher wissenschaftlich auf dem Stand des 17. Jahrhunderts sind und die Umstände, unter denen Wasser Feuer anheizt, nicht natürlich vorkommen und es das Wissen des 20. Jahrhunderts erfordert, diese in einem Experiment künstlich herzustellen. Die Sprecher auf der Zwillingerde gehen also, genau wie die Sprecher auf der Erde, davon aus, dass daraus, dass etwas Wasser ist, ganz allgemein folgt, dass es Feuer löscht.

Als nächstes möchte ich erläutern, warum die Sprecher in beiden Welten bei verschiedenen Begriffen (objektiven Strukturen) eingehakt sind, obwohl die Konzeption, die sie mit dem Wort *Wasser* verbinden, die gleiche ist. Dies lässt sich unter Rückgriff auf die Praxis der rationalen Berichtigung erläutern. Dieser Praxis zufolge entsteht für Sprecher, die aufgrund einer ihrer Konzeptionen auf inkompatible Festlegungen geführt werden, wie dies im Fall der Konzeption von Säure erläutert wurde, die Verpflichtung, diese Konzeptionen anzupassen. Bei Sprechern auf der Zwillingerde ist es zwar so, dass ihre Konzeption von Wasser sie bisher nicht auf eine derartige Inkompatibilität geführt hat, weil Wasser Feuer eben nur unter Bedingungen anheizt, die nicht natürlich auftreten und die mit den technischen Mitteln des 17. Jahrhunderts auch nicht hergestellt werden können. Allerdings werden die Sprecher potentiell auf eine solche Inkompatibilität treffen. Wenn sie fortfahren, ihre Umwelt zu erforschen und ihre technischen Fähigkeiten auszuweiten, werden sie eines Tages in der Lage sein, in einem Experiment die relevanten Umstände herzustellen, und werden dann beobachten, dass eine durchsichtige, durstlöschende Flüssigkeit, auf die sie daher *Wasser* anwenden würden, Feuer in manchen Fällen nicht löscht, sondern anheizt.

Da die Sprecher auf der Zwillingerde potentiell auf eine Inkompatibilität der relevanten Art geführt werden, kann man von ihnen sagen, dass sie potentiell verpflichtet sind, ihre Konzeption von Wasser zu modifizieren. Außerdem bleiben die Sprecher solange potentiell verpflichtet, ihre Konzeptionen von Wasser zu modifizieren, bis diese vollkommen dem Begriff des Wassers (den objektiven kausalen Strukturen, die bezüglich dieses Stoffs bestehen) entsprechen. In diesem Sinne sollten ihre Konzeptionen von Begriffen den objektiven Strukturen in der Welt entsprechen.

Allgemein lässt sich über Sprecher zu beliebigen Zeiten und in beliebigen möglichen Welten sagen, dass ihre Konzeptionen von Begriffen so beschaffen sein sollten, dass sie sie nicht auf Inkompatibilitäten der Art führen sollten, wie sie an den Beispielen der Säure und des Wasser illustriert wurden. Andernfalls sind sie nämlich verpflichtet, diese Konzeptionen zu verändern. Dies heißt aber wiederum, dass die Konzeptionen der Sprecher mit den objektiv bestehenden Strukturen übereinstimmen sollten. In diesem Sinne ist es meines Erachtens zu verstehen, dass Sprecher „bei diesem oder jenem Begriff eingehakt“ sind (EV: 882, Übersetzung verändert, B.P.).

4.2 Übertragung von Gehalten und semantischer Externalismus

Im vorigen Abschnitt habe ich erläutert, dass Sprecher aufgrund ihrer Konzeptionen von Begriffen bei objektiven Strukturen der Welt in dem Sinne eingehakt sind, dass ihre Konzeptionen diesen Strukturen entsprechen sollten. Besteht diese Adäquatheit nämlich nicht, so gibt es immer die Möglichkeit, dass Sprecher aufgrund ihrer Konzeptionen auf inkompatible Festlegungen geführt werden. In diesem Fall wären sie wiederum aufgrund der Praxis der rationalen Berichtigung verpflichtet, ihre Konzeptionen der relevanten Begriffe zu ändern.

Diese Überlegungen wurden auf subsententialer Ebene geführt, genauer gesagt, an Begriffen und unseren Konzeptionen von ihnen. Man kann sie jedoch auch auf ganze Sätze übertragen, so dass man dann sagen kann, dass Sprecher aufgrund der inferentiellen Signifikanz, die eine Behauptung für sie hat, bei einem inferentiellen Gehalt eingehakt sind. Die inferentielle Signifikanz von *Das ist Wasser* ist von den inferentiellen Beziehungen bestimmt, die ein Sprecher akzeptiert. Aufgrund der Praxis der rationalen Berichtigung gibt es daneben inferentielle Beziehungen, die Sprecher bezüglich *Das ist Wasser* akzeptieren sollten und die durch die tatsächlichen kausalen Eigenschaften einer bestimmten Flüssigkeit bestimmt sind. Diese inferentiellen Beziehungen bestimmen den Gehalt von *Das ist Wasser*. Löscht die Flüssigkeit unter allen Umständen Feuer, dann ist es korrekt, allein aus der Prämisse *Das ist Wasser* auf *Das löscht Feuer* zu schließen. Löscht sie aber nur unter bestimmten Umständen Feuer, dann ist es auch nur korrekt, diesen Schluss zu ziehen, wenn man als Zusatzprämisse annimmt, dass diese Umstände bestehen.

Die so hergestellte Verbindung zwischen Signifikanzen und Gehalten ist nun in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: Auf der einen Seite können verschiedene Sprecher, die derselben möglichen Welt angehören, aufgrund verschiede-

ner Signifikanzen bei demselben inferentiellen Gehalt eingehakt sein. Hierauf beruht mein Vorschlag zur Schließung der Lücke in Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation (4.2.1). Auf der anderen Seite können verschiedene Sprecher, für die eine Behauptung dieselbe inferentielle Signifikanz hat, die aber verschiedenen möglichen Welten angehören, bei verschiedenen Gehalten eingehakt sein. Dies ist im obigen Gedankenexperiment bei Sprechern des 17. Jahrhunderts auf der Erde beziehungsweise der Zwillingserde bezüglich der Behauptung *Dies ist Wasser* der Fall. Dies ist eigentlich nur die zweite Seite derselben Medaille und diese führt zu Brandoms semantischen Externalismus (4.2.2).

4.2.1 Mittelbare Übertragung von Gehalten in der Kommunikation

Whittings Einwand hatte ich so rekonstruiert, dass Brandoms Antwort auf das Problem der Kommunikation nur zeigt, dass geteilte inferentielle Gehalte existieren, Brandoms Antwort aber ihr Verhältnis zu den inferentiellen Signifikanzen offen lässt. Da im Prozess der Kommunikation aber zunächst nur Signifikanzen fehlerhaft übertragen werden, bleibt deshalb unklar, inwiefern man davon sprechen kann, dass die geteilten Gehalte übertragen werden. Diese Lücke, dass das Verhältnis zwischen den Signifikanzen und dem Gehalt nicht spezifiziert wird, kann nun mit dem Hinweis auf die Einhakung geschlossen werden. Es hat sich jetzt gezeigt, dass die Inferenzen, die verschiedene Sprecher bezüglich einer Behauptung, akzeptieren (die inferentielle Signifikanz), in einem bestimmten Verhältnis zu den Inferenzen stehen, die wirklich gelten und die den inferentiellen Gehalt der Behauptungen ausmachen.

Aufgrund dieser Verbindung zwischen Signifikanzen und Gehalt kann man nun auch erklären, inwiefern Gehalt in der Kommunikation übertragen wird. Es hatte sich ja gezeigt, dass im Prozess der Kommunikation eine inferentielle Signifikanz gewissermaßen fehlerhaft übertragen wird. Die Signifikanz, die die Behauptung für den Hörer hat, unterscheidet sich leicht von derjenigen, die sie für den Sprecher hat. Auf der anderen Seite stimmen die Signifikanzen zum größten Teil überein, das heißt, die große Mehrheit der inferentiellen Beziehung bezüglich der Behauptung wird von beiden Gesprächspartnern akzeptiert. Deshalb kann man davon ausgehen, dass beide Gesprächspartner aufgrund der jeweiligen inferentiellen Signifikanz bei demselben inferentiellen Gehalt eingehakt sind.

In der Kommunikation wird also unmittelbar eine Signifikanz übertragen, die allerdings bei der Übertragung abgewandelt wird. Mittelbar wird dadurch aber auch ein geteilter Gehalt übertragen, weil beide Gesprächspartner aufgrund der Signifikanzen, die die Behauptung für sie hat, beim gleichen inferentiellen Gehalt eingehakt sind.¹³ Aufgrund der mittelbar übertragenen Gehalte kann der Hörer der Sprecherin nun auch im strengen Sinne zustimmen oder ihr widersprechen. Es kann nicht mehr vorkommen, dass der Hörer die Behauptung der Sprecherin übernimmt, diese für ihn aber zum Beispiel wahr und für sie falsch ist. Analoges gilt für das Widersprechen.

4.2.2 Brandoms semantischer Externalismus

Aus der These der Einhakung bei Gehalten aufgrund von Signifikanzen ergibt sich auch Brandoms semantischer Externalismus, also die These, dass der Gehalt unserer Behauptungen nicht ausschließlich durch den Gebrauch, den wir von ihnen machen, bestimmt ist, sondern zum Teil auch durch die Beschaffenheit der Welt.¹⁴ Der Gebrauch, den ein Sprecher von einer Behauptung macht, äußert sich ja in der inferentiellen Signifikanz, die die Behauptung für ihn hat. Der Gehalt ist dagegen durch die objektiven Strukturen bestimmt, bei denen der Sprecher aufgrund dieser Signifikanz eingehakt ist.

Im obigen Gedankenexperiment haben wir gesehen, dass die Sprecher auf der Erde und auf der Zwillingerde die Behauptung *Das ist Wasser* auf die gleiche Weise verwenden, so dass sie dieselbe Signifikanz für sie hat. Gleichwohl sind die Sprecher auf der Zwillingerde bei anderen objektiven Strukturen eingehakt als die Sprecher auf der Erde. Aufgrund der Beschaffenheit ihrer Welt führt die Signifikanz von *Das ist Wasser* die Bewohner der Zwillingerde potentiell auf inkompatible Festlegungen, was wiederum heißt, dass sie diese Behauptung anders verwenden sollten. Insofern hat aufgrund der anderen Beschaffenheit der Umwelt auf der Zwillingerde die Behauptung *Das ist Wasser* einen anderen Gehalt als auf der Erde.¹⁵

Es ist eine wichtige Konsequenz des semantischen Externalismus, dass Sprecher die inferentiellen Gehalte ihrer Behauptungen nicht oder nur annäherungsweise kennen: Es besteht eine „Abhängigkeit dessen, was wir meinen, von den tatsächlichen Verhältnissen, gleichgültig, ob wir wissen, wie sie sind“ (EV: 897, siehe auch EV: 876; EV: 475). Anders gesprochen lernen wir die Gehalte unserer Behauptungen immer besser kennen, je mehr Tatsachen wir über die Welt herausfinden. „For finding out how things really are and finding out what really follows from what and what is really incompatible with what are two aspects of one process“ (Brandom 2000b: 359).

Aufgrund dieser Konsequenz könnte man gegen die erweiterte Antwort auf das Problem der Kommunikation folgenden Einwand formulieren: Man kann nicht sagen, dass auf die skizzierte Weise inferentielle Gehalte mittelbar übertragen werden, weil die Gehalte den Gesprächspartnern gar nicht bekannt sind. Damit man davon sprechen kann, dass etwas an den Hörer übertragen wird, muss dieses dem Hörer auch vollständig bekannt sein. Die Gesprächspartner kennen aber nur die jeweilige inferentielle Signifikanz, und deshalb kann auch nur von dieser gesagt werden, dass sie (verfälschend) übertragen wird.

Meiner Ansicht nach ist dieses Bedenken durchaus berechtigt, es betrifft jedoch allgemein Brandoms Theorie des Gehalts von Behauptungen, und nicht spezifisch die jetzt rekonstruierte Antwort auf das Problem der Kommunikation. Dieses Bedenken betrifft nämlich eigentlich Brandoms These, dass Sprecher den inferentiellen Gehalt ihrer Behauptungen erfassen, obwohl sie ihn nur fehlerhaft durch die Signifikanzen spezifizieren können, die sie für sie haben. Sprecher wissen zwar nur annäherungsweise, welchen Gehalt Behauptungen haben, trotzdem erfassen sie nach Brandom diesen Gehalt. Sie erfassen ihn nicht direkt, sondern an seinen Griffen, wie Brandom es metaphorisch aus-

drückt (EV: 876). Wenn man diese Sichtweise des Erfassens von Gehalt akzeptiert, muss man auch zugeben, dass in der Kommunikation Gehalt übertragen wird. Denn dann muss man zugeben, dass der Hörer den Gehalt, an den Griffen (das heißt aufgrund der inferentiellen Signifikanz), die er verwendet, erfasst, obwohl er ihn nur näherungsweise kennt.

Anmerkungen

- 1 Im Folgenden abgekürzt als EV; der Titel des englischen Originals lautet *Making It Explicit* (MIE).
- 2 Siehe hierzu auch Prien (2010, Abschnitt 1 und 2).
- 3 An den durch die Praxis übertragenen Gehalt stellt Brandom zwei Forderungen, die zu erfüllen die offizielle Zielsetzung seines Buches ausmachen. Zunächst will Brandom zeigen, dass der übertragene Gehalt eine repräsentationale Dimension aufweist. Wenn man Gehalt so charakterisiert, dass er in inferentiellen Beziehungen besteht, lässt sich ja die Frage stellen, ob Behauptungen sich aufgrund ihres Gehalts auch auf Objekte beziehen. Eine weitere Herausforderung ist die objektive Gültigkeit von Inferenzen. Nach Brandom besteht die Gültigkeit von Inferenzen unabhängig davon, ob irgendein Sprecher oder alle Sprecher sie jemals akzeptiert oder zurückgewiesen haben.
- 4 Bei der Beschreibung des Spiels dürften eigentlich keine semantischen Ausdrücke wie *Behauptung* oder *Inferenz* benutzt werden, sondern nur normative wie *Festlegung* und *Berechtigung* oder naturalistische wie *Disposition*. Wenn dies dennoch geschieht, so ist dies als Vorgriff auf die anvisierte semantische Interpretation des Gebrauchs zu verstehen.
- 5 Dabei ist mit Anerkennung die praktische Anerkennung gemeint, die in einer Disposition besteht, einen Schluss zu ziehen. Zusätzlich zu dieser praktischen Anerkennung kann man eine inferentielle Festlegung auch explizit anerkennen, indem man das Konditional *Wenn p, dann q* als Behauptung aufstellt. Dies ist allerdings nicht vorausgesetzt, wenn hier von Anerkennung von Inferenzen die Rede ist.
- 6 Siehe Quines Aufsatz *Two Dogmas of Empiricism*, Abschnitt 6.
- 7 Brandom präsentiert ein etwas anderes Argument für die These, dass verschiedene Sprecher verschiedene Inferenzen akzeptieren: Was ein Sprecher aus einer Behauptung, dass *p*, folgern würde, hängt davon ab, welche zusätzlichen Prämissen er akzeptiert. Wenn die Inferenz von *p* auf *q* von der Zusatzprämisse *r* abhängt, werden Sprecher, die *r* akzeptieren, *q* aus *p* folgern, während Sprecher, die *r* nicht akzeptieren, dies nicht tun würden. Da verschiedene Sprecher verschiedene Zusatzprämissen akzeptieren, würden sie aus der Behauptung, dass *p*, auch verschiedene Folgerungen ziehen.
- 8 Brandom betrachtet an dieser Stelle nicht Inferenzen im Allgemeinen, sondern nur Substitutions-Inferenzen. Deshalb spricht er hier von *substitutionalen Festlegungen*, die einen Spezialfall der *inferentiellen Festlegungen* bilden.

- 9 Diesen Ansatz, den Brandom nicht verfolgt, besteht darin, Inferenzen „ungleich zu behandeln und eine privilegierte Klasse von ihnen als konstitutiv für den Begriff zu betrachten. Den übrigen Inferenzen würde ein Status zweiter Klasse zuerkannt dahingehend, daß sie sich als richtige Weisen herausstellen, den so konstituierten Begriff zu gebrauchen“ (EV: 878).
- 10 Analog kann man bezüglich eines Sprechers, der zu verschiedenen Zeiten verschiedene Zusatzprämissen akzeptiert und deshalb verschiedene Inferenzen akzeptieren würde, fragen: „Doch muss diese Änderung der inferentiellen *Signifikanz*, die verschiedene Behauptungen für mich haben können, so verstanden werden, daß sie auch eine Änderung beim inferentiellen *Gehalt*, den sie ausdrücken, involviert?“ (EV: 666).
- 11 Substitutions-Inferenzen sind Inferenzen, die im grundlegenden Fall eine der beiden folgenden Formen haben: Aus *Fa* folgt *Ga* oder aus *Fa* folgt *Fb*. Syntaktisch gesehen gelangt man hier von der Prämisse zur Konklusion, indem man entweder das Prädikat oder den singulären Term durch ein anderes/einen anderen ersetzt. Die Rede von Substitutions-Inferenzen setzt also voraus, dass die Prämisse und die Konklusion eine Struktur aus Prädikat und singulärem Term aufweisen (siehe EV: Kap. 6.4). Damit die genannten Substitutions-Inferenzen gültig sind, muss die Extension des Prädikats *G* die von *F* umfassen bzw. die singulären Terme *a* und *b* den gleichen Gegenstand bezeichnen. Man schließt dann z.B. von *Das dort ist eine Eiche* auf *Das dort ist ein Baum*, bzw. von *Kolumbus war Spanier* auf *Der Entdecker Amerikas war Spanier*.
- 12 Um dieses Szenario an die übliche Beschreibung des Unterschieds zwischen Erde und Zwillingerde anzuschließen, wonach Wasser H_2O bzw. XYZ ist, kann man zusätzlich annehmen, dass die auf der Erde beobachtbaren Eigenschaften am besten durch die atomare Struktur H_2O erklärt werden, während die auf der Zwillingerde beobachtbaren Eigenschaften am besten durch die atomare Struktur XYZ erklärt werden.
- 13 Es wird an dieser Stelle deutlich, dass es zum Füllen der von Whiting aufgewiesenen Lücke nicht hinreicht, irgendein Verhältnis zwischen Signifikanzen und Gehalt anzugeben. Vielmehr ist dafür erforderlich, dass ähnliche Signifikanzen zum gleichen Gehalt ins Verhältnis gesetzt werden.
- 14 Klassischerweise versteht man unter dem semantischen Externalismus die These, dass die Referenz von Termen für natürliche Arten nicht ausschließlich durch die Vorstellungen bestimmt ist, die wir mit ihnen verbinden, sondern zum Teil auch durch die physikalische Umwelt, in der wir leben. Hilary Putnam, der diese These mit dem Slogan “‘meanings’ just ain’t in the *head*!” (1985: 227) zusammengefasst hat, gilt gemeinhin als Urheber dieser Sichtweise. Brandoms pragmatistische Fassung des semantischen Externalismus unterscheidet sich von der ursprünglichen Form dadurch, dass er nicht mentale Zustände als ausschließliche Determinanten von Bedeutungen zurückweist, sondern den Gebrauch von Sprechakten.
- 15 Da Brandom gleichzeitig am methodologischen Pragmatismus festhält, also an der These, dass die semantischen Eigenschaften durch die diskursive Praxis festgelegt werden, muss er schließen, dass diese Praxis über das Spiel des Gebens und Forderns von Gründen hinausgeht und auch die Beschaffenheit der Welt, in der die Sprecher leben, mit beinhaltet. Nach Brandom gilt daher: „Welche wohl-

bestimmten Praktiken eine Gemeinschaft hat, hängt davon ab, wie die Tatsachen sind" (EV: 476).

Literatur

- Brandom, Robert (1994), *Making It Explicit*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brandom, Robert (2000a), „Vocabularies of Pragmatism“. In: Robert Brandom (ed.), *Richard Rorty: The Philosopher Meets his Critics*. Oxford: Blackwell: 156–183.
- Brandom, Robert (2000b), „Facts, Norms, and Normative Facts: A Reply to Habermas“. *European Journal of Philosophy* 8: 356–374.
- Brandom, Robert (2000c), *Expressive Vernunft: Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandom, Robert (2002a), *Tales of the Mighty Dead*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brandom, Robert (2002b), „Pragmatics and Pragmatisms“. In: James Conant und Urszula M. Zeglen (eds.), *Hilary Putnam: Pragmatism and Realism*. London: Routledge: 40–59.
- Brandom, Robert (2005), „Sketch of a Program for a Critical Reading of Hegel“. In: K. Ameriks und J. Stolzenberg (eds.), *International Yearbook of German Idealism* 3. Berlin: De Gruyter: 131–161.
- Brandom, Robert (2008), *Between Saying and Doing*. Oxford: Oxford University Press.
- BSD: Siehe Brandom 2008.
- EV: Siehe Brandom 2000c.
- Fodor, J. und Lepore, E. (1992), *Holism: A Shopper's Guide*. Oxford: Blackwell.
- MacFarlane, John (2010), „Pragmatism and Inferentialism“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom on Making It Explicit*. London: Routledge: 81–95.
- MIE: Siehe Brandom 1994.
- Putnam, Hilary (1985), „The Meaning of 'Meaning'“. In: Hilary Putnam (ed.), *Philosophical Papers*. Vol. 2. Mind, Language and Reality. Cambridge University Press: 215–271.
- Quine, Willard Van Orman (1961), „Two Dogmas of Empiricism“. In: Willard Van Orman Quine (ed.), *From a Logical Point of View*. New York: Harper & Row. 2. Auflage: 20–46.
- Prien, Bernd (2010), „Robert Brandom on Communication, Reference, and Objectivity“. *International Journal of Philosophical Studies* 18: 433–458.
- Scharp, Kevin (2003), „Communication and Content“. *International Journal of Philosophical Studies* 11: 43–61.
- Whiting, Daniel (2008), „Meaning Holism and De Re Ascription“. *Canadian Journal Of Philosophy* 38: 575–600.

*PD Bernd Prien
Westfälische Wilhelms-Universität
Philosophisches Seminar
Domplatz 6
D-48143 Münster
E-Mail: bprien@uni-muenster.de*

Gätschenberger über das „Gegebene“ und Carnaps *Aufbau*

Elena Tatievskaya, Universität Augsburg

Summary. In his *Aufbau*, Carnap argues against Gätschenberger's claim that a pure language of the "given" is impossible. Carnap understands the given as an object, and cognition as the process of constructing further objects out of the given. The notion of the given is essential for Gätschenberger's theory of semiotics which he formulates as an alternative to the traditional critique of knowledge. Gätschenberger holds the given, in the sense of every particular experience, to be a natural symbol that posits some object, which is identifiable by the effects of this experience, and in particular by the actions induced by it. Due to its symbolic character, the given can refer to every realm of objects and therefore play a fundamental role in cognition. Gätschenberger believes that this character of the given is displayed in particular in its demonstrative function with respect to systems of propositions which represent knowledge. I argue that this assumption is problematic, and that Gätschenberger's own treatment of the given as a symbol does not support it. Carnap's concept of the given can be considered as a solution to this and some other problems of Gätschenberger's theory.

Zusammenfassung. In seinem *Aufbau* kritisiert Carnap Gätschenbergers Vorstellung von der Unmöglichkeit einer reinen Sprache des „Gegebenen“. Für Carnap ist das Gegebene ein Gegenstand und die Erkenntnis die Konstruktion („Konstitution“) der Gegenstände aus dem Gegebenen. Der Begriff des Gegebenen ist entscheidend auch für die als Alternative zur traditionellen Erkenntniskritik formulierte semiotische Theorie Gätschenbergers. Gätschenberger betrachtet das Gegebene oder jedes einzelne Erlebnis als natürliches Symbol, das einen Gegenstand setzt. Der Gegenstand kann durch die Wirkungen des Erlebnisses und insbesondere Handlungen, die das Erlebnis auslöst, identifiziert werden. Das Gegebene kann sich dank seiner symbolischen Natur auf jeden möglichen Gegenstandsbereich beziehen und fungiert als Fundament der Erkenntnis. Gätschenberger glaubt, dass sich diese Eigenschaften des Gegebenen vor allem in dessen „demonstrierender“ Funktion in Bezug auf Satzsysteme zeigen. Ich behaupte, dass diese Annahme problematisch ist und dass Gätschenbergers Auffassung des Gegebenen als Symbol sie nicht rechtfertigt. Carnaps Begriff des Gegebenen kann als

eine Lösung dieses und einiger anderer Probleme der Theorie Gätschenbergers angesehen werden.

In seinem *Aufbau* (1928) will Carnap die Behauptung Gätschenbergers darüber, dass eine reine Sprache des „Gegebenen“ unmöglich ist, widerlegen. Ich möchte zeigen, dass man die Realisierung des Carnapschen Programms als Eliminierung einiger problematischer Folgerungen aus der von Gätschenberger aufgestellten Theorie des Gegebenen auffassen kann. Dieser Aufsatz ist in vier Abschnitte unterteilt. Die ersten zwei Abschnitte widmen sich der Entwicklung der semiotischen Ansichten Gätschenbergers. Zunächst betrachte ich die Quellen seiner Auffassung eines Erlebnisses als eines Symbols. Dann stelle ich die Theorie der *ΣΥΜΒΟΛΑ* dar. Im dritten Abschnitt wird eine Erklärung für Gätschenbergers Ablehnung der Möglichkeit einer reinen Sprache des Gegebenen angeboten. Im abschließenden Abschnitt werden die Konsequenzen seiner Theorie definiert, die für Carnaps Projekt wichtig sind.

1. Die Theorie der *Grundzüge einer Psychologie des Zeichens*

In seinem *Aufbau* bezieht sich Carnap auf die 1920 veröffentlichten *ΣΥΜΒΟΛΑ*. Die Theorie, die Gätschenberger in diesem Buch vorstellt, fasst die Entwicklung der Ansichten zusammen, die er zunächst in seiner unter der Leitung von Külpe verfassten Doktorarbeit aus dem Jahr 1900, die 1901 als *Grundzüge einer Psychologie des Zeichens* erscheint, formuliert.

Das Ziel Gätschenbergers in dieser Arbeit ist eine Definition der „natürlichen“ Zeichen. Diese Definition gründet auf der Analyse der Zeichenurteile. Ein Urteil dieser Art, beispielsweise *Rauch ist ein Zeichen für Feuer*, schreibt einem Sachverhalt, der im *P*-sein eines *S* (dem Dasein des Rauchs) besteht, die Eigenschaft zu, ein Zeichen für einen anderen Sachverhalt (das Dasein des Feuers) zu sein. Die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem, von der das Zeichenurteil handelt, besteht zwischen den Bezugsgegenständen der Urteile der Form *S ist P* (*Es ist Rauch da*, *Es ist Feuer da*), die später als Satzgegenstände bezeichnet werden. Diese Beziehung gehört zu realen Abhängigkeiten, die neben den geometrischen, logischen und metaphysischen Abhängigkeiten zwischen Gegenständen bestehen können und physische, psychische und psycho-physische Abhängigkeiten einschließen.

Gegenstände werden gesetzt. Ein Gegenstand wird postuliert, wenn sich der Erlebende eines der Inhalte seines Bewusstseins bewusst wird (Gätschenberger 1987: 15). Ein solcher Inhalt ist psychisch real und ist entweder eine Empfindung, oder eine Wahrnehmung, oder eine Vorstellung, oder ein Gefühl. Den Gegenstand des Bewusstseins kann man zu einem einzelnen Erlebnis, dessen Bestandteile den fraglichen Inhalt einschließen, zuordnen. Jedes Erlebnis hat somit drei Dimensionen: den Erlebenden, einen Gegenstand des Bewusstseins und einen Bewusstseinsinhalt (Abb. 1).

Das Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem ist nach Gätschenberger ein reales Abhängigkeitsverhältnis, sofern es zwischen realen Gegenstän-

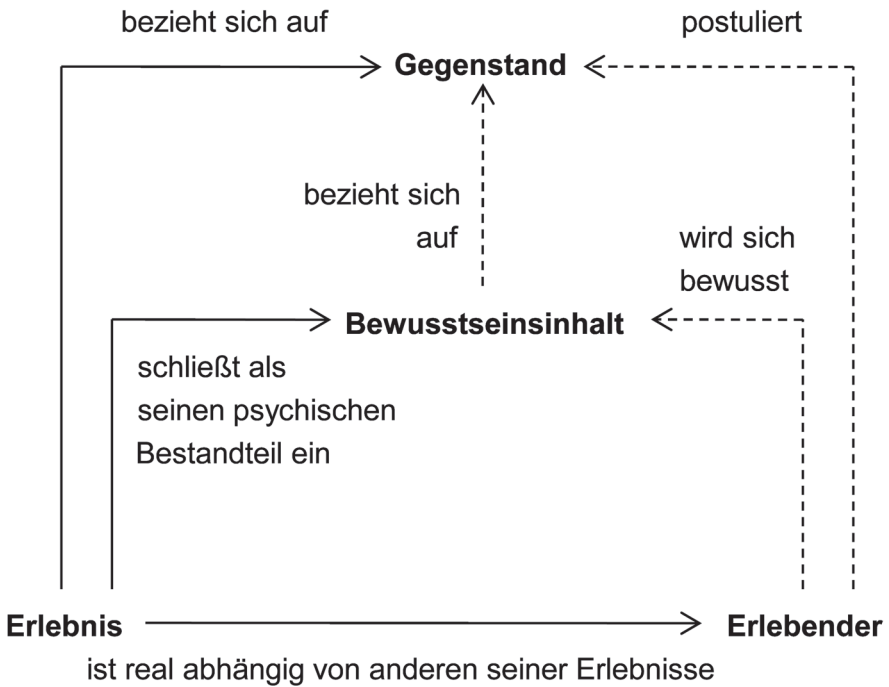


Abb. 1: Dimensionen eines Erlebnisses.

den oder deren Bestimmungen besteht. Zeichenurteile definieren es als ein Verhältnis von Grund und Folge. Dass das Dasein des Zeichens als Erkenntnisgrund, dessen Folge die Erkenntnis des Daseins des Bezeichneten ist, auftritt, äußert sich dadurch, dass das Zeichenurteil als ein enthymematischer Schluss, in dem eine der Prämissen weggelassen wurde, verstanden werden kann. Ergänzt man die fehlende Prämisse, bekommt man einen kompletten Schluss: Es ist Rauch da – Wenn Rauch da ist, dann ist wahrscheinlich oder notwendig auch Feuer da – Wahrscheinlich oder notwendig ist Feuer da. Eine solche Darstellung des Schlusses ist eine Antwort auf die Frage, welche logische Beziehung zwischen dem Urteil über das Bestehen des Bezeichneten und dem Urteil über das Bestehen seines Zeichens besteht (Gätschenberger 1987: 45).

Die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem besteht kraft seines eigenen *Weil*. Dieses *Weil* begründet die Zeichenbeziehung und stellt eine Antwort auf die Frage *Warum ist das F-sein von A ein Zeichen für das G-sein von B* dar. Eine solche Antwort gibt als das *Weil* des Zeichenverhältnisses eine Art der möglichen Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den fraglichen Sachverhalten an. Das *Weil* des Zeichenverhältnisses zwischen Rauch und Feuer ist eine physisch-geometrische Beziehung zwischen den Teilen desselben materiellen Ganzen. Wird das *Weil* eines Zeichenverhältnisses festgestellt, wird dabei auch festgestellt, ob das Zeichen ein sicheres oder unsicheres ist. Der

sichere Charakter des Zeichens hängt vom Für-notwendig-Halten ab: Ein sicheres Zeichen für einen Sachverhalt besitzen heißt, eine Bestimmung des Sachverhaltes für notwendig halten (Gätschenberger 1987: 121). Ist ein Zweifel in Bezug auf das Bezeichnete möglich, ist das Zeichen nicht sicher. Der sichere Charakter des Zeichens ist folglich keine Eigenschaft, die das Zeichen unabhängig von demjenigen besitzt, der es als Zeichen begreift und es als notwendigerweise mit dem Bezeichneten verbunden auffasst. Gätschenbergers Zeichen muss deswegen als eine seiner Dimensionen denjenigen, für den das Zeichen ein sicheres oder unsicheres ist, einschließen. Weitere Dimensionen sind das Bezeichnete und das Weil selbst, das ein gegenständliches Verhältnis ist (Abb. 2). So sind Dimensionen des Zeichens *das Dasein des Rauchs*

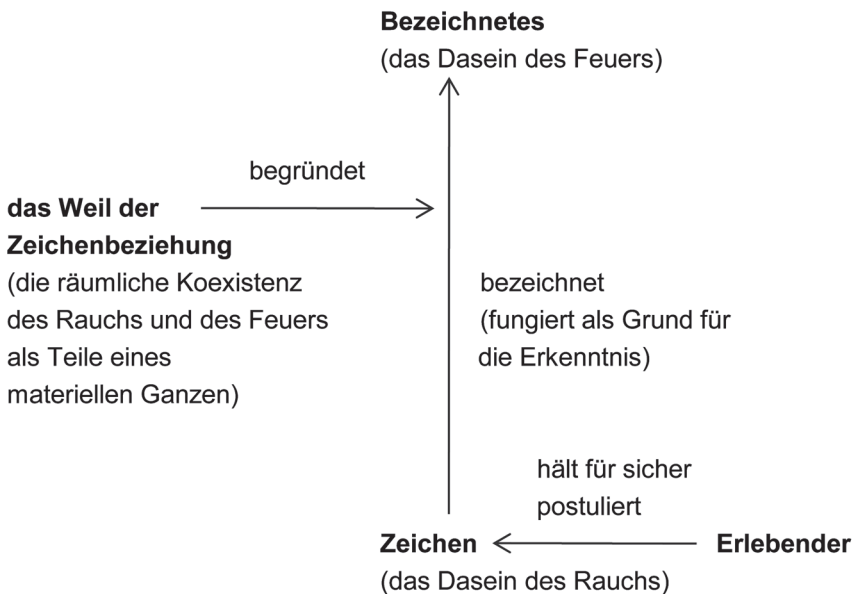


Abb. 2: Dimensionen eines natürlichen Zeichens.

als 3-Tupel (*Erlebender, der annimmt, dass das Dasein des Rauchs wirklich ist, das Dasein des Feuers, die räumliche Koexistenz des Rauchs und des Feuers als Teile der Materie, die Brennmaterial und Luft enthält*) darstellbar. Diesem Zeichen können zwei Erlebnisse, die als 3-Tupel der Form (*Erlebender, Gegenstand, Bewusstseinsinhalt*) darstellbar sind, zugeordnet werden. Diese sind (*Erlebender, der annimmt, dass Rauch da ist, das Dasein des Rauchs, die Wahrnehmung des Rauchs*) und (*Erlebender, der annimmt, dass Feuer da ist, das Dasein des Feuers, die Vorstellung des Feuers*).

Ein sicheres natürliches Zeichen definiert Gätschenberger (1987: 68) als das naiv oder von einem „naiven Realisten“ angenommene Reale oder eine Bestimmung an ihm, auf das oder die sich ein Bewusstseinsinhalt bezieht, der

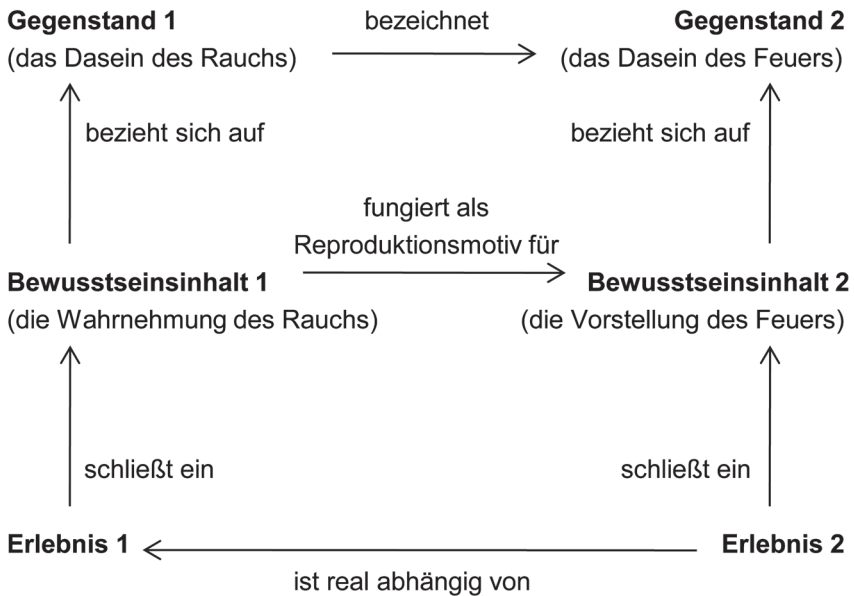


Abb. 3: Erlebnis und Zeichenbeziehung.

seinerseits als Reproduktionsmotiv für Vorstellungen dient (Abb. 3), deren Verknüpfung mit der Vorstellung beziehungsweise Anwendung eines Mittels zur Bestätigung des Vorgestellten (Bezeichneten) der Vorstellende für notwendig hält, solange das Reproduktionsmotiv im Bewusstsein wirksam ist.

Gätschenberger bezeichnet die Annahme des Realen als naiv, um zu betonen, dass seine Definition keine allgemeine Gültigkeit beansprucht. Sie ist gültig nur vom Standpunkt des naiven Realisten aus. Der naive Realist glaubt, dass alles, was er erlebt, real ist, und betrachtet als real auch die Erscheinung. Wird er sich eines Bewusstseinsinhalts bewusst, postuliert er den Gegenstand, den er für ähnlich dem Inhalt hält. Der naive Realist glaubt, dass Dasein, Eigenschaften, Beziehungen, Zustände und Veränderungen real sind, aber betrachtet nicht als real die Inhalte seines eigenen Bewusstseins (Gätschenberger 1987: 15ff.).

Diese Auffassung der Zeichenbeziehung ist mit einigen Problemen verbunden.

Das erste Problem betrifft den Realitätscharakter und den materiellen Aspekt des Zeichens. Nach Gätschenberger kann der Inhalt, der psychisch real ist, in eine reale Beziehung zu einem anderen Psychisch-Realen oder zu einem Physisch-Realen treten. Dabei fungiert im ersten Fall das Dasein eines gegenwärtigen Inhalts als Zeichen für das Dasein eines vergangenen (Gätschenberger 1987: 40ff.), und solche Zeichen sind psychisch real. Nun fragt es sich, welchen Realitätscharakter der durch eine Wahrnehmung gesetzte Gegenstand (natürliches Zeichen) hat, wenn es keinen Rauch gibt, aber etwas für Rauch

gehalten wird. Das natürliche Zeichen (das Dasein des Rauchs) ist in diesem Fall nicht physisch real. Auch als psychisch real kann man es nicht bezeichnen, denn das vermeintliche Dasein des Rauchs wird als Gegenstand der Wahrnehmung von ihr als einem psychisch realen Bewusstseinsinhalt unterschieden. Was unterscheidet aber die Bewusstseinsinhalte, die sich auf das Reale beziehen, von den Bewusstseinsinhalten, die sich auf das Reale, das gar nicht da ist, fälschlicherweise beziehen? Sofern die Wahrnehmung des nicht daseienden Rauchs trotzdem die Funktion eines Reproduktionsmotivs für die Vorstellung des Feuers erfüllt, unterscheidet Gätschenbergers Definition des natürlichen Zeichens nicht zwischen diesen Arten der erlebten Inhalte. Der Bewusstseinsinhalt erfüllt dieselbe Funktion in Bezug auf andere Inhalte unabhängig davon, ob das Reale vorliegt oder lediglich angenommen wird. Sofern diese Funktion in jedem gegenwärtigen Erlebnis vom Bezugnehmen auf den Gegenstand einer bestimmten Beschaffenheit und letztendlich von den Erfahrungen des Erlebenden abhängt und nicht vom tatsächlichen Vorkommen des Gegenstandes (des natürlichen Zeichens), fragt es sich, ob nicht der Bewusstseinsinhalt die Erkenntnisfunktion des natürlichen Zeichens übernimmt, wenn das Setzen des bezeichnenden Gegenstandes durch den Bewusstseinsinhalt zum Setzen des bezeichneten Gegenstandes führt. Darüber hinaus stellt sich die Frage, was *real* bedeutet.

Das nächste Problem ist mit dem Bewusstwerden eines Bewusstseinsinhalts verbunden, das zum Postulieren eines Gegenstandes des Bewusstseins führt. Was heißt es, sich eines Bewusstseinsinhalts bewusst zu werden? Heißt das, den Inhalt erleben oder erleben, dass er erlebt wird?

Wenn, ferner, eine Zeichenbeziehung auf der Beziehung einer anderen Art gründet, wobei die letztere zu einer bestimmten Klasse von Beziehungen, wie physisch realen, psycho-physisch realen oder geometrischen Beziehungen, gehört, erklärt sich das Bestehen der Zeichenbeziehung durch die Existenz und Unterschiede solcher Klassen. Zwei Fragen stellen sich in diesem Zusammenhang. Erstens, wie sind solche Klassen definiert? Und zweitens, hat jeder, für den die Zugehörigkeit des Weils einer Zeichenbeziehung zu einer dieser Klassen die Beziehung sicher macht, eine eigene Klassifikation der Gründe oder gibt es Gemeinsamkeiten, so dass jedem, der ein Zeichenurteil fällt, dieselbe Klassifikation zur Verfügung steht?

Gätschenberger glaubt, dass man für ein Zeichen eine endliche Reihe von den zu verschiedenen Klassen von Beziehungen gehörenden Weils bestimmen und ein Element einer solchen Reihe durch einen Bezug auf ein anderes Element erklären kann. Ein logisches Weil gibt es zum Beispiel für jedes Zeichen und es lässt sich auf reale Abhängigkeitsverhältnisse gründen (Gätschenberger 1987: 13). Was ist nun verschiedenen Beziehungen und folglich Gegenstandsbereichen gemeinsam und was macht den Begründungsübergang von einem Weil zu einem anderen möglich und notwendig? Wie hängen die Bereiche verschiedener Abhängigkeitsverhältnisse zusammen?

All diese Probleme werden in Gätschenbergers *ΣΥΜΒΟΛΑ* gelöst. Zunächst verzichtet Gätschenberger auf die Terminologie des Bewusstseins. Stattdessen definiert er Wahrnehmungen und Vorstellungen (einige der früheren Arten

der Bewusstseinsinhalte) als Symbole, die Komplexe von Zeichen sind. Das, was Gätschenberger früher Zeichen nannte, wird als Gegenstand, der nicht als Zeichen, sondern als ein Anzeichen oder ein Symptom fungiert, aufgefasst. Die These, dass ein Zeichen eine Erkenntnisfunktion erfüllt, bleibt in der späteren Theorie unangetastet. Sie erlaubt Gätschenberger, die Erkenntnis als Symbolisierung zu betrachten. Denn sofern die Begründung, die sich in Beziehungen zwischen Symbolen realisiert, die Erkenntnis definiert, muss die Erkenntnis ihrerseits eine symbolische Natur haben. Das Symbolisieren besteht in der Konstruktion von Symbolsystemen, deren Aufgabe die Darstellung der Gesamtheit der Gegenstände als eines geordneten Zusammenhangs ist. Die Erkenntnis, die so definiert wird, weist Parallelen zum Aufbau eines Konstitutionssystems von Begriffen, der von Carnap entworfen wird, auf. Im nächsten Abschnitt versuche ich, die Hauptzüge der neuen Theorie Gätschenbergers zu bestimmen.

2. Die Theorie der *ΣΥΜΒΟΛΑ*

2.1 *Semiotische Beziehungen nach Gätschenberger*

Ich stelle Gätschenbergers „Sematologie“ (1920: 226; 1977: 8f.) mit Hilfe der semiotischen Terminologie dar, die von Morris, der wie Carnap auch durch Gätschenbergers Ideen beeinflusst wird und seine Arbeiten insbesondere 1946 im Buch *Signs, Language, and Behavior* (Morris 1971: 109; 377) erwähnt, entwickelt wird.

Das erste der oben genannten Probleme löst Gätschenberger dadurch, dass er jedem Symbol eine materielle Form und einen (ideellen) Bezug auf einen Gegenstand zuschreibt. Er unterscheidet zwischen natürlichen und im Besonderen psychischen Symbolen, die Erlebnisse sind, einerseits und physischen oder künstlichen Symbolen, die gewöhnliche konventionelle Bezeichnungsmittel, wie Sprache, mathematische Notation oder logischen Symbolismus, einschließen, andererseits. Das Gemeinsame der psychischen und physischen Symbole besteht darin, dass sie erstens dieselbe Funktion in Bezug auf die Wirklichkeit erfüllen: Sie „ponieren“ oder setzen Gegenstände (Gätschenberger 1920: 41). Darüber hinaus üben sie Einfluss auf diejenigen, die sie deuten, aus, indem sie Handlungen verursachen und für bestimmte Zwecke verwendet werden. Symbolisieren können sie nur dank ihrer Verbundenheit mit anderen Symbolen derselben Art. Außerdem sind Symbole beider Arten von einer materiellen Substanz abhängig. Psychische Symbole benötigen als ihren Träger einen lebenden Organismus, an dem sie als Vorgänge ablaufen können. Künstliche Symbole können nur mit Hilfe einer Materie, wie Papier und Drucktinte, übertragen und umgeformt werden. Die semiotischen Prinzipien der *ΣΥΜΒΟΛΑ* sind sowohl für psychische als auch für künstliche Symbole formuliert. Nach Gätschenberger ist Symbolisieren eine vierstellige Beziehung: Ein *S y m b o l*, insbesondere ein Erlebnis, symbolisiert einen *G e g e n s t a n d* für jemanden (für einen Interpreten), der einen *I n t e r p r e t a n t e n* des Symbols in Bezug auf einen *B e r e i c h* oder ein System von Symbolen, innerhalb

dessen das Symbol verwendet wird, hat. Der Interpret kann eine einzelne Person, eine wissenschaftliche Gemeinschaft, die Menschheit sein. Das Gegebene ist nach Gätschenberger (1920: 231) ein gegenwärtiges psychisches Symbol, das seinen Gegenstand vermöge seiner Konstitution setzt. Während die frühere Theorie Gätschenbergers ein Erlebnis als ein 3-Tupel der Form (*Erlebender, Gegenstand, Bewusstseinsinhalt*) definiert, ist das Erlebnis nach der Theorie der *ΣΥΜΒΟΛΑ* wegen seiner verschiedenen Beziehungen zu den restlichen Polen der Symbolisierungsrelation ein 3-Tupel der Form (*Interpretant, Gegenstand, Symbolsystem*). Im Fall von Rauch und Feuer könnte die Vorstellung des Feuers die Gestalt (*Weglaufen, das Dasein des Feuers, ein System von Verknüpfungen zwischen psychischen Symbolen, zu denen eine bestimmte Reaktion auf die Wahrnehmung des Daseins des Rauchs gehört*) haben.

Man kann zwischen syntaktischen, semantischen und pragmatischen Beziehungen eines Symbols unterscheiden (Abb. 4).

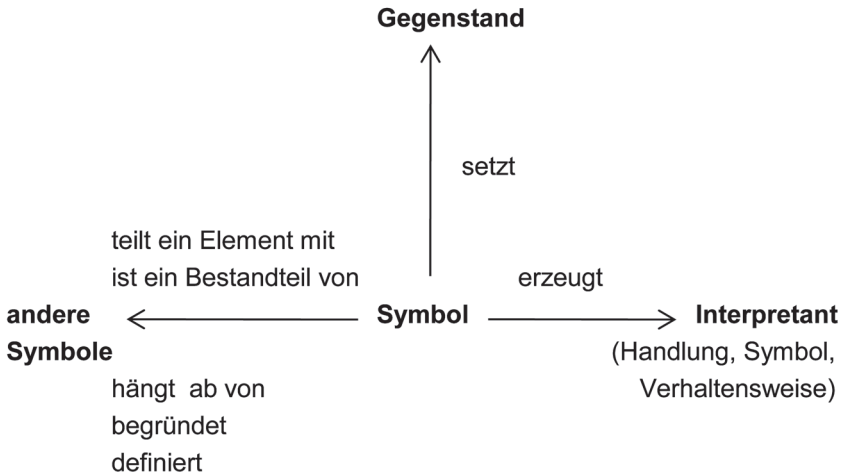


Abb. 4: Semiotische Dimensionen eines Symbols.

Syntaktische Beziehungen umfassen Beziehungen zwischen dem Symbol und anderen Symbolen sowie Beziehungen zwischen Symbolen und Zeichen. Ein Zeichen ist „am Symbol wesentlich beteiligt“, wenn es zu den Elementen gehört, die mindestens zwei Symbole miteinander teilen (Gätschenberger 1920: 203; 271f.). So ist das Wurzelzeichen an dem Symbol der Quadratwurzel einer Zahl wesentlich beteiligt. Die Beziehungen zwischen einem Symbol und anderen Symbolen schließen die Beziehungen einer realen oder kausalen Abhängigkeit zwischen psychischen Symbolen und die Beziehungen der Definition und der Begründung der Gültigkeit zwischen künstlichen Symbolen ein. Die Beziehungen der letzteren Art zeigen, dass ein Symbol gilt, oder können verwendet werden, um zu erklären, warum es gilt (Gätschenberger 1920: 422ff.).

Das zum Beispiel ein semiotisches Gesetz gilt, kann man durch die aus ihm ableitbaren Erfahrungsurteile begründen.

Semantische Beziehungen sind Beziehungen des Setzens. Ein Symbol setzt einen Gegenstand, und ein Zeichen wird zu dem von ihm Bezeichneten als elementares Ponierungsmittel zugeordnet. Die Beziehungen des Setzens kann man nach ihrer Definition unterscheiden. Sie können aus der Zuordnung der Bestandteile des Symbols zu den Bestandteilen des Gegenstandes, der Bestandteile des Symbols zu Merkmalen des Gegenstandes, der Merkmale des Symbols zu den Bestandteilen des Gegenstandes oder der Merkmale des Symbols zu Merkmalen des Gegenstandes resultieren (Gätschenberger 1920: 257). So stellt das Symbol a^b die Operation des Erhebens einer Zahl a in die b -te Potenz nicht durch einen besonderen Bestandteil dar, sondern mit Hilfe eines Merkmals: Das Zeichen für b wird höher gesetzt als das Zeichen der Zahl a . Zeichen und Symbole werden ihrerseits als besondere Gegenstände durch Symbole höherer Ordnung gesetzt.

Pragmatische Beziehungen bestehen zwischen einem Symbol einerseits und anderen Symbolen, Verhaltensweisen und Handlungen, insbesondere Anwendungen des Symbols, andererseits. Das Symbol anwenden heißt, entweder danach zu handeln oder es zum Rechnen, beispielsweise zum Ableiten anderer Symbole, zu benutzen. Pragmatische Beziehungen bestimmen das Verstehen oder Interpretieren des Symbols. Dieses Verstehen realisiert sich dadurch, dass der Interpret einen Gegenstand setzt oder so handelt, als ob der Gegenstand da wäre. Im Fall eines künstlichen Symbols, das von seinem Gegenstand nicht abhängt und ihn einer Regel gemäß setzt, ordnet der Interpret den Gegenstand zum Symbol zu oder setzt ihn als Bestandteil eines Gegenstandszusammenhangs unter dem Einfluss des Symbols selbst sowie derjenigen Symbole, die seine früheren Erfahrungen verkörpern.

Das Symbolisieren folgt Regeln im Fall der künstlichen Symbole und Naturgesetzen im Fall der psychischen Symbole. Wie die Naturgesetze der menschlichen Symbolisierung wirken, hängt nicht nur von den angeborenen Fähigkeiten des Interpreten ab, sondern auch von Erfahrungen, die er im Laufe seines Lebens macht und die in Form physiologischer Verbindungen in dem „Sinnes-Nerven-Muskelnetz“ hinterlegt (Gätschenberger 1920: 157f.; 341ff.) und in einem gegenwärtigen Erlebnis durch natürliche Symbole der Gegenstände früherer Erfahrungen dargestellt werden. Nicht nur psychische, sondern auch physische Symbole werden nicht gesammelt und irgendwo als „gestapeltes Gut“ aufbewahrt: Die Letzteren werden im Gebrauch der Sprache festgehalten (Gätschenberger 1920: 156). Sofern die menschliche Erfahrung von Erziehung abhängt und sozial ist, nimmt die soziale Entwicklung des Menschen an der Formung der physiologischen Verbindungen teil und beeinflusst auf diese Weise die Wirkung der Naturgesetze so, dass sie von der sozialen Steuerung des Gebrauchs der Symbole abhängt. Jede Verwendung eines Symbols ist deswegen durch soziale Verhältnisse definiert. Einer der mächtigsten Faktoren, die die Wirkung der Naturgesetze mitbestimmen, ist der Gebrauch der Sprache. Die Regeln des sprachlichen Symbolisierens, die festlegen, was es in der Welt gibt und wie sich die Dinge zu einander verhalten, werden vom Interpretieren

durch das Lernen der Sprache gelernt. Deswegen kann man annehmen, dass die Welt eines jeden einzelnen Interpreten Gegenstände und Beziehungen enthält, die auch zu der durch *seine* Sprache definierten Welt gehören. Wie seine Welt beschaffen ist, hängt somit davon ab, wie er die Regeln der künstlichen Symbolisierung beherrscht. Das dritte der oben genannten Probleme, nämlich das Problem der geteilten Gründe, findet ihre Lösung, sofern zwei Interpreten, die dieselbe Sprache sprechen, nach denselben Gesetzen und Regeln der Symbolisierung handeln.

Diese Gesetze und Regeln bestimmen Beziehungen zwischen Gegenständen. Es gibt erstens Beziehungen zwischen Bestandteilen von Gegenständen und Gegenständen selbst sowie zwischen Gegenständen und Gegenstandszusammenhängen, die den Beziehungen des Am-Symbol-...-wesentlich-beteiligt-Seins zwischen Zeichen und Symbolen und des Ein-Bestandteil-des-Symbols-...-Seins zwischen Symbolen entsprechen. Sofern Symbole ihrerseits symbolisiert werden und somit zu Gegenständen von Symbolen höherer Ordnung werden können, gehören auch symbolische Zuordnungen zum Bereich der Beziehungen zwischen Gegenständen. Die neue Theorie löst das Problem der Einheit verschiedener Gegenstandsbereiche. Was einen jeden Gegenstand vergleichbar mit jedem anderen Gegenstand macht, ist, dass sie durch Symbole gesetzt werden. Gegenstände verschiedener Bereiche, in die die Welt eingeteilt werden kann, erfüllen dieselbe semiotische Funktion in Bezug auf Symbole, die im Fall ihrer künstlichen Natur zu verschiedenen „Untersprachen“ derselben Sprache (Gätschenberger 1920: 73) gehören können. Die Untersprachen und die Gegenstandsbereiche, die zu ihnen zugeordnet werden, werden von Gätschenberger vor allem in Bezug auf ihre mögliche Anwendung für die Zwecke der wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt definiert. Außerdem unterscheidet Gätschenberger zwischen Ponieren von Gegenständen, Ponieren des Ponierten und Superponieren. Während das Ponieren des Ponierten keine wirkliche Erkenntnis bedeutet, ist das Superponieren für die Erkenntnis der Welt unentbehrlich. Es besteht im Berechnen der Beziehungen zwischen bereits gesetzten Gegenständen und insbesondere Beziehungen zwischen Beziehungen und schafft auf diese Weise die Gegenstände höherer Ordnung. Jedes Rechnen mit Symbolen muss laut Gätschenberger (1920: 403; 1977: 43) umkehrbar sein: Es muss möglich sein, Sätze, die Symbole höherer Ordnung enthalten, in Sätze, die Symbole niederer Ordnung enthalten, zu übersetzen. Die Gegenstände kann man folglich auch aufgrund der Art ihres Setzens voneinander unterscheiden und in Hierarchien ordnen.

Die Bedeutung eines Symbols versteht Gätschenberger erstens als ein Ganzes der syntaktischen und der semantischen Bedeutung. In Abhängigkeit von dem Charakter des Symbols führt Gätschenberger zwei verschiedene Standards der Vollkommenheit des Symbols ein. Der Bereich, in dem sich das Symbol eines Gegenstandes bewährt, oder sein „Bewährungsbereich“ ist sein „Verwendungsbereich“. Dieser Bereich ist durch Symbolzusammenhänge, in denen das Symbol vorkommt, sowie durch seine Verknüpfungen mit den Gegenständen definiert. Der Bereich, in dem sich das Symbol eines „Satzgegenstandes“ bewährt, ist sein „Geltungsbereich“, der seine logischen Beziehungen zu Sym-

holen anderer Satzgegenstände umfasst. Dieser Bereich scheint syntaktische Natur zu haben, aber Gätschenberger (1920: 264) zweifelt, ob man den Geltungsbereich von einem Verwendungsbereich vollständig trennen kann. Sofern Symbole die Funktion der Erkenntnisgründe erfüllen, sind sie darüber hinaus auch pragmatisch bedeutend. Das zeigen künstliche Symbole. Werden sie für die an einen Anderen gerichtete Mitteilung der Gründe für eine bestimmte Annahme verwendet, erfüllen sie eine begründende Funktion. Dass Gätschenberger den Symbolen auch eine pragmatische Bedeutung zuspricht, manifestiert sich in seiner Behauptung, dass ein Symbolsystem, das aufbewahrt werden soll, zum Zweck einer Mitteilung aufbewahrt wird und deswegen aus schriftlichen künstlichen Symbolen bestehen muss (Gätschenberger 1920: 384).

Bei der Formulierung seiner semiotischen Theorie verfolgt Gätschenberger vor allem zwei Ziele: eine Erkenntniskritik und den Beweis dessen, dass die Erkenntnis kein Abbilden der Welt ist, sondern in ihrem Symbolisieren besteht, anzubieten. Dass der Interpret ein Symbol für einen Gegenstand besitzt, bedeutet, dass er den durch das Symbol gesetzten Gegenstand kennt. Dass das Symbol zusammengesetzt ist, bedeutet, dass es seine Bestandteile mit anderen Symbolen teilt und auf diese Weise eine bestimmte Funktion im Symbolisieren der Welt als eines Ganzen erfüllt. Durch das Symbol wird der Gegenstand in die Welt als ihr Bestandteil eingeordnet, und der Interpret richtet sich in seinen Handlungen nach dieser Einordnung. Das Symbol ist entweder tauglich für die praktischen Zwecke des menschlichen Lebens, nämlich für die Zwecke des Interpreten, der das Symbol besitzt, oder nicht. Erweist sich das Symbol als tauglich, kann man das Symbolisierte als wirklich betrachten. Die Welt als das, was man kennt, besteht aus Satzgegenständen und kann durch ein Satzsystem dargestellt werden. Ein solches System, das das Wissen von der Welt verkörpert, kann man ebenfalls erkennen (verstehen), wenn man die Symbole des Systems und ihre Beziehungen entsprechend symbolisiert.

Einer der wenigen Kritiker der Theorie Gätschenbergers, Lorenz, glaubt, dass Gätschenberger die Erkenntnis von einem monologischen Standpunkt aus betrachtet. Dass Gätschenberger Erlebnisse als Symbole auffasst, mache seine Semiotik zu einem „semiotischen Cartesianismus“ (Lorenz 1977: XIIIff.), der das Symbolisieren in der Terminologie der Individualpsychologie behandelt. In der Tat, sofern die Symbolisierung eines materiellen Trägers bedarf, kann man die Erkenntnis als Erkenntnis eines einzelnen Erlebenden beschreiben, der eigene psychische Symbole für Gegenstände aller Arten hat. Mindestens eine Erwiderung bietet sich in diesem Zusammenhang an. Soziale Beziehungen definieren sowohl die Regeln, die das Zuordnen von Gegenständen zu künstlichen Symbolen leiten, als auch die Naturgesetze, die die Symbolisierung in der Form von Erlebnissen beherrschen. Deshalb können die semiotischen Beziehungen des Symbols, das vom Interpreten produziert wird, und folglich der durch das Symbol gesetzte Gegenstandszusammenhang nicht unabhängig von den Beziehungen des Interpreten zu anderen Interpreten bestimmt werden.

2.2 Die „Konstitution“ der psychischen Symbole

Sofern Erkenntnis im Symbolisieren besteht, muss jedes Urteil über die Erkenntnis eine Umformulierung in der Terminologie symbolischer Beziehungen zulassen. Um diese Annahme zu stützen, muss Gättschenberger vor allem die Frage nach der Natur des Gegebenen beantworten. Gättschenbergers Gegebenes ist vom Gegebenen traditioneller Erkenntnistheorien verschieden. Als Symbol ist es durch seine semiotischen Dimensionen bestimmt und ist deswegen kein formloser Stoff, der erst durch Begriffe geformt wird. Was der Formung unterliegt, ist der Gegenstand. Einen Gegenstand setzen heißt, ihn in Beziehungen zu anderen Gegenständen bringen und auf diese Weise seine Form bestimmen. Das Gegebene kann zum Gegenstand einer Formung erst dann werden, wenn es selbst symbolisiert und somit in einen Gegenstand verwandelt wird. Dass eine solche Verwandlung das Absehen von allen semiotischen Dimensionen des Symbols bedeuten könnte, ist für Gättschenberger nicht vorstellbar. Selbst wenn man das Gegebene als einen Vorgang betrachtet, kann man es nicht ohne Bezug auf seine symbolischen Funktionen in seine Bestandteile zerlegen. Der Erklärung dieses Charakters des Gegebenen dient in den *ΣΥΜΒΟΛΑ* erstens der Begriff der Konstitution des Gegebenen und zweitens die Beschreibung der Rolle des Gegebenen bei der Begründung der Satzsysteme. Ich werde den Begriff der Konstitution des Gegebenen in diesem und im nächsten Teilabschnitt des zweiten Abschnittes des Aufsatzes betrachten und die „demonstrierende“ Funktion des Gegebenen im dritten Abschnitt.

Das Gegebene ist einmalig, sofern zwei Erlebnisse, die denselben Gegenstand symbolisieren, immer verschieden sind. Betrachtet man ein Erlebnis als einen Vorgang, unterscheiden sich zwei beliebige Erlebnisse voneinander in Hinblick sowohl auf ihren „Inhalt“ (die Empfindungen, die ihre Teile bilden) als auch auf ihre Form (die Art des Zusammenhangs der Empfindungen) (Gättschenberger 1920: 333). Wenn das Gegebene eine Erkenntnis ist, muss erklärt werden, wie einmalige momentane Erlebnisse ihre eigene Partikularität überschreiten können oder das Wissen von der Welt mit ihrer Gesetzmäßigkeit und ihren Zusammenhängen erzeugen. Ein Erlebnis fungiert als Symbol kraft folgender Merkmale. Erstens stellt es etwas von ihm Verschiedenes dar, nämlich einen Gegenstand oder einen Gegenstandszusammenhang, wobei derselbe Gegenstand von zwei verschiedenen Symbolen, die dieselben Handlungen hervorrufen, dargestellt werden kann. Darüber hinaus besitzen alle Erlebnisse eine einheitliche Konstitution: Sie enthalten eine Reizkomponente, eine Reflexkomponente und einen „Rahmen“. Dank dieser Konstitution bestimmen die Erlebnisse invariante Momente der Erkenntnis, nach denen der erlebte Gegenstand in einen Gegenstandszusammenhang eingeordnet und somit als daseiender, bestimmte Qualitäten aufweisender und in gewissen Beziehungen zu anderen Gegenständen stehender definiert wird. Die Konstitution des Gegebenen verkörpert die Wirkung der Gesetze, die das Symbolisieren leiten.

Gättschenberger verwendet den Begriff *Symbol* statt *Zeichen*, um zu betonen, dass die Erkenntnis nur durch Setzen der Gegenstände in Beziehungen zueinander möglich ist. Ein Symbol, das ein Komplex ist, enthält als seine

Bestandteile Symbole oder Zeichen einerseits und ihre Ordnung andererseits. Welches sind die Bestandteile eines psychischen Symbols? Jedes Erlebnis ist laut den *ΣΥΜΒΟΛΑ* entweder eine Wahrnehmung oder eine Vorstellung. Es ist ein Vorgang, der Dauer hat, und ein zusammengesetztes Symbol eines Gegenstandes, der seinerseits auch zusammengesetzt ist. Betrachtet man ein Erlebnis als einen Vorgang, ist jeder seiner Bestandteile ein Aggregat von Empfindungskomplexen, die ebenfalls Vorgänge sind. Empfindungen, die die Empfindungskomplexe bilden, werden für gewöhnlich durch dieselben Sinnesorgane erzeugt, aber können verschiedene Gegenstände haben. So kann der Gegenstand einer visuellen Empfindung Farbe oder Helligkeit sein. Der Gegenstand der Empfindung wird nicht durch sie gesetzt, sondern ist ihre Ursache (Gätschenberger 1920: 72). Deswegen ist eine Empfindung kein Symbol. Sie ist ein irreduzibler Bestandteil eines Erlebnisses, der selbst kein Erlebnis und folglich keine Erkenntnis ist (Gätschenberger 1920: 327). Beziehungen des Aufeinanderfolgens und der Koexistenz zwischen Empfindungskomplexen sind nicht symbolisch. Jedes Erlebnis ist dagegen ein Symbol, das etwas, was von ihm selbst verschieden ist und auch durch ein anderes Symbol dargestellt werden kann, darstellt. Jedes Erlebnis hat zwei Dimensionen, die das durch es Gesetzte definieren. Diese sind einerseits ein Symbol dessen, was erlebt wird, und andererseits „Dispositionen“, die Symbole für den Ort und die Zeit des Erlebnisses

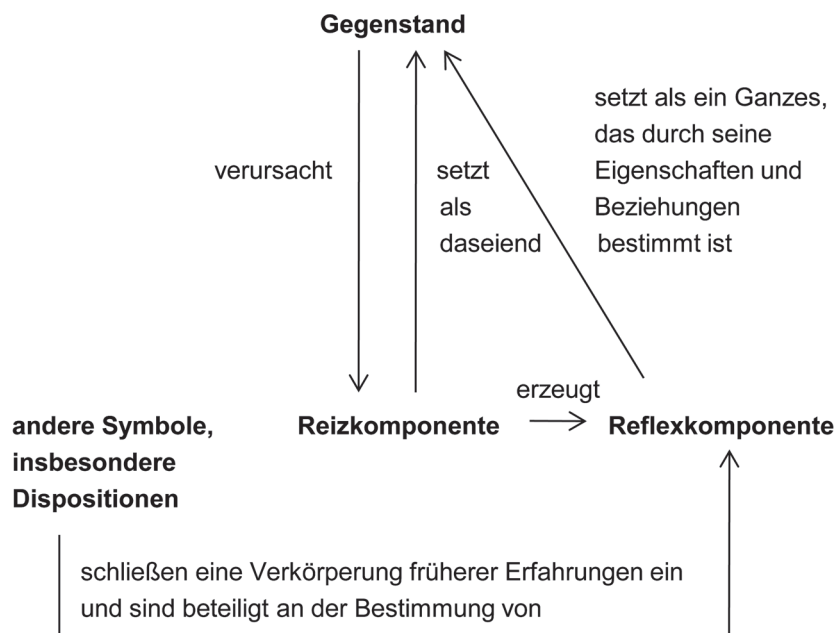


Abb. 5: Semiotische Beziehungen zwischen verschiedenen Komponenten eines Wahrnehmungserlebnisses.

sowie für den Erlebenden einschließen. Dispositionen bilden den „Rahmen“ des Erlebnisses (Gätschenberger 1920: 306). Sie verkörpern frühere Erfahrungen und bestimmen die Verbindungen zwischen dem gegenwärtigen Erlebnis und Erlebnissen, die ihm folgen werden, mit. Der psychische Rahmen vertritt den physischen Rahmen und kann deswegen selbst als ein besonderes Symbol betrachtet werden. Ein Symbol dessen, was erlebt wird, enthält eine Reiz- und eine Reflexkomponente, wobei die letztere die Reaktion auf den Reiz ist. Die Reflexkomponente wird sowohl durch die Reizkomponente als auch durch den Rahmen erzeugt. Im Fall eines Wahrnehmungserlebnisses hängt seine Reizkomponente von einem äußeren Reiz ab, der Empfindungen auslöst. Die Reizkomponente symbolisiert das Dasein des Gegenstandes, der die Wahrnehmung verursacht. Die Reflexkomponente symbolisiert denselben Gegenstand als eine Gesamtheit verschiedener Eigenschaften und Beziehungen zu anderen Gegenständen. Die Beziehung zwischen Reizkomponente, Reflexkomponente und Rahmen sowie die Beziehungen zwischen jeder dieser Komponenten und dem Erlebnis, dessen Bestandteile sie sind, sind symbolisch (siehe Abb. 5). Die Reizkomponente und der Rahmen bestimmen die Reflexkomponente als ihre Ursachen, und sie fungiert als ihr Interpretant. Das gesamte Erlebnis hat ebenfalls einen Interpretanten. Die Verbindungen zwischen den Bestandteilen eines Erlebnisses sowie zwischen Erlebnissen, die aufeinander folgen, sind zweckmäßig, sofern sie dem Interpreten zum Überleben und zur besseren Orientierung in der Welt dienen (Gätschenberger 1920: 314). Der Zusammenhang der Komponenten wird durch die Naturgesetze der Symbolisierung geregelt.

2.3 Das Gegebene als Vorgang und die symbolische Funktion des Gegebenen

Wegen der Konstitution des Gegebenen ist der Gegenstand der Wahrnehmung dadurch bestimmt, wie er sich zu mir und meiner Umgebung hier und jetzt verhält und was seine Natur ist. Die Konkretisierungen dieser Bestimmungen sind allgemeine Gesichtspunkte, unter die der Gegenstand eingeordnet wird. Solche Gesichtspunkte können selbst als Gegenstände gesetzt werden. Ihre Anwendung ist dank dem gesetzmäßigen Charakter der symbolischen Beziehungen zwischen der Reiz- und der Reflexkomponente des Gegebenen möglich. Die Erfahrung lehrt den Interpreten, einen gewissen Reiz mit einer bestimmten Reaktion zu verbinden. In jedem einzelnen Erlebnis überträgt der Interpret die Eigenschaften solcher bestehender Verbindungen auf die von ihm gesetzten Gegenstände: Sobald er einen Reiz empfindet, identifiziert er den Gegenstand als einen solchen, der für gewöhnlich als Reaktion auf einen so beschaffenen Reiz gesetzt wird (Gätschenberger 1920: 343f.). Metaphorisch gesprochen leitet der Interpret die Eigenschaften des Gegenstandes von den Eigenschaften der Reizkomponente des Erlebnisses einerseits und den Eigenschaften des Zusammenhangs zwischen einer so gearteten Reizkomponente und der Reaktion, die auf eine sol-

che Reizkomponente für gewöhnlich folgt, andererseits ab. Die Eigenschaften der Reizkomponente bestehen in einem besonderen Charakter der Empfindungen, die durch den Reiz ausgelöst werden. Die Eigenschaften des Zusammenhangs zwischen den Komponenten des Erlebnisses charakterisieren ihn als einen Zusammenhang zwischen jener Art der Empfindungen und einem bestimmten Typ der Reaktion in der Form von Empfindungen einer anderen Art. Wenn der Interpret so reagiert, wie es ihm seine Gewohnheit vorschreibt, setzt er den Gegenstand in dessen qualitativen Bestimmtheit. Es gibt keine Ableitung im wörtlichen Sinn, sofern der Interpret keine Symbole für die Eigenschaften der Reizkomponente des Erlebnisses oder für die Eigenschaften des Zusammenhangs zwischen ihr und der Reaktion auf sie braucht, um den Gegenstand zu setzen.

Gätschenberger beschreibt das Setzen des Gegenstandes eines gegenwärtigen Erlebnisses als eine Reihe von Zuordnungen. Ich biete eine Rekonstruktion dieser Beschreibung an. Ein Erlebnis entsteht, sobald das „Sinnes-Nerven-Muskelnetz“ eine Zustandsveränderung erleidet. Bei einer solchen Veränderung wird eine Zellgruppe des Netzes entweder direkt oder reflektorisch erregt. Ich betrachte ein Wahrnehmungserlebnis, das sich von der Vorstellung dadurch unterscheidet, dass es durch einen äußeren Reiz verursacht wird, und benutze das Instrumentarium eines modalen Prädikatenkalküls mit den auf Individuen verschiedener Arten definierten Prädikaten und einem modalen Operator W .

Ich verwende die Individuenkonstanten $a, b, \dots$ für direkt erregte und $\alpha, \beta, \dots$ für reflektorisch erregte Zellgruppen, die Individuenvariable g für eine beliebige Zellgruppe. Auf Individuen dieser Art sind Prädikate $ED_t(\dots)$ (*Die Zellgruppe ... ist direkt erregt zum Zeitpunkt t_i*) und $ER_t(\dots)$ (*Die Zellgruppe ... ist reflektorisch erregt zum Zeitpunkt t_i*) definiert.

Den Wertebereich der Individuenvariablen $x, y, \dots$ bilden die Gegenstände, die als Bestandteile der Satzgegenstände durch die Wahrnehmung gesetzt werden. Als Individuenkonstante für einen solchen Gegenstand verwende ich d . Auf den Individuen dieser Art sind Prädikate $A(\dots), B(\dots), \dots$, die für Eigenschaften solcher Individuen stehen, definiert. Die Prädikatenvariable $Q(\dots)$ wird für *Der Gegenstand ... hat eine bestimmte Eigenschaft* verwendet.

Die Individuenvariable o verweist auf einen beliebigen räumlichen Ort, während o_i zum Bezeichnen eines bestimmten Ortes dient. Auf Paaren von Individuen, die einen Bestandteil eines gesetzten Satzgegenstandes einerseits und einen Ort andererseits enthalten, ist die Relation $\dots R_i \dots$ (*Der Gegenstand ... ist am Ort ...*) definiert.

Der Operator $W_{t_i}(\dots)$ (*Der (Satz-)Gegenstand ... wird zum Zeitpunkt t_i wahrgenommen (durch Wahrnehmung gesetzt)*), wird auf Sätze, die für Satzgegenstände stehen, angewandt.

Ich verwende $\rightarrow$ für *wenn ..., dann ...*, $\wedge$ für *... und ...*, $\sim$ für *nicht ...* und $\Diamond$ für *es ist möglich, dass ...*

Bei der Definition der Prädikatenkalküle, die eine Logik der Wahrnehmung beschreiben sollen, wird manchmal zwischen zwei Arten von Quantoren unterschieden (siehe Hintikka 1969: 151ff., Niiniluoto 1979). Ich möchte von dieser

Möglichkeit sowie von der Betrachtung der Sätze der Gestalt $\exists x[W_{t_i}(\dots)]$ absehen und nur einen Existenzquantor verwenden. Dabei nehme ich an, dass man von der Wahrnehmung der Existenz eines Gegenstandes auf die Existenz des wahrgenommenen Gegenstandes nicht schließen kann. Ich schlage folgende Lesart für die Ausdrücke, in denen der Existenzquantor vorkommt, vor:

$\exists g[ED_{t_i}(g)]$ bedeutet *Mindestens eine Zellgruppe wird zum Zeitpunkt t_i direkt erregt*,
 $W_{t_i} \{ \exists x[A(x)] \}$ bedeutet *Zum Zeitpunkt t_i wird wahrgenommen, dass etwas A ist*,
 $W_{t_i} [\exists x(xR_o)]$ bedeutet *Zum Zeitpunkt t_i wird wahrgenommen, dass sich etwas am Ort o_i befindet*.

Ich verwende darüber hinaus das Zeichen $\Rightarrow$ zur Darstellung eines Abhängigkeitsverhältnisses zwischen natürlichen Symbolen (Wahrnehmungen) und benutze die von Lewis angebotene Definition der strikten Implikation, um dieses Verhältnis zu charakterisieren. Lewis (1918: 293) beschreibt die Wahrheitsbedingungen einer strikten Implikation durch die Gültigkeit des Satzes $\sim \Diamond(p \wedge \sim q)$. Ich lese einen Satz der Gestalt $p \Rightarrow q$, der $\sim \Diamond(p \wedge \sim q)$ bedeutet und Sätze p und q enthält, als q ist ein Grund von p , wobei *Grund sein* nicht *begründen*, das auf künstliche Symbole angewandt wird, heißt. Die Aussagevariablen u und v verwende ich für Satzgegenstände.

Eine jede Zuordnung folgt den Gesetzen, die fordern, dass die Eigenschaft A einem Gegenstand dann zugeschrieben wird, wenn die Zellgruppe α reflektorisch erregt wird, sofern die Zellgruppe a direkt erregt wurde. Von der Tatsache, dass das Aufeinanderfolgen der Erregungen einen temporalen Unterschied bedeutet, werde ich absehen und die Erregungen sowie Erlebnisbestandteile, die zum selben Erlebnis gehören, als ungefähr gleichzeitig betrachten, so dass *Zeitpunkt* eher als *Zeitabschnitt, in dem die Setzung eines Gegenstandes erfolgt* zu verstehen ist. Die Gesetze der Symbolisierung können durch folgende Implikationen, deren Gültigkeit auf die Erwachsenen beschränkt werden muss, dargestellt werden:

1. Eine direkte Erregung einer Zellgruppe zum Zeitpunkt t_i impliziert eine reflektorische Erregung der entsprechenden Zellgruppe zum selben Zeitpunkt. Es gelten Implikationen

$$ED_{t_i}(a) \rightarrow ER_{t_i}(\alpha), ED_{t_i}(b) \rightarrow ER_{t_i}(\beta), \dots,$$

aber nicht die konversen Implikationen, sofern dieselbe reflektorische Erregung durch die Erregung einer anderen Zellgruppe im Fall einer Vorstellung verursacht werden könnte.

2. Eine direkte Erregung einer bestimmten Zellgruppe ist charakteristisch für die Wahrnehmung im Gegensatz zur Vorstellung und konstituiert den materiellen Aspekt der Reizkomponente der Wahrnehmung,

die als Symbol fungiert. Deswegen folgt aus der Wahrnehmung dessen, dass der wahrgenommene Gegenstand bestimmte Eigenschaften besitzt sowie da ist (dass sich etwas an einem Ort zum Zeitpunkt t_i befindet), dass eine Zellgruppe zum selben Zeitpunkt direkt erregt wird:

$$W_{t_i} \{ \exists x [Q(x)] \} \rightarrow \exists g [ED_{t_i}(g)], W_{t_i} [\exists x, o (xR_r o)] \rightarrow \exists g [ED_{t_i}(g)].$$

3. Eine reflektorische Erregung einer bestimmten Zellgruppe konstituiert den materiellen Aspekt der Reflexkomponente der Wahrnehmung, die ihrerseits als ein Symbol fungiert. Deswegen folgt aus der Wahrnehmung dessen, dass der wahrgenommene Gegenstand bestimmte Eigenschaften besitzt, dass die entsprechenden Zellgruppen reflektorisch erregt wurden. Sowohl die Implikationen

$$W_{t_i} \{ \exists x [A(x)] \} \rightarrow ER_{t_i}(\alpha), W_{t_i} \{ \exists x [B(x)] \} \rightarrow ER_{t_i}(\beta), \dots$$

als auch die Implikationen

$$(ER_{t_i}(\alpha) \rightarrow W_{t_i} \{ \exists x [A(x)] \}) \rightarrow ED_{t_i}(a), (ER_{t_i}(\beta) \rightarrow W_{t_i} \{ \exists x [B(x)] \}) \rightarrow ED_{t_i}(b), \dots$$

sind gültig.

4. Wegen der Möglichkeit einer gleichzeitigen reflektorischen Erregung verschiedener Zellgruppen folgt daraus, dass demselben Gegenstand durch Wahrnehmung verschiedene Eigenschaften gleichzeitig beigelegt werden, die Tatsache einer gleichzeitigen reflektorischen Erregung. Gültig ist die Implikation

$$W_{t_i} \{ \exists x [A(x) \wedge B(x) \wedge \dots] \} \rightarrow ER_{t_i}(\alpha) \wedge ER_{t_i}(\beta) \wedge \dots$$

Gätschenberger betrachtet den Gegenstand eines jeden einzelnen Wahrnehmungserlebnisses als zusammengesetzt und schließt die Möglichkeit aus, dass dasselbe Erlebnis verschiedene Gegenstände setzen könnte.

5. Den Zusammenhang zwischen dem Rahmen, der Reiz- und der Reflexkomponente eines Wahrnehmungserlebnisses kann man durch die Implikationen

$$W_{t_i} \{ \exists x [Q(x)] \} \rightarrow W_{t_i} [\exists x, o (xR_r o)], W_{t_i} [\exists x (xR_r o_i)] \rightarrow W_{t_i} [\exists x, o (xR_r o)]$$

ausdrücken. Wird ein auf eine bestimmte Weise beschaffener Gegenstand durch ein Wahrnehmungserlebnis gesetzt, wird auch wahrgenommen, dass etwas da (an einem Ort) ist. Wird durch die Einwirkung der Dispositionen (des Rahmens) der Ort eines wahrgenommenen Gegenstandes definiert, wird der Gegenstand als daseiend wahrgenommen.

Die Implikationen unter 1 beschreiben die Beziehung zwischen verschiedenen Zuständen des materiellen Trägers der Wahrnehmung. Die Implikationen unter 2–4 stellen das Symbolisieren als einen Vorgang, der einen materiellen Träger hat, dar und definieren die materiellen Aspekte des Erlebnisses als notwendige Bedingungen der Symbolisierung. Die Implikation 5 beschreibt die Beziehung zwischen den Komponenten des Wahrnehmungserlebnisses, die als Symbole aufgefasst werden. Die Implikationen charakterisieren die Wahrnehmung als eine Art propositionaler Einstellung, die aus der Sicht des Beobachters der materiellen Zustände des Erlebenden sowie seiner Handlungen beschrieben wird und nicht auf eine andere kognitive Beziehung reduziert werden kann. Die Vereinbarkeit dieser Handlungen mit den (üblichen) Reaktionen auf den durch die Wahrnehmung gesetzten Gegenstand könnte man als eine Definition der Wahrheitsbedingungen des entsprechenden Satzes über die Wahrnehmung ansehen. Der Gegenstand, der durch die Wahrnehmung gesetzt wird, ist ein Satzgegenstand der Form *das P-sein von S*, wobei das Setzen des Bestehens

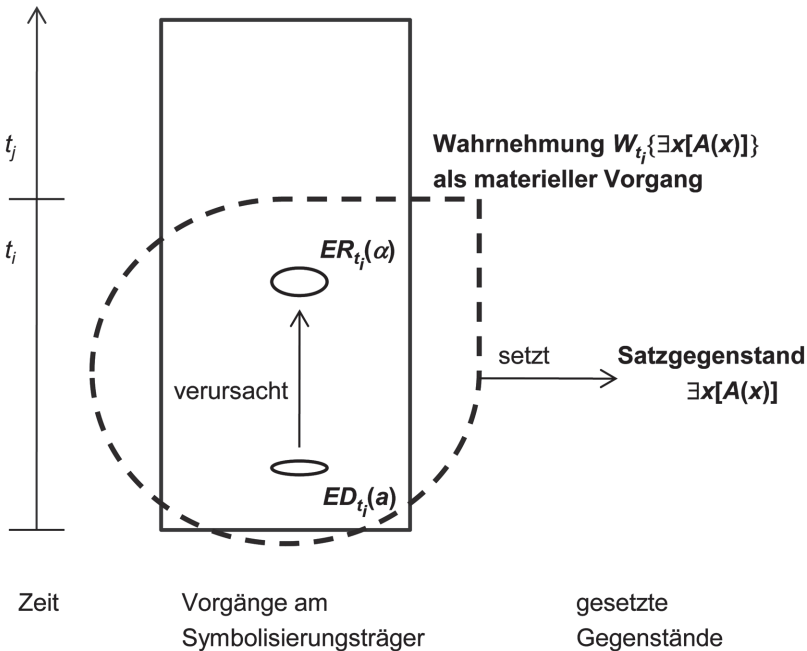


Abb. 6: Wahrnehmung als materieller Vorgang und als Symbol.

einer Beziehung zwischen verschiedenen Gegenständen ebenfalls denkbar ist. Der Zusammenhang zwischen materiellen Aspekten des Wahrnehmungserlebnisses und seiner symbolischen Funktion ist für den Fall, dass das *A*-sein von etwas wahrgenommen wird, auf der Abb. 6 dargestellt.

Die *Logik* der Wahrnehmung, die ein Wahrnehmungserlebnis vom Gesichtspunkt seiner Verbindungen mit den anderen Erlebnissen derselben Art aus und nicht als einen Vorgang fasst, kann man durch eine Reihe von Axiomen darstellen. Es gelten folgende Axiome:

$$\text{i. } W_{t_i} [Q(d)] \Rightarrow W_{t_i} [\exists o(dR_r o)]$$

$$\text{ii. } W_{t_i} (u \wedge v) \Rightarrow W_{t_i} (u) \wedge W_{t_i} (v)$$

$$\text{iii. } W_{t_i} (u) \wedge W_{t_i} (v) \Rightarrow W_{t_i} (u \wedge v).$$

3. Gätschenberger über die Sprache des „Gegebenen“

Gätschenberger (1920: 73) definiert verschiedene Systeme künstlicher Symbole, die innerhalb eines umfassenderen Systems unterschieden werden können, als dessen Untersprachen. Die Gegenstandsbereiche zweier Untersprachen können zusammenfallen oder sich schneiden. Schneiden sie sich, kann man Symbole einer der Untersprachen durch Symbole der anderen ersetzen. Ist eine Ersetzung für ein jedes Symbol der beiden Untersprachen möglich, kann man diese Untersprachen als „mathematisch“ bezeichnen. Die Gegenstandsbereiche zweier mathematischer Untersprachen sind vollständig symbolisiert und fallen zusammen. Ist eine solche unbeschränkte Ersetzung nicht möglich, sind die Untersprachen „unmathematisch“ (Gätschenberger 1920: 77ff.). Ihre Gegenstandsbereiche schneiden sich, und sind nicht vollständig symbolisiert in der Gegenwart, aber könnten dank dem wissenschaftlichen Fortschritt irgendwann vollständig symbolisiert werden. Die Sprache des Gegebenen gehört zur Sprache der Zeichen, die ihrerseits als Korrelat der Sprache der Gegenstände oder des Bezeichneten („des Geforderten“) fungiert. Die Sprache der Zeichen und die Sprache des Bezeichneten sind Untersprachen der Sprache, die von der Erkenntnistheorie als einen ihrer Zweige enthaltenden Semiotik („Sematologie“) verwendet wird. Die beiden Untersprachen sind unmathematisch, sofern ihre Gegenstandsbereiche nicht vollständig definiert sind (Gätschenberger 1920: 89). Gätschenberger (1920: 89; 164f.; 451f.) behauptet, dass die Definition des Gegenstandsbereichs der Sprache des Bezeichneten der Definition des Gegenstandsbereichs der Sprache der Zeichen vorhergehen muss, so dass letztendlich die Sprache des Gegebenen einige Begriffe der Sprache der Gegenstände enthält. Wie kann man diese Forderung erklären?

Ihre Hauptquelle ist der Begriff des Symbols. Einer derjenigen, der die gegenseitige Abhängigkeit der beiden Sprachen erklärt, ist Morris. In seiner Schrift *Foundations of the Theory of Signs* (1938) behauptet er (1971: 23; 56; 63),

dass sich einige semiotische Termini nicht mit Hilfe der Begriffe nur eines der drei Zweige semiotischer Untersuchungen (Syntax, Semantik, Pragmatik) definieren lassen. In dieser Hinsicht teilt er die Vorstellungen Gätschenbergers von den Untersprachen der Sprache der Semiotik, die als Sprachen verschiedener Zweige semiotischer Untersuchungen verstanden werden können.

Gätschenberger (1920: 360) selbst schreibt, dass „wir das Gegebene viel zu wenig beschreiben können und die Symbolbeziehungen zu wenig durchschauen, um uns einer Sprache des Gegebenen bedienen zu können“. Wenn meine Darstellung der Gesetze der Symbolisierung und der Axiome der Logik der Wahrnehmung eine korrekte Rekonstruktion der Theorie Gätschenbergers ist, zeigt sie, dass das Gegebene als Symbol sowohl durch seine materiellen Charakteristika als auch durch die kognitive Funktion der Gegenstandssetzung definiert ist. Die materiellen Aspekte des Gegebenen, zu denen Zellgruppenzustände und Empfindungsvorgänge gehören, sind nicht symbolischer Natur. Sie gehören nicht zu den semiotischen Dimensionen des Symbols, dessen Aspekte sie sind und das seinerseits ein durch sie gebildetes Ganzes ist, und werden durch es nicht gesetzt. Sie sind eher die Bedingungen der Symbolisierung. Man beschreibt sie durch die Sprache der Gegenstände, die Symbole für die erregten Zellgruppen und für die Eigenschaften, die ihnen zugeordnet werden und bei dieser Zuordnung als Gegenstandsbestimmungen fungieren, enthält, und kann sich auf die Terminologie der Sprache des Gegebenen, die nur von psychischen Symbolen handelt, nicht beschränken. Das Gegebene als Symbol, das nicht zustande kommt, wenn diese Bedingungen nicht erfüllt sind, kann man weder ausschließlich in der Terminologie der Symbole noch ausschließlich in der Terminologie deren materiellen Bedingungen beschreiben.

Darüber hinaus wird das Gegebene, während es erlebt wird, von anderen Erlebnissen oder seinen eigenen Bestandteilen und materiellen Aspekten nicht unterschieden. Der Interpret kann das Gegebene in eine Beziehung zu dessen symbolischen und materiellen Bestandteilen (*In dieser Wahrnehmung eines Apfels ist eine Rotempfindung mit diesem, von mir beschreibbaren Ortsymbol verknüpft*) und zu anderen Erlebnissen nur dann setzen, wenn er das Gegebene nicht mehr erlebt und es seinerseits zum Gegenstand eines der nachfolgenden Erlebnisse wird. Sofern das Erlebnis einen Zeitcharakter hat, kann man die Bestandteile des Erlebnisses als eine zeitliche Abfolge bildende voneinander unterscheiden. Was ein bestimmtes Muster der zeitlichen Abfolge verursacht, ist aber die Art und Weise, auf die der Gegenstand des Erlebnisses gesetzt wird. Während die Reizkomponente des Erlebnisses ihn als Daseienden erfasst, stellt ihn die Reflexkomponente in seinen verschiedenen qualitativen Bestimmungen und Beziehungen dar. Wird ein Erlebnis als Ganzes zum Gegenstand eines anderen Erlebnisses, wird es auch durch seinen Gegenstand von dem letzteren unterschieden. Deswegen und sofern nur ein hochentwickeltes menschliches Wesen einer Reflexion über seine Erlebnisse fähig ist, setzt nicht nur die zur Definition des Gegebenen erforderliche Unterscheidung der Bestandteile eines psychischen Symbols, sondern auch eine Mitteilung des Interpreten über das Gegebene eine Symbolisierung der von Sym-

holen verschiedenen Gegenstände und folglich eine Sprache des Geforderten voraus.

Ist es denkbar, dass man verschiedene Mittel der Bestimmung der Beschaffenheit der Gegenstände in der Terminologie des Gegebenen definieren kann? Diese Möglichkeit wird angenommen. So schlägt Gätschenberger vor, Zeit als einen Gegenstand zu betrachten, den man durch den Bezug auf die im Erlebnis stattfindenden Vorgänge definieren kann. Verschiedene Zeitabschnitte könnten durch die Intensität der Empfindung und ihre Veränderung, die somit als Zeitzeichen fungierten, dargestellt werden (Gätschenberger 1920: 104). Dieses Beispiel zeigt, dass man das Gegebene Gätschenbergers als einen Gegenstand, den man zur Definition anderer Gegenstände nutzen kann, betrachten könnte. Die Sprache des Gegebenen könnte man ohne Bezug auf die Sprache des Geforderten definieren und zum Beschreiben der aus dem Gegebenen konstruierbaren Gegenstände verwenden. Sieht man von den durch einzelne Erlebnisse gesetzten Gegenständen ab und ordnet die Erlebnisse nach ihren Beziehungen zu anderen Erlebnissen an, scheint die Konstruktion eines dem Carnapschen Konstitutionssystem der Begriffe ähnlichen Begriffssystems (oder Gegenstandszusammenhangs) möglich zu sein. Eine solche Konstruktion bedeutet das Abstrahieren von allen semiotischen Beziehungen eines Erlebnisses mit Ausnahme syntaktischer Beziehungen, die durch das Abstrahieren zu Gegenstandsbeziehungen werden.

Es gibt allerdings einen Grund zum Ausschließen auch dieser Möglichkeit. Dieser Grund ist die Rolle, die Gätschenberger dem Gegebenen in Bezug auf die Satzsysteme, die das Gewusste darstellen, zuschreibt. Gätschenberger unterteilt die konstruierbaren Symbolsysteme in Klassensysteme und Satzsysteme. Klassensysteme muss man mit den Mitteln der Algebra der Logik konstruieren, die voraussetzt, dass Gegenstände verschiedene Merkmale haben und durch logische Produkte solcher Merkmale definiert werden. Der Zweck der Konstruktion eines Klassensystems ist die Entdeckung fundamentaler Merkmale der Gegenstände. Solche Merkmale sind notwendig, um die Wirklichkeit zu beschreiben, und werden von den Gegenständen aufgewiesen, deren Symbole sich in jedem Satzsystem ohne jegliche Einschränkung bewähren. Sobald die fundamentalen Merkmale der Gegenstände festgestellt sind, wird das Klassensystem entbehrlich. Dessen Formulierung dient letztendlich dem Aufbau eines Satzsystems, das durch die Logik der Inhaltsbeziehungen beherrscht wird. Gätschenberger identifiziert diese Art der Logik mit einer Gesamtheit der Kalküle aller möglichen Beziehungen und betrachtet sie als Gegenteil der extensionalen Klassenlogik. Ein Satzsystem sagt, was ein Gegenstand, dessen Merkmale durch das entsprechende Klassensystem festgehalten werden, macht: Es beschreibt ihn als Träger der Bedingungen, deren Folgen das System zeigt. Jedes anwendbare reale Satzsystem ist ein Bestandteil eines idealen Satzsystems, das seinerseits nur von den Gegenständen handelt, die die Wissenschaft nicht entbehren kann, und muss als ein begründendes System aufgebaut werden. Ein solches System muss erstens Sätze einschließen, die als Axiome fungieren. Darüber hinaus muss es Sätze enthalten, die aus den Axiomen ableitbar sind und ihrerseits Gesetze und Erfahrungssätze, die indi-

viduelle Gesetzesanwendungen darstellen, umfassen. Als Gesetzesanwendungen müssen Erfahrungssätze von den einzelnen Realisierungen gesetzmäßiger Verbindungen zwischen Gegenständen handeln. Erfahrungssätze verbinden das Satzsystem mit der Welt, die durch dieses System beschrieben wird. Einen Satz begründen heißt nach Gätschenberger, seinen geordneten Zusammenhang mit dem Rest des Satzsystems zeigen. In den *ΣΥΜΒΟΛΑΙ* unterscheidet Gätschenberger zwei Arten der Begründung der Gültigkeit eines Satzes. Erstens kann man zeigen, *d a s s* ein Satz gültig ist. Es ist dann der Fall, wenn man ihn als Prämisse zum Ableiten einiger anderer Sätze des Systems verwenden kann. Zweitens kann man zeigen, *w a r u m* ein Satz gültig ist. Das ist dann der Fall, wenn der Satz aus einigen anderen Sätzen des Systems ableitbar ist. Die Axiome und Gesetze, die zu einem Satzsystem gehören, zeigen, *w a r u m* Erfahrungssätze desselben Systems gelten. *D a s s* sie gelten, kann nicht mehr gezeigt, sondern nur erlebt werden. Das Gegebene kann nicht begründen, sofern es kein künstliches Symbol ist und zu einem Satzsystem nicht gehört. Sofern eine Begründung für jemanden erfolgt, besteht sie in Operationen mit künstlichen Symbolen. Dass ein bestimmtes *S P* ist (dass beispielsweise das Wort *nichts* zum Sprechen über die Welt verwendet werden kann), kann man durch ein Erlebnis erfahren, aber nicht dadurch begründen. Es ist möglich, einerseits das Wissen oder taugliche psychische Symbole von Sätzen und ihren Systemen und andererseits das Wissen oder taugliche psychische Symbole von den Gegenständen, von denen die Sätze und ihre Systeme handeln, zu besitzen. Der Interpret, der mit einem Satzsystem konfrontiert wird und es versteht, hat eigene psychische Symbole für die Sätze des Systems, aber muss nicht eigene psychische Symbole für die durch diese Sätze gesetzten Gegenstände haben. Es kann Lücken zwischen psychischen Symbolen für Gegenstände geben, selbst wenn es keine Lücken zwischen den psychischen Symbolen für Sätze und ihren Zusammenhang gibt. Der Symbolbegriff erlaubt es, die Lücken der ersten Art zu vernachlässigen. Betrachtet man dennoch das Gegebene als einen Gegenstand, sollte man solche Lücken beseitigen, und zwar dadurch, dass man wie Carnap die eigenpsychische Basis für die Konstruktion der Gegenstände wählt. Dieser Standpunkt ist jedoch mit der semiotischen Position Gätschenbergers, die kein semiotischer Cartesianismus ist, kaum vereinbar.

4. Einige problematische Ergebnisse der semiotischen Erkenntnistheorie Gätschenbergers

Gätschenbergers semiotische Erkenntnistheorie hat mindestens drei problematische Folgerungen.

Die erste ist die Abhängigkeit des Gegebenen von der Sprache. Sofern die Sprache, deren Regeln das Symbolisieren leiten, nicht immer den Zielen des wissenschaftlichen Rechnens mit Symbolen entspricht, kann das durch Erfahrung gewonnene Wissen trügen. So werden dem Sprachgebrauch entsprechend Empfindungen an die Orte, an denen sich die sie erzeugenden Reize

befinden, projiziert. Gätschenbergers Erkenntniskritik sowie seine Formulierung (1920: 59ff.) „terminologischer“ Grundsätze und Forderungen („Maximen“) sind gegen solche Irrtümer gerichtet.

Das zweite Problem ist mit Gätschenbergers Unterscheidung zwischen Wissen vom Gegenstand und Wissen von seinem Symbol sowie mit der Idee, dass Erlebnisse eine „demonstrierende“ Funktion in Bezug auf die Satzsysteme erfüllen (1920: 424), verbunden. Gätschenberger glaubt, dass Erlebnisse das Wissen von der Welt konstituieren. Dieses Wissen wird in Satzsystemen festgehalten. Ist ein solches System anwendbar, kennt der Interpret, der es versteht, die wesentlichen Merkmale eines jeden durch das System beschriebenen Gegenstandes. Hat der Interpret Erfolg bei der Anwendung dieses Wissens, übernimmt ein Interpretant, der zur pragmatischen Dimension des Satzsystems gehört, die „demonstrierende“ Funktion des Gegebenen in Bezug auf das System. Dass das Erleben eines Gegenstandes und das Erleben dessen Symbols denselben Interpretanten haben können, gehört zur darstellenden Funktion des Symbols. Wenn aber das Wissen von dem Gegenstand eines gegenwärtigen Erlebnisses und das Wissen von einem künstlichen Symbol des Gegenstandes, der selbst nicht erlebt wird, dieselben Folgen haben, insbesondere dieselben Handlungen erzeugen, kann das Gegebene in der Terminologie solcher Folgen oder Handlungen definiert werden. Das könnte die auf dem Begriff des Gegebenen und dessen irreduziblen symbolischen Natur basierende Charakterisierung der Erkenntnis in Frage stellen.

Das dritte Problem besteht darin, dass Gätschenbergers Theorie der Gleichförmigkeit der Erlebnisse, die von einer Klassifikation der Symbole und folglich der Gegenstände ausgeht, keine Definition der Gesichtspunkte, die bei dem Setzen der Gegenstände angewandt werden, anbietet. Dass das Erleben Symbolisieren bedeutet, garantiert die Möglichkeit einer solchen Definition. Um sie zu bewerkstelligen, muss man bestimmte Gegenstände setzen oder als bereits gesetzte betrachten und mit ihren Symbolen operieren. Dagegen kann man einwenden, dass das Vernachlässigen der letzteren Aufgaben kein wirkliches Problem der Theorie Gätschenbergers ist, sofern sie zeigt, *w a r u m* und nicht *d a s s* die Erkenntnis möglich ist. Die Frage nach den „erkenntnismäßig primären“ Gegenständen (Carnap 1961: §54), die durch Symbole gesetzt werden, ist für Gätschenberger sekundär. So beruht seine Definition des Gegebenen als eines gegenwärtigen psychischen Symbols auf dem Begriff der temporalen Eigenschaften der Symbolisierung. Die Zeit ist ihrerseits definierbar, und zwar in der Terminologie der Gegenstände, die aufgrund einer Definition der Empfindung unterschieden werden können. Allerdings kann eine solche Definition laut Gätschenberger nicht gegeben werden, aber beschrieben werden die Empfindungen als Vorgänge, die die materielle Gestalt des Gegebenen konstituieren. Betrachtete man diesen Bezug auf das Gegebene als eine Komponente der Definition der Zeit, wäre die Definition des Gegebenen zirkelhaft. Gätschenberger versucht nicht, die Abhängigkeiten zwischen den Gegenständen anders als durch einen Bezug auf die menschliche Fähigkeit zum Ponieren und Superponieren festzustellen. Das Fehlen eines solchen Versuchs unterscheidet Gätschenbergers Theorie nicht nur von der Theorie des

Carnap'schen *Aufbaus*, sondern auch von der Konzeption, die von Cassirer in seiner *Philosophie der symbolischen Formen* (1923–1929) entwickelt wird. Der vergleichende Bezug auf Cassirer bietet sich insofern an, als Carnap im *Aufbau* an die neukantianische Tradition, die von Cassirer, Rickert und Bauch vertreten wird, anknüpft. Nach Friedman (1992: 23ff.) steht diese Tradition vor der Aufgabe, einen Begriff der Wirklichkeit zu schaffen, der zeigt, wie man von subjektiven Sinneseindrücken zu objektiven Urteilen fortschreitet, ohne das Kantische Ding an sich anzunehmen. Im §75 des *Aufbaus* bezieht sich Carnap auf Cassirers Schrift *Substanzbegriff und Funktionsbegriff* (1910), in der Cassirer die Möglichkeit der Aufstellung von Ordnungssystemen durch die Verwendung der Relationsbegriffe erklärt. Sofern Cassirer (2010: VII, Band 1) diese Schrift als ersten Entwurf der Philosophie der symbolischen Formen ansieht, kann man von den inhaltlichen Parallelen in den erkenntnistheoretischen Auffassungen Carnaps und Cassirers auch nach der Abkehr Cassirers vom Neukantianismus sprechen. Sie beide teilen vor allem die Ansicht, dass jeder Gegenstand nach den Prinzipien eines Systems – des von Gegenständen oder des deren Auffassungsweisen – konstruiert oder hervorgebracht wird. Ein solches System stiftet Ordnung. Das Konstitutionssystem von Begriffen erzeugt eine Ordnung von Gegenständen, die aus Grundbegriffen des Systems stufenweise abgeleitet werden. Eine symbolische Form, die die ihr eigentümlichen Gestaltungsmedien (Symbole) verwendet und ihren besonderen Gestaltungsgesetzen folgt, ordnet die erfahrbare Welt oder die Gegenstände nach ihren Beziehungen zu anderen Gegenständen, vor allem zu den die Form kennzeichnenden Richtungen und Gegensätzen (Sinninvarianten). Während Carnap (1961: §100) eine „rationale Nachkonstruktion“ des *Aufbaus* eines Systems der Erkenntnisgegenstände anbietet, widmet sich Cassirer eher einer rationalen Nachkonstruktion der Entwicklung verschiedener Erkenntnisformen.

Wie Gätschenberger betrachtet Cassirer ein Erlebnis auch als Symbolisierung, die die Kluft zwischen Materie und Form, dem Sinnlichen und dem Ideellen überbrückt. Ein einzelnes Erlebnis ist für ihn eine Grundform der Symbolisierung, die den menschlichen Geist objektiviert. Es hat eine materielle Form und erfüllt eine ideelle Funktion, sofern es sich auf etwas, was keiner seiner Teile ist, bezieht. Ein Erlebnis hat einen sinnlichen Ursprung und setzt einen Gegenstand, den es zu Sinnbestimmungen (Sinninvarianten), die Systeme bilden, zuordnet. Im Fall der Wahrnehmung, die die empirische Basis des wissenschaftlichen Denkens konstituiert, schließen solche Systeme im Besonderen Raumordnung, Zeitordnung, Farbenordnung ein. Das Erlebnis definiert den Gegenstand zunächst einerseits durch seinen sinnlichen Ursprung und andererseits durch eine Sinnbestimmung. Eine solche Sinnbestimmung variiert innerhalb einer Reihe von Bestimmungen, die zu einer der Ordnungen, die mit einem gewissen sinnlichen Ursprung verbunden werden können, gehört. Sobald der Gegenstand durch eine Bestimmung identifiziert wird, kann man von dieser Bestimmung auf den sinnlichen Ursprung des Erlebnisses schließen. So gehört eine bestimmte Farbe zu einem System der Invarianten, die auf einen gesehenen Gegenstand anwendbar sind. Auf diese Weise zeigt eine Invariante, die zum Definieren des Gegenstandes verwendet wird, ihren eigenen

Ursprung im Symbolisieren: Sie verbindet den Gegenstand des Erlebnisses mit der Sinnlichkeit und bestätigt auf diese Weise die fundamentale Funktion des Erlebnisses im Erkennen. Darüber hinaus bestimmt das Erlebnis die „Dingzeit“ (Cassirer 2010: 188ff., Band 3) des Gegenstandes und fungiert somit als eine Erinnerung, Wahrnehmung oder Erwartung. Was der Gegenstand des Erlebnisses ist, ist dadurch definiert, woher man davon weiß, zu welcher Zeit er gehört und was seine Natur ist.

Jede Symbolisierung durch ein Erlebnis hat drei Aspekte. Sie hat erstens einen Bezug auf einen Gegenstand, der durch Erlebnis bestimmt wird, und „meint“ ihn (Cassirer 2007: 396). Zweitens ist sie mit einem System ideeller Sinninvarianten dergestalt verbunden, dass der Gegenstand eine bestimmte Stelle in der Welt, die durch dasselbe System geordnet ist, einnimmt. Schließlich hat sie vor allem dank einer zeitlichen Zuordnung des Gegenstandes, beispielshalber als Gegenstandes einer Wahrnehmung im Gegensatz zu einer Erinnerung, eine bestimmte pragmatische Funktion. Den ersten Aspekt kann man als semantische Dimension des Erlebnisses betrachten. Den zweiten Aspekt kann man auch zur semantischen Dimension des Erlebnisses zählen, sofern das System in seinen Beziehungen durch das Erlebnis repräsentiert wird und das Erlebnis weitere Komponenten des Systems mitsetzt (Cassirer 2010: 34, Band 1). Das System von Sinnvarianten erfüllt darüber hinaus die Funktion einer Regel. Sie bestimmt sowohl die semantische als auch die syntaktische und die pragmatische Dimension des Erlebnisses. Das Letztere gilt, sofern durch das Setzen des Gegenstandes der Handlungsraum des Erlebenden eingeschränkt wird. Die semantische und die syntaktische Dimension sind durch ein System von Sinninvarianten insofern geregelt, als dieses seinerseits bestimmt, welche Erlebnisse (Erlebnisse welcher Gegenstände) dem fraglichen Erlebnis zum Beispiel folgen könnten. Der dritte Aspekt charakterisiert das Erlebnis nach seinem Vergegenwärtigungscharakter: Das Erlebnis ordnet den Gegenstand zu einer bestimmten Zeit zu und schränkt auf diese Weise den Handlungsraum zusätzlich ein. Ein einzelnes Erlebnis, das als Symbol fungiert, ist somit erstens durch seinen Gegenstand, zweitens durch ein System von Sinninvarianten, das der Identifizierung des Gegenstandes dient, und drittens durch seine pragmatische Funktion, die von der mitgesetzten „Dingzeit“ abhängt, charakterisiert (Abb. 7). Die symbolisierende Funktion des Erlebnisses ist laut Cassirer das Apriori der Erkenntnis. Das Erlebnis setzt den Gegenstand und ist wie Gätschenbergers Gegebenes kein formloser (strukturloser) Stoff. Darüber hinaus geht auch Cassirer davon aus, dass die Erlebnisse ihrerseits symbolisiert werden können. Eine solche Symbolisierung definiert das Erlebnis entweder nach seiner Vergegenwärtigungsform oder nach seinem Gegenstand oder nach seinem symbolischen Charakter. Wenn wir die Terminologie Gätschenbergers auf diese Auffassung des Erlebnisses anwenden, können wir behaupten, dass für Cassirer ein Erlebnis ein Symbol für einen Gegenstand in Bezug auf eine Ordnung von Sinninvarianten für denjenigen Erlebenden, der es als eine Wahrnehmung, Erinnerung oder Erwartung erlebt und danach handelt, ist.

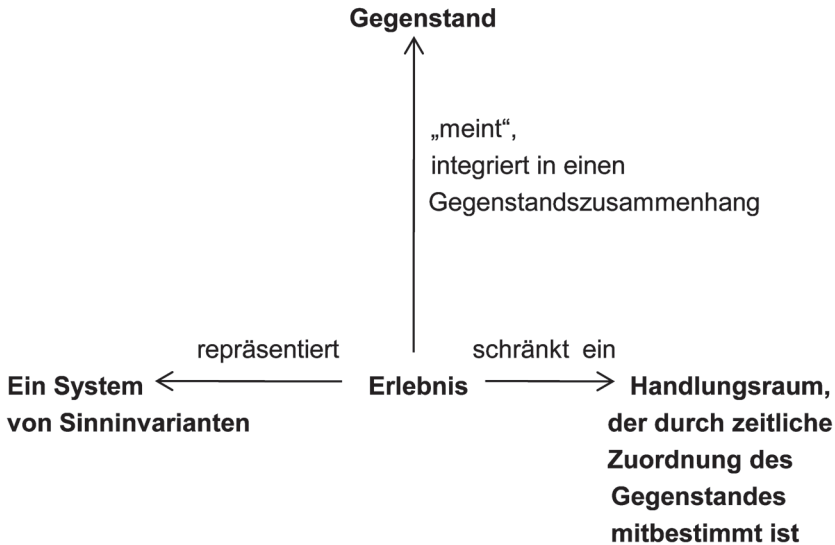


Abb. 7: Dimensionen eines Erlebnisses nach Cassirer.

Symbolisierung der Gegenstände ist möglich, sofern die Sinnbestimmungen so miteinander verbunden sind, dass jede von ihnen auf das gesamte System, zu dem sie gehört, verweist. Dank dieser Verbindungen nimmt der Gegenstand eine bestimmte Stelle unter den anderen Gegenständen ein. Jede Symbolisierung schließt eine Unterscheidung und somit eine Relation ein, die ihre Pole auf eine gewisse Weise ordnet. Ordnungen (Systeme von Sinninvarianten) fungieren als Regeln der Klassifizierung der Gegenstände. Anders als Gätschenberger beschreibt Cassirer den Aufbau der Welt vom Gesichtspunkt der historischen Entwicklung der menschlichen Kultur aus und erklärt auf diese Weise den Ursprung der Systeme der Sinnbestimmungen. Einige Hinweise Cassirers erlauben die Annahme, dass seine Grundelemente bei dem Aufbau der Welt der Erfahrung Raum und Zeit sind. Räumliche Unterscheidungen werden durch hinweisende Handlungen, die von ihrem Ursprung (*hier*) zu ihrem Zweck (*dort*) gerichtet sind, eingeführt. Zeitliche Unterscheidungen sind das Ergebnis dessen, dass einer sich seiner Erlebnisse, die von *früher* zu *später* gerichtet sind, bewusst wird. Dass die Zeitbestimmungen somit durch einen Bezug auf intentionale Einstellungen der Erwartung, Vergegenwärtigung und Erinnerung definiert werden, bedeutet, dass die Theorie Cassirers den Begriff des Bezugs auf ein Erlebnis und somit der Symbolisierung des Erlebnisses bei der Beschreibung der Konstruktion der Gegenstände voraussetzt. Dass Cassirer andererseits den Begriff des Hinweisens gebraucht, zeigt, dass er die Abhängigkeit der Konstruktion der Gegenstände oder der Erkenntnis der Welt auch von der Symbolisierung anerkennt, die die Form kommunikativer Handlungen und insbesondere der Sprechhandlungen annimmt oder den Regeln solcher Handlungen folgt. Deswegen setzt der Aufbau der Welt auch bei Cas-

sirer einen Bezug sowohl auf Symbole als auch auf Gegenstände voraus und ist nicht rein in dem von Carnap intendierten Sinn.

Die Aufgabe, die Carnaps Projekt erfüllen soll und die durch die Theorie Gätschenbergers nicht erfüllt ist, ist zu zeigen, dass die Erkenntnis durch eine Ableitung der Gegenstände aus den Erlebnissen möglich ist. Die Terminologie der Naturgesetze und der Regeln der Symbolisierung ersetzt Carnap durch die Terminologie der Struktureigenschaften der Relationen, in die Erlebnisse zueinander treten. Das Gegebene Carnaps ist ein Gegenstand, der in der Terminologie Gätschenbergers ein Erlebnis ist, das bereits zum Gegenstand eines anderen Erlebnisses wurde und das ohne seine setzende Funktion betrachtet wird (Carnap 1961: §64). Carnaps Elementarerlebnisse sind Einheiten, die keine Teile haben. Empfindungen ähneln den Empfindungen im Sinne Gätschenbergers und sind Gegenstände, die konstituiert werden. Vom erkenntnistheoretischen Gesichtspunkt aus erfüllt Carnaps Konstitution der Gegenstände die Rolle der Symbole Gätschenbergers und ist wie Gätschenbergers Symbolisierung eine vierstellige Relation: Ein Gegenstand wird von einem Erkennenden aus den gegebenen Gegenständen im Rahmen eines Konstitutionssystems konstruiert. Ein Erlebnis kann durch ein Zeichen, das seine Form im Konstitutionssystem darstellt, bezeichnet werden, aber ein solches Zeichen ist wie jedes Zeichen rein konventionell. Das Konstitutionssystem muss so aufgebaut werden, dass die Sätze eine Übersetzung in Sätze über das Gegebene erlauben und somit in bestimmten durch Definitionen geregelten Beziehungen zu solchen Sätzen stehen. Das Problem, das die Theorie Gätschenbergers nicht betrifft, sofern die Naturgesetze der Symbolisierung durch Konventionen mitbestimmt sind, und das für Carnap von Bedeutung ist, ist das Problem der Intersubjektivität der konstituierten Gegenstände. Carnap löst dieses Problem dadurch, dass er das Konstituieren durch die Struktureigenschaften des Gegebenen definiert, die dieselben für alle Erkennenden sind (Carnap 1961: §66).

Literatur

- Carnap, Rudolf (1961), *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg: Felix Meiner.
- Cassirer, Ernst (2007), „Zur Logik der Kulturwissenschaften. Fünf Studien“. In: *Ernst Cassirer, Gesammelte Werke* 24. Hamburg: Felix Meiner: 357–486.
- Cassirer, Ernst (2010), *Philosophie der symbolischen Formen*. Band 1–3. Hamburg: Felix Meiner.
- Friedman, Michael (1992), „Epistemology in the Aufbau“. *Synthese* 93, 1–2: 15–57.
- Gätschenberger, Richard (1920), *ΣΥΜΒΟΛΑ. Anfangsgründe einer Erkenntnistheorie*. Karlsruhe: Kommissionsverlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.
- Gätschenberger, Richard (1977), *Zeichen, die Fundamente des Wissens*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Gätschenberger, Richard (1987), *Grundzüge einer Psychologie des Zeichens*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.

- Hintikka, Jaakko (1969), *Models for Modalities. Selected Essays*. Dordrecht: D. Reidel Publishing Company.
- Lewis, Clarence Irving (1918), *A Survey of Symbolic Logic*. Berkeley: University of California Press.
- Lorenz, Kuno (1977), „Der Entwurf einer Semiotik bei Richard Gätschenberger“. In: *Richard Gätschenberger, Zeichen, die Fundamente des Wissens*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog: VII–XXXII.
- Morris, Charles (1971), *Writings on the General Theory of Signs*. The Hague, Paris: Moulton.
- Niiniluoto, Ilkka (1979), „Knowing That One Sees“. In: Esa Saarinen u.a. (eds.), *Essays in Honour of Jaakko Hintikka*. Dordrecht: D. Reidel Publishing Company: 249–282.

Elena Tatievskaya
Dominikanergasse 18
86150 Augsburg
E-Mail: Elena.Tatievskaya@phil.uni-augsburg.de

Löst Brandoms Inferentialismus bedeutungsholistische Kommunikationsprobleme?

Axel Mueller, Northwestern University

Summary. This article analyzes whether Brandom's ISA (inferential-substitutional-anaphoric) semantics as presented in *Making It Explicit* (MIE) and *Articulating Reasons* (AR) can cope with problems resulting from inferentialism's near-implied meaning holism. Inferentialism and meaning holism entail a radically perspectival conception of content as significance for an individual speaker. Since thereby its basis is fixed as idiolects, holistic inferentialism engenders a communication problem. Brandom considers the systematic difference in information among individuals as the „point“ of communication and thus doesn't want to diminish these effects of inferentialism. Instead, explains communication with a model of “navigating among perspectives without sharing contents”. The crucial element in this navigation-model is the functioning of anaphoric connections between tokens uttered in discourse that can be used by every individual speaker in their own perspectival semantic substitution-economies. The heart of Brandom's semantics is the thesis of the purely inferential, hence non-referential nature of anaphora, coupled with the claim that anaphoric-inferential semantic mechanisms yield sufficient conditions for mutually successful “information-extraction” or interpretation. This article disputes the thesis and denies the claim. Regarding the former it is observed that all of Brandom's plausible reconstructions of anaphoric discourse-structures rely on covert “reference-infiltrations” that can't be eliminated. Regarding the latter, a new argument based on context-sensitive semantic phenomena in anaphoric settings shows that the crucial distinction between initiator or anaphoric antecedent and anaphoric dependent cannot be drawn according to Brandom's own premises without overt and irreducible referential premises. The article concludes that either Brandom's semantics can offer determinate contents, but then must accept genuinely referential semantic primitives, or else it leaves utterance-contents undeterminable and hence cannot explain communication.

Zusammenfassung. Dieser Beitrag untersucht, inwieweit Brandoms in *Making It Explicit* (MIE) und *Articulating Reasons* (AR) entwickelte inferentialistische Semantik Probleme lösen kann, die sich aus dem im Inferentialismus unter relativ unkontroversen Zusatzannahmen entstehenden und von Brandom bewusst zugrundegelegten Bedeu-

tungsholismus ergeben. Aus dem Inferentialismus folgt mit Bedeutungsholismus eine perspektivische Bestimmung sprachlichen Gehalts, die wegen der damit angenommenen Idiolektbasis ein Kommunikationsproblem erzeugt. Brandom betrachtet dieses systematische Informationsgefälle als natürliche Motivation zur Kommunikation. Er erklärt Kommunikation mittels eines Modells des „Navigierens zwischen Perspektiven“, das letztlich auf der Verfügbarkeit substitutioneller und anaphorischer Äußerungsverknüpfungen beruht. Semantisch entscheidend ist die These, dass anaphorische Ketten rein inferentieller, also referenzfrei semantisch bestimmter Natur sind, sowie die Behauptung, dass anaphorisch-inferentielle Mittel zu gegenseitig erfolgreicher „Informationsextraktion“ oder „Interpretation“ hinreichen. In diesem Aufsatz wird die These bestritten. Erstens lassen sich in Brandoms plausiblen Darstellungen anaphorischer Kommunikationsstrukturen systematische „Referenzinfiltrationen“ nachweisen. Dass dies die Behauptung unterminiert zeigt sich zweitens an einer Analyse der Durchführbarkeit einer semantisch entscheidenden inneranaphorischen Unterscheidung (zwischen Initiator und Glied) im Rahmen kontextsensitiver Ausdrucksformen. Brandoms Semantik kann entweder für Sprecher und Hörer bestimmbare Gehalte annehmen, muss aber dann irreduzibel referenzielle semantische Normen unterstellen, oder aber sie lässt Gehalte systematisch unbestimmbar.

1. Einleitung

In diesem Beitrag möchte ich untersuchen, inwieweit Brandoms in *Making It Explicit* (MIE) und *Articulating Reasons* (AR) entwickelte und in *Between Saying and Doing* (BSD) weiterentwickelte inferentialistische Theorie sprachlicher Bedeutung oder des Gehalts sprachlicher Äußerungen die sich selbst gestellten Probleme lösen kann. Die fraglichen Probleme ergeben sich aus dem im Inferentialismus unter relativ unkontroversen Zusatzannahmen entstehenden und von Brandom bewusst zugrundegelegten radikalen Bedeutungsholismus. Solche Probleme, die im Verlauf der Weiterentwicklung von Brandoms Position immer mehr in den Mittelpunkt rücken, erklärt er wiederholt explizit als lösbar durch die spezifischen Mittel seiner inferentialistischen Position. Angesichts der vielfältigen Einwände, die gegen die holistische Implikationen seiner Theorie vorgebracht worden sind, stellt Brandom diese Lösung durch die spezifischen Mittel seiner Position in zunehmendem Maße als eines der Kernverdienste seiner speziellen inferentialistischen Theorie in den Vordergrund.¹

Das fundamentale Problem für einen bedeutungsholistischen Inferentialismus ist Brandoms eigener Analyse nach schnell erzählt. Wird Signifikanz oder Gehalt² von verwendeten Ausdrücken, Gedanken und Handlungen inferentialistisch als Rolle in einem gegebenen Folgerungssystem charakterisiert, aber zugleich bedeutungsholistisch keine noch so wahrnehmungsrelative Festlegung oder Folgerung eines kognitiven Systems von den potentiell gehaltsbestimmenden Bedingungen ausgeschlossen, dann stellt sich unter der unproblematischen Annahme, dass die genauen Hintergrundbedingungen zur Gehaltsbestimmung individuell variieren werden, die unmittelbare Frage, wie Kommu-

nikation unter dieserart perspektivisch gehaltsbestimmenden Individuen möglich ist.³ Dies nenne ich im Folgenden das *Kommunikationsproblem*.

Brandoms Grundhypothese ist, dass seine auf einer *weiten* Basis verfahrenende inferentialistische Position (AR: 28f.), die praktische Folgerungen und Sprecherhandlungskontexte einschließt und die erweitert ist um anaphorisch-substitutionelle sowie weitere induktive Schlussregeln, dieses Problem lösen kann. Seine weitergehende These ist, dass die Theorie es dabei vermeiden kann, auf den inferentialistischen Rahmen sprengende Grundbegriffe aus dem *repräsentationalistischen* Repertoire (nämlich die Bezugnahme auf außersprachliche Gegenstände als unabhängig semantisch kodifizierte Leistung und Korrektheitsbedingung von Behauptungen) zurückzugreifen. Erfolgreiche Kommunikation über Unterschiede in inferentiell durch Kohärenznormen vollauf bestimmten und gehaltsbestimmenden Überzeugungssystemen hinweg, soll resolut *sozial-inferentialistisch* erklärt werden. Brandoms Ansatz ist so – *malgré lui même* – eher intellektualistisch als pragmatistisch.⁴

Brandoms wiederholte Insistenz auf eine gebrauchstheoretische Strategie, dass “*semantics must [...] answer pragmatics*” (AR: 125) steht damit keineswegs in Spannung. Sie heißt nur, dass allein der Rückgriff auf implizit normative Sprachgebrauchsmuster in einer Sprachgemeinschaft (use) legitime Ressourcen für semantische Theoriebildung (meaning) darstellt. Anderen Ressourcen wie etwa die der interaktiven Handlungstheorie und den darin zugrunde gelegten gemeinsamen und gegenseitig zugeschriebenen *Weltbezügen* (etwa im *Know-how*) darf dagegen keine legitime Grundlagenfunktion für die Erklärung semantischer Phänomene zukommen. Sein Ansatz, “*offering an account of referential relations to objects in terms ultimately of inferential relations among claims*”, beansprucht mittels Durchführung den Beweis zu führen, dass “*inferential articulation broadly construed is sufficient to account for conceptual content*” (AR: 28). Ohne Umsetzung praktischer Bezüge in inferentiell verflechtbare und in Zuweisungen epistemischer Status resultierende Behauptungen können auch Interaktionen und Weltbezüge diesem Prinzip nach keine Erklärungslast tragen: “*eschew representational primitives*” (MIE: 132). Im Folgenden nenne ich dies Brandoms *Vermeidungsprinzip*.

Dieser Aufsatz soll begründen, dass die Analyse der Bedingungen der erfolgreichen Verwendung anaphorischer Mittel (und damit die von Brandom als lediglich inferentiell aber nicht referenziell deklarierte Hinzufügung zum inferentialistischen Apparat) zeigt, dass weder anaphorisch-substitutionelle noch die Kombination anaphorisch-substitutioneller Verfahren mit kausalen Umwelteinbettungen des Sprachgebrauchs ohne ein Äquivalent des als “*different primitive*” (MIE: 481f.) abgelehnten Referenzbegriffs für Kommunikationszwecke ausreichend wohlbestimmt sind.⁵ Meine Argumentation folgt Brandoms eigener Darstellung, aber verschärft einige Aspekte darin, indem sie dem Brandoms Inferentialismus eigenen Erklärungsziel – der Erklärung von erfolgreicher Kommunikation – nachgeht und dabei die Einhaltung des Referenzvermeidungsprinzips strikt überwacht.⁶ Das spitzt, wie bereits

anderweitig bemerkt (Laurier 2008; Prien 2010; Whiting 2009; Loeffler 2009; Wanderer 2008), das Kommunikationsproblem perspektivistisch zu.⁷

Zur Entwicklung dieses Arguments werde ich zunächst kurz das Kommunikationsproblem skizzieren (Kapitel 1). Im Anschluss werde ich Brandoms Ablehnung verschiedener Lösungsmöglichkeiten ansprechen, die entgegen der Perspektivenrelativität inferentialistisch definierter Signifikanzen auf perspektivenübergreifend geteilte Hintergrundannahmen verweisen. Brandom verfolgt stattdessen die Idee der unabhängig von der Übernahme der inferentiellen Festlegungen stattfindenden *Vererbung* des Gehalts von Äußerungen (Kapitel 2). Diese Idee wird üblicherweise mittels repräsentationalistischer Grundbegriffe erläutert wie die durch Überzeugungsunterschieden invariant bleibenden Bezüge sprachlicher Zeichen auf als Gehalt festgelegte, überzeugungsunabhängig Sprechern und Hörern verfügbare Gegenstände. Brandom schlägt dagegen vor, die Verfügbarkeit von externen Bezügen mittels der gemeinsamen Einbettung inferentieller und diskursiver Praktiken in eine Umwelt und der pragmatistischen Idee zu rekonstruieren, dass das inferentielle Repertoire *weitgefasst* genug ist, um auch aus Wahrnehmungen erworbene unwillkürliche Überzeugungen als inferentielle Eingangsbedingungen und Handlungen in der Umwelt als Ausgangsbedingungen zu rekonstruieren. Die *Vererbung* von perspektivenneutralem Gehalt ließe sich statt durch die Bezugnahme auf nichtperspektivische Gegenstände durch das Bestehen eines perspektivenneutralen Weitergabemechanismus, eben der Anapher, als zusätzlicher inferentieller Ressource zur Ersetzung von Sprecher- durch Hörerausdrücke erläutern. Ich werde daher zunächst (Kapitel 3) diskutieren, ob sich aus der *Weitgefasstheit* des Inferenzbegriffs *ohne implizite Inanspruchnahme referenzieller Normen* kognitiv effektive Gemeinsamkeiten der Teilhabe an Umwelt ergeben, die einen eigenständigen Beitrag zur Lösung des Kommunikationsproblems leisten. Es wird sich erweisen, dass für die Herstellung *gemeinsamer* inferentiell relevanter Umweltbedingungen entweder nichtperspektivische semantische Normen angenommen werden müssen oder die Gemeinsamkeit der Umwelt keine bestimmten Gehaltsnormierungen leistet. Im Anschluss an diesen Nachweis der Abhängigkeit des Beitrags der Umwelt zur Lösung des Kommunikationsproblems von nichtperspektivischen semantischen Normen (die ich als illegitime *Referenzinfiltration* bezeichne) stelle ich dann Brandoms solche Normen bereitzustellen beanspruchendes Modell der Anapher als Lösungsvorschlag dar (Kapitel 4). Diesem Modell zufolge ist die Bestimmtheit anaphorisch *vererbten* Gehalts abhängig von den die Kette initiiierenden Äußerungen, an die alle weiteren Kettenglieder gehaltserhaltend anknüpfen. Ich werde im Anschluss darstellen, dass die *Unterscheidung* zwischen Initiatoren und Gliedern selbst Fähigkeiten von Sprechern erfordert, die sich nicht in ihren Fähigkeiten zur gehaltserhaltenden Anknüpfung erschöpfen können. Daher bleiben *referenzfrei* generierte beziehungsweise beschriebene anaphorische Ketten *semantisch unbestimmbar* und können aus diesem Grund nicht für die Lösung des Kommunikationsproblems hinreichen (Kapitel 5). Den Nachweis für die Abhängigkeit der Unterscheidung von Initiator und Kettengliedern von spezifisch *refe-*

renziellen Normen führe ich daran anschließend mit Bezug auf verschiedene Phänomene kontextabhängiger semantischer Bestimmtheit (Kapitel 6, 7). Meine Schlussfolgerung ist, dass Brandoms als referenzanalog angeführtes Modell der Gehaltsvererbung bei strikter Befolgung des Referenzvermeidungsprinzips kein Modell der Vererbung bestimmter Gehalte darstellt und deswegen keine Lösung des Kommunikationsproblems leisten kann. Ein anaphorisches Modell kann aber eine solche Erklärung auf pragmatischer Basis leisten, wenn es mit spezifisch referenziellen Normen als eigenständigen Zusatzressourcen angereichert wird. Hält man das Vermeidungsprinzip aufrecht, so opfert man die Lösung des Kommunikationsproblems (und aller darauf aufbauenden Erklärungsleistungen). Opfert man das Vermeidungsprinzip, löst man unter Zuhilfenahme referenzieller Normen das Kommunikationsproblem. Für letzteres wird weder der Holismus noch die inferentialistische Erklärung des kognitiven Werts sprachlicher Ausdrücke eingeschränkt. Ich sehe dies als gute Gründe für die Hypothese der Irreduzibilität substantiell referenzieller (aber nicht naturalistisch auf Kausaltheorien verkürzter) Elemente für eine den Anforderungen kommunikativ erfolgreicher behauptender Rede adäquate semantische Theorie an. Deswegen scheint mir die zweite (von Brandom selbst stellenweise suggerierte) Weiterentwicklung für mit Brandoms Ansatz sympathisierende Weiterentwicklungen vorzuziehen.⁸

2. Das Kommunikationsproblem in Brandoms Inferentialismus und Bedeutungsholismus

Dass der im Inferentialismus entwickelte Begriff sprachlich kodierten Gehalts wesentlich holistisch ist (und eine inferentialistische Bedeutungstheorie somit typischerweise holistisch ist) betont Brandom vielerorts, wie zum Beispiel in AR, wo es heißt:

“inferentialist semantics is resolutely *holist*. On an inferentialist account of conceptual content, one cannot have *any* concepts unless one has *many* concepts. For the content of each concept is articulated by its inferential connections to other concepts. [...] Conceptual holism is [...] a straightforward consequence of this approach” (AR: 15f.).

Konkreter im Rahmen von Brandoms pragmatisch-inferentialistischem Ansatz resultiert der Holismus aus den beiden Entscheidungen, dass es erstens Aufgabe der Semantik ist, eine Theorie des kognitiven oder durch Verstehen sprachlicher Handlungen sich ergebenden Gehalts (oder des Fregeschen *Sinns*) sprachlicher Ausdrücke zu liefern. Zweitens dafür, dass dieser Gehalt als die sich im Geben und Fordern von Gründen kommunikativ einstellende Gesamtheit der Schlussfolgerungen zu konzipieren ist, die sich für einen Hörer aus der kritischen Prüfung der Auf- oder Übernahme einer Sprecherbehauptung als Prämisse oder Konklusion in ein ihm als Hintergrundannahmen kognitiv verfügbares System von propositionellen Gehalten ergeben. Dies zieht nach sich,

dass der verstandene Gehalt eines Ausdrucks nur im Zusammenhang der sich für das Gesamtsystem ergebenden folgerungsrelevanten kognitiven Konsequenzen bestimmt werden kann. Dass ein sprachlicher Ausdruck überhaupt irgendeinen Gehalt hat, setzt laut Brandom voraus, dass er eine Rolle als Prämisse oder Konklusion in einer Behauptungen als Gründe oder Folgerungen austauschenden sozialen Praxis (kognitiver Kommunikation) spielen kann oder (im Falle subsententieller Ausdrücke) einen systematischen Beitrag zu einer solchen Rolle leistet. Kein Gehalt ohne Verwendbarkeit in einer Behauptungspraxis. Welchen Gehalt ein bestimmter Ausdruck (im Gegensatz zu anderen gehaltvollen Ausdrücken ähnlicher grammatischer Art) hat, ergibt sich wiederum vollständig aus der Rolle, die der Ausdruck für das Gesamtsystem guter Schlussfolgerungen spielt, dem er angehört.

Dass der Bedeutungsholismus den Inferentialismus in eine Zwangslage bringt, stellt Brandom bereits in MIE heraus, denn "inferential significance is not preserved in communication", während der Rückgriff auf inferenzunabhängige Bezugnahme auf dasselbe über Unterschiede in (inferentiell durch Kohärenznormen determinierten) Überzeugungsgesamtheiten hinweg "gives up on inferential roles, in favor of a *different* sort of primitive" (MIE: 480ff.). Brandoms Erklärung der Nichterhaltung inferentieller Signifikanz zwischen Sprecher und Hörer geht zwar zunächst konkret von Freges Analyse von Schlüssen mit mehreren Prämissen aus, hätte aber auch verwandte Gedanken von Duhem oder Quine zur Unabgeschlossenheit der Falsifikation nehmen können (wie an späterer Stelle in MIE und in späteren Veröffentlichungen (MIE: 477ff.; Brandom 1997; 2010)). Das Grundproblem ergibt sich, wenn die Anwendungskorrektheit einer gegebenen Behauptung sensitiv auf Veränderungen der Prämissenmenge (das heißt der verfügbaren Information) reagiert.

Beispielsweise folgt aus der Sprecherinnenbehauptung *Vögel fliegen* für die mit heimischen Singvögeln, Möwen und Reiher vertraute Schleswig-Holsteiner Hörerin, dass der vor ihr sitzende Eike, der riesige Elsterhahn, da er Vogel ist, fliegt (fliegen wird), selbst wenn er wegen eines gebrochenen Flügels gerade nicht fliegen kann. Die Behauptung *Eike fliegt* folgt allerdings nicht für eine zweite Hörerin, die aufgrund des Aussehens von Eike und der ihr, aber nicht der ersten Hörerin verfügbaren Information Pinguine sind Vögel aus derselben wahrgenommenen Szene schließt Eike ist ein elsternartig aussehender Pinguin und wegen der daraus folgenden Flugunfähigkeit von Eike schließt, dass Eike auch nach Abheilen des Flügelbruchs nicht fliegt. Für wahrnehmungs- und anderweitig gleich situierten Sprecherinnen ergeben sich also aus *Vögel fliegen* unterschiedliche inferentielle Signifikanzen und unterschiedliche empirische Folgerungen (*Eike fliegt (nicht)*) aufgrund der Unterschiede in kollateralen Begleitfestlegungen. Wie Brandom sagt: "a single commitment typically has a different significance for [...] a speaker [...] from that which it would have for [...] an audience or [...] interpreter" (MIE: 139). Während diese augenscheinliche Informationsdifferenz hinsichtlich derselben Aussage zwanglos erklärt, weswegen Menschen überhaupt an Kommunikation interessiert sind – nämlich um die anderen verfüg-

baren Sichtweisen und damit verbundenen anderen Informationspotentiale zu erhalten – ergibt sich vor den so soziale Praxis rationalisierenden Vorteilen der Kommunikation das *prima facie* Problem, wie Kommunikation überhaupt als Informationsaustausch möglich ist. Brandom definiert in MIE die Bedingung für die Übermittelbarkeit von Information so:

“For information (whether true or false) to be communicated is for the claims undertaken by one interlocutor to become available to others (who attribute them) as premises for inferences. Communication is the social production and consumption of reasons” (MIE: 474).

Dafür müssen die Gesprächsteilnehmer allerdings erst einmal die Verlautbarungen des anderen als *gehaltvoll* und als *bestimmte Gehalte* enkodierend identifizieren, und das ist mit dem bedeutungsholistischen Gehaltbegriff nicht von selbst erklärt, da sich ja die Signifikanzen *perspektivenrelativ* auf die *individuell* lokalisierten unterschiedlichen Hintergrundrepertoires bestimmen. Brandom formuliert diesen Umstand deutlich als die Ansicht, dass der inferentialistische Ansatz “the perspectival nature of propositional contents” behauptet (MIE: 485). Während es von einem gebrauchstheoretisch und betont pragmatistischen Ansatz wie Brandoms vielleicht zu erwarten wäre, dass von einer genuin sozialen und durch gemeinsame Teilhabe an Gehalten charakterisierbaren Basis ausgegangen wird, überrascht es vor diesem Hintergrund – im Gegensatz zu einer herkömmlichen Lesart des Sozialen als auf gegenseitig bewusste oder befolgte Gemeinsamkeiten gegründeter Zusammenarbeit – nicht, wenn Brandom direkt im Anschluss an die das Kommunikationsproblem und den damit drohenden Solipsismus auf den Punkt bringenden Feststellung der prinzipiell subjektiven Verstehensbasis *definiert*, dass dies “*means that the inferential articulation of conceptual contents has a fundamental social dimension*”, denn diese Schlussfolgerung “introduces a relativity to [...] perspective into the specification of such contents” (MIE: 139; Hervorhebung A.M.).

Für Brandom ist Perspektivität das *Wesentliche* der Sozialität, von dem aus sein Ansatz (auch) eine Begründung sozialer Normen mittels der Analyse der Dynamik von Statusanpassungen gegenseitig kontoführender Teilnehmer an behauptende Begründungspraktiken zu liefern beansprucht. Weil der Informationsbedarf und das zwischen Individuen immer bestehende Informationsgefälle das eigentliche rationale Grundmotiv epistemischer Vergemeinschaftung darstellt, kann also die Grundlage von gegenseitigem Verstehen nicht in der semantischen Assoziierung von allen Sprechern gleichermaßen durch sprachliche Zeichen verfügbarer und als *fixierte Bedeutung* zirkulierender Information gesucht werden. Brandom motiviert diesen perspektivistischen Ausgangspunkt mit zwei weiteren Betrachtungen. Die erste schließt an Quines Argumente gegen die analytisch-synthetisch Unterscheidung an. Die Postulierung perspektiveninvarianter feststehender Bedeutungen wäre inferentialistisch als die Fixierung bestimmter Folgerungen als Systeme „kanonischer Verifikationen“ (Dummett, 1991, 313f.) zu verstehen (also etwa der Festlegung

auf für *Vogel* wesentliche Eigenschaftszuschreibungen als unter keinen hinzukommenden Festlegungen falsifizierbar). Für deren Individuierung und Immunisierung gegen die oben angesprochenen Effekte von Kollateralannahmen bedürfte es eines semantischen Grundbegriffs, der inferentieller Verwendung der so fixierten Ausdrücke vorgeordnet ist und mit dem diese Behauptungsmengen ausgezeichnet werden könnten, etwa als *bedeutungskonstitutiv* oder *analytisch*. Dies verstieße aber gegen die Ablehnung der Hinzunahme extra-inferentieller Grundbegriffe, denn der bedeutungskonstitutive von anderen Überzeugungen unterscheidende Begriff ist ja selbst semantisch aber der inferentiellen Verarbeitung von Begriffen als regelgenerierende Bedeutungsspezifikation vorgeordnet.

Die komplementäre zweite Betrachtung schließt an Sellars Erweiterung des inferentiellen Repertoires auf „materiale Schlussregeln“ an (MIE: 97ff.), die den Erwerb wahrnehmungsbedingter „unmittelbarer doxastischer Festlegungen“ im praktischen Umgang mit der Umwelt als inferentielle Eingangsbedingungen den Prämissen hinzufügt und Handlungen als intelligente aus informationsverarbeitenden Schlussfolgerungen hervorgehende Interventionen in die Umwelt den Konklusionen hinzufügt. Daraus ergibt sich ein *weiter Inferenzbegriff*. Ist *Gehalt* also als *inferentielle Rolle* zu verstehen, dann kommt *materialen*, das heißt *kontingent informationstragenden Verbindungen a priori* genau derselbe Status als Teil des inferentiellen Systems zu wie *inersprachlichen Schlüssen*. Somit sind empirische Erfahrungen als potentiell bedeutungsspezifikationsrelevant nicht ohne willkürliche Inferenzblockierungen ausgeschlossen.

Aus beiden Erwägungen zusammen mit der Rationalitätsannahme über das Grundmotiv der Kommunikationspraxis ergibt sich, dass die Absonderung vorgeblich bedeutungskonstitutiver, perspektivenneutraler oder -invarianter und dann sozial als *sprachkompetenzkonstitutive* Untermengen aus dem inferentiellen System aussichtslos ist. Der Bedeutungsholismus führt unter inferentialistischen Prämissen also unweigerlich in ein *Kommunikationsproblem beziehungsweise ein Perspektivitätsproblem des Gehalts*. Wie Scharp treffend zusammenfasst, „on Brandom’s model, there is no perspective-independent thing – the content of the sentence – that [...] both grasp“ (Scharp 2012: 108). Wie lässt sich aber die für miteinander kommunizierende Gesprächsteilnehmer charakteristische Koordinierung durch semantische Verknüpfung kognitiver Zustände ohne die Annahme beider verfügbarer Bedeutungen erklären?

3. Rückzug auf die Referenz als Strategie, Navigation durch Perspektiven als Modell

Wie Brandom selbst ausführt, ist die aus der semantischen Tradition naheliegendste *direkte* Antwort die, die fundamentale Bedeutungseigenschaft von in Behauptungen verwendeten sprachlichen Zeichen nicht weiter in den Differenzierungen des *kognitiven Werts* (also des Fregeschen Sinns), son-

dern in ihrer Referenz beziehungsweise Extension zu suchen. Wie Brandom feststellt, "an important motivation for the emphasis on [...] the referential dimension of discourse can be found in the concern with the [...] possibility of communication" (MIE: 481). Die hierbei zum Tragen kommende Grundidee erfüllt die vom Perspektivismusproblem aufgeworfenen Anforderungen, indem sie die der Sprecherin und Hörerin gemeinsame semantische Norm als die erfolgreiche Bezugnahme auf ein überzeugungsunabhängiges und demnach perspektivenunabhängiges Objekt ansieht, auf das die Verwendung des sprachlichen Ausdrucks festgelegt ist. So ist es möglich, dass die Gehalte (das heißt mit der Identifikation des Bezugsgegenstand inferentiell verbundenen perspektivenrelativen Voraussetzungen und Konsequenzen) in Bezug auf den betreffenden Gegenstand notwendigerweise individuell variieren, aber damit nicht die Kommunikation – das heißt die semantische Koordinierung kognitiver Zustände oder Information – zusammenbricht. Diese direkte referenzbasierte Strategie (und die auf ihrer Grundlage zum Beispiel modelltheoretisch extensionalistisch entfaltete Theorie der logischen Struktur möglicher Extensionsverläufe oder Intensionen als Äquivalente für semantische Normen) ist für Brandom wegen des Vermeidungsprinzips inakzeptabel, da sie ihn zur Hinzufügung eines nicht-inferentiellen semantischen Grundbegriffs zwänge. Dennoch dient sie Brandom als Blaupause für seinen semantischen Gegenentwurf.

Mit der perspektivistischen Radikalisierung des Kommunikationsproblems ergibt sich, wie Brandom sagt, aus der Kombination von Inferentialismus und Holismus die These eines systematisch unvermeidlichen "gulf between doxastic perspectives" (Brandom 2010b: 171) zwischen Sprecher und Hörer. Wie erwähnt folgt daraus direkt die Unverwendbarkeit von Kommunikationsmodellen, die eine Perspektivenverschmelzung, Perspektivenübernahme oder geteilte Bedeutungen einer öffentlichen Sprache als telos und Voraussetzung erfolgreicher Kommunikation ansetzen.⁹ Demgegenüber besteht in Brandoms inferentialistischem Holismus die Grundlage jeden Verstehens sprachlicher Äußerungen in den je eigenen doxastischen Repertoires. Daher sind Idiolekte die Verstehen ermöglichenden *Bedeutungshorizonte*, in die jede Äußerung eingepasst werden muss, um für einen Sprecher als gehaltvoll erkennbar und in ihrem Gehalt bestimmbar zu werden. Die entscheidende *Aktivität* des Hörers besteht darin, vom Sprecher geäußerte Sätze im eigenen Repertoire wiederkehren zu lassen. Sprecher und Hörer teilen also nicht primär Gehalte, sondern Sätze, Ausdrücke. In der *diskursiven Praxis* werden die behaupteten Sätze dann in unterschiedliche Perspektiven eingebettet und damit interpretiert.¹³ Wissen, was eine Äußerung bedeutet, besteht dann in der Fähigkeit, einen von einem bestimmten Sprecher geäußerten Behauptungssatz so zu interpretieren (das heißt die darin vorkommenden Worte und Strukturen so mit eigenen Ausdrücken zu korrelieren), dass sich daraus im Milieu eigener Festlegungen die Signifikanz ergibt, die sich auch für den Sprecher ergeben würde, wenn er dasselbe doxastische Repertoire hätte wie man selbst. Im Resultat ergibt sich ein Perspektivenkoordinierungsmodell, das kompetent kontoführendes Teilnehmen an der diskursiven Praxis (Verste-

hen) auf die Kontoführungsfähigkeit zurückführt.¹¹ Brandom verwendet hierfür die Metapher der Navigation:

“what is taken to be shared may be different from the points of view of different score-keepers [...] inferential *contents* are essentially perspectival [...] What is shared is a capacity to navigate and traverse differences in point of view to specify contents from different points of view” (MIE: 485; Hervorhebung im Original).

Brandoms Strategie zur Lösung des Kommunikationsproblems führt also zunächst zu einer Neudefinition dessen, worin Kommunikationserfolg besteht im Sinne der Informationsextraktion. Sprecherbehauptungen aus deren Herkunftsmilieu in das Milieu eigener als behauptbar angesehener Festlegungen zu übertragen bedeutet die Übernahme des perspektiven *u n a b h ä n g i g* *b e i d e n* *v e r f ü g b a r e n* (aber auch zunächst semantisch unbestimmten) Äußerungsereignisses durch ein “mapping your noises onto mine, and then [...] extract information from your remark” (2010b: 171). Brandoms Navigationsmodell versteht kommunikativen Erfolg also als das „Extrahieren von Information“ mittels „Interpretation als Korrelation“.

Diese Modellumstellung dient Brandom dazu, das Vermeidungsprinzip durch den konstruktiv-erklärenden Nachvollzug von Referenzeffekten auf referenzfreier Basis von Weiterfassung des Inferentiellen zusammen mit einer ausdruckszentrierten Semantik gegenseitiger Interpretation mittels eines *a n a p h o r i s c h* und nicht *g e g e n s t a n d s b e z o g e n* vermittelten Korrelation von Sprecher- und Hörer-Äußerungen und den damit verbundenen deontischen Statusveränderungen einzuhalten. Bezüglich des ersten legt Brandom nahe, dass durch die Erweiterung des Inferenzbegriffs ein Beitrag der Umwelt an der Richtigkeit von Interpretationen mittels der perspektivenübergreifenden Einbettung von Sprechern in einer gemeinsamen Umwelt dadurch ins Innere der Praktiken verlegt werden kann, dass die Einschränkung der perspektivenabhängigen Schlusstätigkeit durch Umweltbedingungen inferentiell rekonzipiert wird. Bezüglich des zweiten sieht Brandom die detaillierte Entwicklung der semantischen Normen diskursiv-anaphorischer Anknüpfungen als “offering an account of *referential* relations to objects in terms ultimately of *inferential* relations among claims” (AR: 28). Die Kombination von weitem Inferenzbegriff und anaphorisch-substitutioneller Semantik im Navigationsmodell der Kommunikation stellt Brandoms Lösungsvorschlag für das Kommunikations- und Perspektivitätsproblem dar: “adopting the navigation-across-perspectives model of communication can [...] be seen as a way of developing the [...] retreat-to-reference response to the challenge to make communication intelligible within a holistic semantics” (Brandom 2010b: 172).

Im Folgenden möchte ich prüfen, ob der Inferentialismus Brandomscher Prägung tatsächlich eine Lösung des Kommunikationsproblems ohne Inanspruchnahme wesentlich referenzieller Elemente leistet. Zunächst werde ich dabei im nächsten Abschnitt kurz die Suggestion des *N a c h - I n n e n - V e r l e g e n s* von semantischen Beiträgen der Umwelt im weiten Inferenzbegriff als Lösungs-

ressource für das Kommunikationsproblem kommentieren. Dabei wird sich – auch Brandons eigener Einschätzung nach – herausstellen, dass die bloße Einbettung perzeptuell-praktischer materialer Festlegungen in diskursiv-inferentielle Praktiken entweder ihre Erklärungskraft Referenzinfiltrationen verdankt oder diese systematisch unbestimmt lässt. Um für sozial verbindliche semantische Normen hinzureichen, verweist die Einbettung damit zurück auf die Notwendigkeit zugrundeliegender semantischer Normen gegenseitiger Ausdrucksinterpretation für die Lösung des Kommunikationsproblems. Im Anschluss werde ich deren Entfaltung in Brandons Inferentialismus auf das Hinreichen zu referenzanalogen semantischen Normierungen untersuchen.

4. Weiter Inferentialismus und illegitime Referenzinfiltration

Nur ein Referenzersatz verspricht also die Lösung des Kommunikationsproblems. Unsere inferentiellen Materialien sind, dem weiten Inferenzbegriff nach, bereits mit der Umwelt verbunden, indem unsere informationstragenden (verlässlichen) kognitiven Reaktionen auf dieselbe und Interventionen in sie in Form von doxastischen und praktischen Festlegungen ihre Spur hinterlassen. Es fragt sich daher, ob die Erweiterung ein Korrelat semantischen Weltbezugs *indirekt* liefert. In der Literatur und in Brandons Theorieselbstdarstellung wird in Bezug auf die Frage der Einholung referenzieller Grundannahmen häufig die Sellarssche Komponente des Brandonschen Inferentialismus ins Feld geführt, durch die die intellektuellen Folgerungssysteme um die praktisch-perzeptuellen erweitert und damit sozusagen *von innen* mit Weltbezügen aufgeladen werden. Brandom suggeriert nun häufiger, dass sich damit das Bezugsproblem auf die Umwelt sozusagen von selbst löst, da wir es ja nun mit gegenstandsinvolvierten pragmatistischen Intelligenzen und nicht nur mit cartesischen Intellekten zu tun haben.¹² Dann sei es nur noch ein kleiner Schritt, so die Denkeinladung, von öffentlich durch perzeptuell-praktische Einbettung zugänglichen Objektbezügen zu geteilten semantischen Bezugspunkten überzugehen und damit ein perspektiventranszendierendes Element *innerhalb* der inferentialistischen Ressourcen zu identifizieren.¹³

Diese Suggestion kann aber schon aus einem prinzipiellen Grund nicht hilfreich für die Lösung des Kommunikations- und Perspektivitätsproblem inferentiell definierter Gehalte sein. Die Erweiterung des Inferentialismus auf *material proprieties* und praktische Eingangs- und Ausgangsbestimmungen macht Sprecher und ihre inferentiell definierten doxastischen und praktischen Repertoires ja zunächst nur zu besser als lediglich sprachlich ausgestatteten praktischen Intelligenzen. Selbst wenn wir es nun mit praktisch involvierten Intelligenzen zu tun haben, wirken sich doch ihre durch Umweltinteraktionen unmittelbar gewonnenen materialen Schlussberechtigungen (MIE: 596) nur auf die jeweiligen individuellen inferentiellen Repertoires aus. Im inferentialistischen Sinne bedeutet ihre Hinzunahme ein Mehr an materialen inferentiellen Ressourcen, aber nicht ein *Anders* an transpersonaler Verfügbar-

keit und Signifikanz. In gewissem Sinne verschärft sich das Kommunikationsproblem damit sogar. Da ihre mentalen Zustände nun allesamt informationstragend sind, steht diesen Intelligenzen im Gegensatz zu klassisch empiristischen Ansätzen, in denen wahrnehmungsabhängige materiale *proprieties* empirisch und daher nicht bedeutungsbestimmend sind, keine inferentiellen Übergänge mehr als nicht zur Gehaltsbestimmung zählend und bloß empirisch (aber damit auch perspektivenneutral) zur Verfügung. Wenn das Kommunikations- und Perspektivitätsproblem (wie von Brandom zuvor überzeugend dargelegt) eine Folgerung aus der Kombination von Inferentialismus und Bedeutungsholismus ist, dann stellt es sich auch und gerade für weit-inferentialistisch ausgestattete Intelligenzen. Daher kann der Hinweis auf weite Inferentialität im Sinne der *incorporation of material* (MIE: 623) höchstens Teil des Problems sein, aber nicht selbst die Lösung.¹⁴

Dass Brandom sich dennoch einen Lösungsbeitrag von der Einführung des *weiten* Inferenzbegriffs erhofft, ohne diesen auf die kausale Bestimmung von Dispositionen zu reduzieren, erkennt man daran, dass er auf einen Einwand von Fodor/Lepore (2010) gleicher Stoßrichtung den *weiten* Inferenzbegriff ins Feld führt, um die Konsequenz aus dem perspektivistischen Bedeutungsholismus als *zu extrem* zu entkräften, dass “we share nothing”. Sein Argument lautet:

“we do share the words, at least in the sense of noise [and] mapping the noises made by the interpretive target onto the noises made by the interpreter [...] recall that inferential role in the broad sense includes the inferential connections between circumstances of appropriate application and appropriate consequences of application quite generally – even when circumstances or consequences of application themselves are non-inferential” (Brandom 2010b: 170f.)¹⁵

Doch wenn wir die zuvor genannte Perspektivenrelativität des Gehalts ernstnehmen, kann es nicht ohne Weiteres überzeugen, dass

“these language entry and language exit moves, no less than the language-language ones, also give us something important in common [...] I do not see why the structures so described do not underwrite a *perfectly intelligible notion of partially shared* [...] *inferential roles*” (Brandom 2010b: 171).

Das Problem besteht in der Behauptung der Gemeinsamkeit und Geteiltheit (im Unterschied zu der von keiner Seite angezweifelte Öffentlichkeit) der Umstände. Da es sich bei den betreffenden Informationen um materiale Substitutionsschlüsse und ähnliche Zusatzannahmen handelt, ist nicht klar, weshalb die Öffentlichkeit und der *non-inferentielle* (das heißt nicht inferenzabhängige) Charakter der Umstände als solcher zur beiderseitig verpflichtenden Veränderung deontischer Status oder auch nur Einstellungen führen sollte. Dadurch wird ja die Information selbst nicht nicht-inferentiell. Schließlich ordnet ja, wie gesagt, Brandoms Perspektivismus zufolge jeder die entspre-

chenden Informationen in sein eigenes Hintergrundrepertoire ein. Auch der Hinweis auf die Öffentlichkeit der Umstände diskursiver Praxis weist also keine im Sinne des Inferentialismus nicht-perspektivische gehaltsbestimmende Ressource auf, solange der Zusammenhang mit normativ erforderlichen Statusveränderungen nicht klar ist.

Brandom bedient sich hier an den entscheidenden Stellen immer wieder natürlicher, von ihm als inferentiell deklarierter (aber eben nicht erklärter) Übergänge von kausalen Beschränkungen diskursiver Praxis zu normativen Bestimmungen semantischer Gehalte. Diese werden dann als adäquate inferentialistische Korrelate für referenzielle Elemente in der Gehaltsspezifikation weiterverwendet und für den Aufweis herangezogen, dass eine so erweiterte inferentialistische Position die inferentiellen Effekte erfolgreicher demonstrativer Bezugnahme besser erklären könne als die herkömmliche referenzielle Interpretation.

Letztere sieht sich ja dem Problem gegenüber, wie ein nicht als propositionaler Gehalt erscheinender außersprachlicher Gegenstand in das Spiel und Gegenspiel von Gründen eingreifen und dies so beschränken können soll. Die Erweiterung soll dabei helfen, den so benannten *Mythos des Gegebenen* durch die Identifikation von primär propositionalen und erst sekundär (durch propositional und kommunikativ erfolgende Identifikationsleistungen) referenziell zu reinterpretierenden Informationsaufnahmen aus wahrnehmender Interaktion mit Umweltumständen zu entkräften, ohne bei den primären Bezügen referenzielle Annahmen einzuschmuggeln. Repräsentativ für diese Argumentationslinie ist MIE, Kapitel 5.V.4., wo Brandom bei der Erläuterung des weiten Inferenzbegriffs gleitend von der Existenz von *empirical and practical constraints* für jeden Kontoführer über *proprieties* materialer Inferenzen (die in diesem Zusammenhang darin bestehen, dass man kontingent nicht zu allem berechtigt ist, worauf man sich festlegt, weil einige Festlegungen unmittelbar umweltlich bedingt sind) zu *conceptual proprieties* übergeht. Daraus schließt Brandom, dass es eine "causal contribution to the norms" gibt, die Sprachgemeinschaftsmitglieder dazu instand setzt,

"to have undertaken commitments by using [...] words that outrun their capacity to recognize these commitments, [so that] I can find myself with incompatible commitments [...]. The possibility of incompatible commitments arising from the cycle of perception, inference, action, and perception reflects the way the normative structure [...] incorporates elements of the causal order" (MIE: 331f.).

In ähnlicher Weise beschreibt Brandom die Einbeziehung der kausalen Ordnung als Domestizierung des Normativen: "Normative statuses *are* domesticated by being understood in terms of normative attitudes, which are *in the causal order*" (MIE: 626; zweite Hervorhebung A.M.).

Wie ist es aber genauer verständlich zu machen, dass einem im Verlauf von Wahrnehmung, Schluss, Handlung und Wahrnehmung eines Resultats der deontische Status zuwächst, miteinander inkompatible Festlegungen zu besit-

zen? Brandom zufolge hängen die für eine Sprecherin tatsächlich geltenden Festlegungen, Berechtigungen und Inkompatibilitäten nicht nur davon ab, welche Festlegungen, Berechtigungen und Inkompatibilitäten sie selbst unternimmt, beansprucht oder feststellt, sondern auch davon, welche davon von anderen Sprecherinnen anerkannt, übernommen oder bestritten werden können. Um diese Anerkennungen, Übernahmen und Anfechtungen (das heißt, die für die Produktion des Sprecherstatus verantwortlichen Einstellungen) vornehmen zu können, müssen die fraglichen anderen jedoch zunächst identifizieren können, um welche Festlegungen (und so weiter) es sich bei den Behauptungen der Sprecherin gehandelt hat und somit Normen dafür unterstellen, wie das Sprachverhalten für alle (sie selbst und die Sprecherin) so zu verstehen ist, dass bestimmte geäußerte Worte bestimmte Festlegungen (und so weiter.) ausdrücken. Demnach baute aber nun die soziale Wechselwirkung normativer Einstellungen zur Produktion transpersonal identischer normativer Status (wie Berechtigung) auf stillschweigend mitlaufende semantische Normen auf. In dazu analoger Weise kann sich ein einzelner Sprecher nur dann miteinander inkompatiblen Festlegungen gegenübersehen, wenn diese so bestimmt sind, dass der Ausdruck der einen Festlegung als Behauptung der Berechtigung zur Behauptung der anderen widerspricht und deswegen nur eine der beiden unternimmt. Das ist jedoch die entgegengesetzte Erklärungsrichtung, wie die von Brandom intendierte.

Das die betreffende Stelle elaborierende Beispiel erlaubt es, dies zu verdeutlichen:

“So if I perceive a liquid as tasting sour, infer that it is an acid, infer further that it will therefore turn litmus paper red, and, intending to match a red pigment sample, accordingly dip litmus paper in the liquid, I may nonetheless subsequently acquire perceptually commitment to the result being a blue [...] piece of paper, and *hence an acknowledgment of my practical failure*. [...] As a result, empirical and practical constraints get built into what commitments (including inferential commitments) one can sustain entitlement to” (MIE: 332f.; Hervorhebung A.M.).¹⁶

Es ist nur dann der Fall, dass ich das unerwartete Resultat des Tests als „failure“ identifizieren sollte statt als Zuwachs an bedeutungsbestimmender Information, wenn für mich unabhängig vom Testresultat bereits festliegt, dass das „acid“ nur dann korrekt angewendet ist, wenn es Lackmuspapier rot färbt (das heißt die Referenz von *acid* das ist, wie auch immer es korrekt beschreibbar sein möge, was Lackmuspapier rot und nicht anders färbt) und ich damit den Status der Berechtigung zu dieser Festsetzung fixiere (MIE: Kap.1.VI.2).¹⁷ Das ist allerdings eine semantische Festlegung, die ausschließt, dass *acid* der Ausdruck für all das ist, was Lackmuspapier manchmal rot und manchmal blau färbt (was *acid* in der öffentlichen Sprache oder bei Experten auch verlangen mag). Es ist natürlich nicht inferentiell verboten, die Blaufärbungsbeobachtung als Korrektur der Bedeutung von *acid* anzusetzen. Es ist aber semantisch verboten, wenn alles mit *acid* korrekt Beschreibbare das zu sein hat, was Lackmuspapier rot

und nicht anders färbt (das heißt dieser Kausalzusammenhang als Standardprozess für die Weiterverwendung von *acid* fixiert ist). Nur dann kann ich folgern, dass eine Verpflichtung zum Einstellungswandel von “undertaking the commitment that what tastes sour is an acid” zu “acknowledgment of failure” besteht. Das heißt der Status, miteinander unvereinbare Festlegungen zu bemerken und im Lichte unerwarteter Wahrnehmungen die Einstellung zu einigen meiner Festlegungen zu korrigieren, hängt von dem inferenzimmanent festliegenden Status der Berechtigung zur Fixierung des semantischen Werts von *acid* mittels eines Standardprozesses ab, der die intuitiv bedeutungsverändernde Inferenz unterbindet.¹⁸ Das gilt unabhängig von der Tatsache, dass Brandom hier ja einen Fall *praktischer* Lernprozesse betrachtet, in die scheinbar keine (bewussten) Repräsentationen eingehen, denn es ist für die Darstellung der Handlungsabfolge hier wesentlich, dass *ich darauf schließe, dass es sich um eine Säure handelt*, was sicherlich kein lediglich praktischer, sondern ein wesentlich situationserfassend-darstellender und erst dadurch hypothesengenerierender kognitiver Schritt ist.¹⁹ Der inferentielle Lernerfolg hängt hier von der Voraussetzung von *de facto* referenziellen (bezugsfixierenden) Annahmen ab, nicht umgekehrt die Berechtigung zu konstruktiv erzeugten referenzanalogen (aber fundamental inferentialistischen) Interpretationshypothesen von referenzfreien (freistehenden) Folgerungsketten.²⁰

Ohne festliegende Interpretationen der words (oder Anerkennung von unmittelbar aus der feststellenden Autorisierung nichtperspektivischer Umweltzustände durch erstpersionale objektabhängige Behauptungen²¹) könnte die fragliche “incorporation of the causal order” und der damit einhergehenden unerwarteten Wahrnehmungen – der aus dem Holismus resultierenden Unterbestimmtheit zufolge – immer nur die disjunktive Signifikanz erreichen, entweder eine Veränderung der Bedeutung der Worte (ihre Anwendung auf Dinge, die der alten Regularität zufolge noch nicht dazuzählten) oder eine Inkompatibilität erzeugen. Nur dann, wenn die Beiträge der kausalen Ordnung legitimiert als Beiträge zur propriety von Schlüssen (zum Beispiel auf Inkompatibilität) aufgefasst werden, kann von ihnen überhaupt so etwas wie ein Zwang ausgehen, der den eigenen Festlegungen und Berechtigungen gegenüber autoritativ ist.²² Und das ist nur dann der Fall, wenn festliegt, welche Erfahrungen zu welchen Sprachgebrauchsmustern in Gegensatz treten und somit, welche Gebrauchsmuster semantisch normativ und erst damit inferentiell relevant sind. Die Möglichkeit des “outrun their capacity to recognize” kommt also nur entweder unter Voraussetzung festliegender Bezugnahmeregeln oder nicht zwingend zustande.²³ Da das Kommunikationsproblem wegen des Holismus nur auf referenzanaloge Weise gelöst werden kann und als gemeinsam identifizierbare Referenz durch kausale Einbettung jedes Einzelnen inferentiell auf diese Reagierenden nicht hinreichend bestimmbar ist, stellt der Hinweis auf die Erweiterung des Inferenzbegriffs also höchstens eine Erweiterung des Kommunikationsproblems um die Frage dar, wie die Festlegung semantischer

Regeln/Normen durch referenzanaloge aber referenzfreie Mittel erfolgen kann, aber nicht eine mögliche Lösung desselben.²⁴

Die vorgeblich erfolgreiche referenzanaloge aber referenzfreie Erklärung von Gehaltskontinuität ist somit in den Beispielen und der Berufung auf den weiten Inferenzbegriff als *erfolgt vorausgesetzt* und nicht dort geleistet. Brandoms Beispiele kognitiver Effekte von wahrnehmungsbasierten Selbstkorrekturen sind mit referenziellen Annahmen völlig einleuchtend und erhellend. Im Anschluss an Lycan (1986: 258) könnte man von „Referenzinfiltrierungen“ in Brandoms Darstellung sprechen,²⁵ die sich als Nebeneffekte der kohärenten Beschreibung bestimmter Beispiele fast unwillkürlich einstellen. Dem Vermeidungsprinzip zufolge sind sie jedoch unzulässig für die Lösung des Kommunikationsproblems und des Perspektivenrelativitätsproblems sprachlichen Gehalts. Fairerweise ist zu sagen, dass Brandom selbst nicht explizit behauptet, mit diesen Hinzufügungen allein das Kommunikationsproblem zu lösen; im Gegenteil ordnet er Erwägungen des umweltlich Geteilten Handlungshintergrunds dem „so far sub-semantic level“ (Brandom 2010b: 171) zu. Brandoms Diskussion beruht in diesen Zusammenhängen also auf der *Vorwegnahme* eines diese Unterscheidungen und Bestimmungen leistenden referenzfreien aber referenzanalogen Mechanismus. Diesem wende ich mich nun zu.

5. Anapher als Lösungsvorschlag

Brandoms Navigationsmodell zufolge verlangt die Lösung des Kommunikationsproblems eine Erklärung der “capacity [...] of the audience to pick up a speaker’s tokening [to] [...] connect it to their own substitution-inferential commitments is part of what makes it possible [...] (to extract) information from it” (MIE: 475). Wie gerade gesehen, reicht die *Weiterfassung* des inferentiellen *Materials* nicht für diese Aufgabe hin, da sie den Beitrag der informationshaltigen Umwelt zu Veränderungen der kognitiv-inferentiellen Repertoires von Sprechern unbestimmt und perspektivenrelativ belässt. Für eine solche Bestimmung und das *Erben* so bestimmter (und nicht anderer) Information von Ausdrucksäußerungen anderer bedarf es semantischer Normen die von Sprechern geäußerte Ausdrücke spezifisch sensitiv auf Veränderungen der materialen Informationslage machen. Deren Integration in existierende inferentielle Milieus muss für jeden diesen Ausdruck übernehmenden Hörer in bestimmter (und nicht anderer) Weise signifikant sein. Solche semantischen Mechanismen und Normen erläutert Brandom in seiner substitutionell-anaphorischen Semantik in Kapitel 5-7 von MIE. Ohne näher auf die andernorts ausführlich dargestellten Details der teils genialen Kunstgriffe in Brandoms Durchführung des Programms einer inferentialistischen Semantik eingehen zu wollen, empfiehlt es sich an dieser Stelle, seine inferentialistische Konzeption stehender – und in diesem Sinne *verbindlicher* – lexikalischer Bedeutungen kurz einzuführen, um Verwechslungen mit anaphorisch *geerbten* Gehalten aus dem Weg zu gehen.

Die stehende Bedeutung wiederkehrender Satzkomponenten im Milieu der Festlegungen eines kompetenten Sprechers erklärt Brandom im Sinne einer Erweiterung der inferentialistischen Analyse von der Ebene der (direkt als Prämissen und Konklusionen verfügbaren und damit signifikanztragenden) Sätze auf die der Satzkomponenten wie folgt: Die Bedeutung eines subsententiellen, an der Subjektstelle einer einfachen Behauptung auftretenden Ausdrucks besteht in dessen indirekt inferentieller Rolle, und diese wiederum ergibt sich aus den festlegungserhaltenden Substitutionsschlüssen, in die er eingeht. In welche Substitutionsschlüsse ein gegebener Ausdruck eingeht, hängt wiederum von den „einfachen materialen substitutionsinferentiellen Festlegungen“ (SMSICs; MIE: 373) des den Ausdruck verwendenden Sprechers ab. Diese einfachen materialen Festlegungen bestimmen in ihrer Gesamtheit die Gesamtbedeutung des in ihnen vorkommenden Ausdrucks mittels dessen Rolle in einem System von Substitutionsschlüssen. Diese Substitutionsschlüsse lassen sich beispielsweise mit Bezug auf die Bedeutung von *Goethe* dahingehend charakterisieren (Wanderer 2008: 131), dass der Schluss von (1) *Goethe X* auf (2) *Der Autor von Iphigenie auf Tauris X* material gut ist. Die Gesamtsignifikanz des Ausdrucks *Goethe* für einen Sprecher besteht demnach in der Gesamtheit der inferentiellen und substitutionellen Festlegungen, an denen er Teil hat.²⁶ Dass die Hinzufügung substitutioneller Festlegungen zum inferentiellen Repertoire das Perspektivismus- und Kommunikationsproblem nicht lösen kann, sollte klar sein, denn durch die Abhängigkeit der Richtigkeit der Ersetzungen von einfachen materialen Festlegungen sind diese ja Teil der für den jeweiligen individuellen Sprecher zu bestimmenden Signifikanz und somit Teil der perspektivencharakterisierenden Festlegungen.

Um von diesen perspektivenrelativen Ressourcen für die Extraktion von Information aus Sprecheräußerungen zu perspektivenneutralen Bezugspunkten für Sprecher und Hörer und damit der Herstellung von kommunikativen Verknüpfungen zu gelangen, bedarf es also eines weiteren Analyseschrittes, der unterschiedliche Substitutionsrepertoires miteinander durch so etwas wie Brückenprinzipien verbindet. Dabei wird nun wichtig, dass es sich bei Kommunikation um eine diskursive Praxis der gegenseitigen Äußerungsinterpretation und damit ein Verhältnis von Sprachverwenden handelt. Schon die substitutionstheoretische Erklärung der Signifikanz subsententieller Ausdrücke greift ja aus gebrauchstheoretischer Sicht auf eine weitere Struktur zurück, wie an einer Analyse der Effekte auf ein System von Festlegungen ersichtlich wird. Substitutionsschlüsse dieser Struktur sind genau dann festlegungserhaltend, wenn sie dazu berechtigen, einen Ausdruck in einem (eine bestimmte Festlegung ausdrückenden) Behauptungssatz durch einen mit ihm in einem einfachen materialen Substitutionsschluss assoziierten Ausdruck zu ersetzen.

Beispielsweise ist die Festlegung darauf, dass Goethe hessisch sprach die selbe wie die, dass der Autor von *Iphigenie auf Tauris* hessisch sprach, das heißt sie folgt aus denselben Voraussetzungen und erlaubt dieselben Folgerungen im Kontext der Gesamtheit von Substitutionsschlüssen, auf die ein

gegebener Sprecher festgelegt ist, da man diese Ersetzung ja jederzeit wieder rückgängig machen kann, indem man den Ausdruck *Goethe* wieder für *der Autor von Iphigenie auf Tauris* ersetzt. Daraus wird jedoch auch klar, dass Substitutionsschlüsse auf wiederkehrende Ausdruckstypen bezogen definiert sind. Nimmt man es gebrauchstheoretisch genau, dann besteht die semantische Signifikanz von substitutionellen Netzwerken darin, dass jede Äußerung des Ausdruckstyps *Goethe* in einem indikativen Behauptungssatz ohne indirekte Rede durch ein token */Goethe/* durch eine Äußerung des Ausdruckstyps *der Autor von Iphigenie auf Tauris* in demselben Satz durch ein token */der Autor von Iphigenie auf Tauris/* ersetzt werden kann. Somit verlangt die Anwendung von Substitutionsregeln auf die Satzverortungen (occurrences) bestimmter Ausdrücke in Äußerungskontexten die Annahme, dass die in diesen Äußerungen enthaltenen tokens *Rekurrenzen* (oder semantisch *inerte* Äußerungswiederholungen) darstellen.²⁷ Diese semantisch inerten (aber potentiell, im homophonen Fall der Rekurrenz, ausdruckstypisierenden) Äußerungswiederholungsstrukturen entnimmt Brandom dem anaphorischen Modell.

Die Grundlage für Brandoms Modell bildet die sogenannte Diskursanapher oder *Faulheitsanapher*²⁸, in der man die Wiederholung langer Ausdrücke für den Bezug auf Gegenstände durch pronominale Ausdrücke vermeidet, wie beispielsweise in dem Satz *Der Autor von Iphigenie auf Tauris sprach hessisch, weil er aus Frankfurt am Main war*. Das Pronomen *er* stellt Goethe nicht dar und fügt keinerlei beschreibende Information hinzu (ist also in diesem Sinne „semantisch inert“ (MIE: 303). Es erfüllt eine *Funktion*, nämlich die eines Platzhalters in der Satzstruktur, der den Gehalt eines vorhergehenden Äußerungsausdrucks zum Satz beiträgt, von dem er *abhängt*. Solche Anaphern sind Mittel des zurückverweisenden Gehaltserhalts.²⁹ *Welchen* Gehalt beispielsweise *er* in einem Satz hat, hängt dabei nicht wesentlich davon ab, was *er* bedeutet, sondern nur von dem (von Sprechern frei wählbaren und im Beispiel als *Der Autor von Iphigenie auf Tauris* festgelegten) Ausdruck, auf den *er* zurückzuverweisen hat.³⁰ Anaphorische Rückverweise sind jedoch nicht von der Präsenz von Pronominalausdrücken abhängig – diese zeigen lediglich, dass es für die erfolgreiche Erfüllung der anaphorischen Funktion (bis auf syntaktische bzw. *grammatische* Bindungselemente wie Genus und Numerus) keiner eigener deskriptiver semantischer Eigenschaften des zurückverweisenden Ausdrucks bedarf. Anaphorische Verbindungen sind im Gegensatz zu Substitutionsschlüssen auf Ausdruckseignisse oder *tokens* bezogen definiert, weswegen jede andere identifizierende Bezugnahme auf diese tokens ein funktionales Äquivalent zum Pronomen liefert, so lange sie die Verbindung zum selben Antezedens aufrechterhält. Anaphorische Verbindungen bieten damit die gesuchten Rekurrenzstrukturen, derer sich Substitutionsschlüsse implizit bedienen. Das Resultat anaphorischer Rückverweise ist eine *Verkettung* von Ausdrücken beliebigen lexikalischen Typs, solange der verwendete Ausdruck im Anschlussatz *es grammatisch* erlaubt, auf das vorhergehende Kettenglied im Antezedenssatz Bezug zu nehmen. Jede anaphorische Fortsetzung der Kette wieder-

rum ist dadurch definiert, dass sie Gehalt lediglich von vorherigen Gliedern übernimmt. Somit haben alle Glieder einer gegebenen anaphorischen Kette dieselbe Bedeutung, die darin enthaltenen Ausdrucksergebnisse bilden also eine semantische Äquivalenzklasse.

Eine bestehende anaphorische Kette lässt sich hinsichtlich des Gehalts der in ihr vorkommenden token als „Intersubstituierbarkeitsklasse“ (das heißt das Produkt aus „Rekurrenzklasse“ (MIE: 457) und Substitutionsberechtigung) auffassen und damit pragmatisch als Klasse von Ausdrucksvorkommnissen, von denen jeder Sprecher gleichermaßen weiß, dass sie füreinander ersetzt werden können,³¹ und somit, dass es für die Berechtigung dieser Ersetzungen keine Rolle spielt, wer und unter welchen Substituierbarkeitsfestlegungshintergründen ein Vorkommnis geäußert hat. Es handelt sich hierbei um einen Effekt der (stipulierten) Verkettung, den Brandom als entscheidend für die meta-semantische Identifikation der semantischen Natur des Phänomens anaphorischer Verknüpfungen betrachtet. Diesem Effekt zufolge, dass es sich nämlich bei den miteinander verketteten tokens um eine Intersubstitutionsklasse handelt und Intersubstitution von anaphorisch verketteten tokens eine Art von Substitution ist, und Substitution eine inferentielle Beziehung ist, nimmt Brandom die These der inferentiellen Natur der Semantik anaphorischer Verkettungen, die ich als *IN* abkürze, als erwiesen an:

(*IN*) Anaphorische Mechanismen selbst sind rein inferentielle (und alle anderen semantischen Beziehungen fundierende) Phänomene.³²

Drei bislang eher beiläufige Aspekte von Brandoms Modellierung anaphorischer Ketten sind wichtig dafür zu verstehen, inwiefern ihm zufolge anaphorische Ketten (die ja im Sinne der deontischen Status in der Kommunikation Substitutionsberechtigungen darstellen, die ein sie stipulierender Sprecher als Festlegung erwerben kann) anders als perspektivische Substitutionsfestlegungen nicht perspektivisch, sondern perspektivenneutral verfügbar und alle Sprecher unter eine gemeinsame semantische Norm bringend anzusehen sind.

(A1) Erstens sind die Ketten nämlich als auf raumzeitlich verortete Ausdrucksvorkommnisse definierte Verknüpfungen öffentlich zugänglich (MIE: 311). (A2) Zweitens werden erst durch anaphorische Strukturen bestimmte Ausdrucksklassen als Kandidaten für substitutioneller Strukturen erkennbar (und in diesem Sinne gehen öffentlich zugängliche Verknüpfungsergebnisse semantisch perspektivencharakterisierenden ‚substitutionellen‘ Identifikationsverknüpfungen voraus).³³ (A3) Drittens sind sie als durch Sprecher und Hörer im Vollzug diskursiver Fortsetzung stipulierte Verweise sozusagen direkte semantische Normierungen von Ausdrucksklassen miteinander verketteter Vorkommnisse als gehaltgleich, die mittels der Fähigkeit zu anaphorisch akzeptablen Fortsetzungen eines Dialogs zum Ausdruck kommen und, sobald so ausgedrückt, von Brandom als für beide Seiten gleichermaßen verpflichtend postuliert werden³⁴:

“Anaphoric chains running through bits of discourse [...] are normative features attributed to the discourse by deontic scorekeepers [...] of the obligation that the significance assigned to [...] one part of the discourse answer in systematic ways to the significance assigned to [...] another” (MIE: 460).³⁵

Der für Brandoms referenzanaloge aber (angeblich) referenzfreie Erklärung der Kommunikation entscheidende Witz an anaphorischen Abhängigkeiten ist, dass anaphorische Abhängigkeit (laut (A1)) als Bezug auf das Verwendungsereignis eines Antezedenzausdrucks im Gegensatz zu der mit dem Ausdruck von einem Sprecher verbundenen Signifikanz definiert ist. Anaphorische Ketten sind in diesem Sinne *neutral* (laut (A2) sogar vorgängig) gegenüber den perspektivisch unterschiedlichen Interpretationen der Ausdrucksergebnisse und (da nachfolgende Kettenglieder ja – laut (A3) – *a b h ä n g i g* von vorherigen und damit nicht eigenständig semantisch bewertet werden können) dennoch *stipulativ* als korrekt gehaltserhaltende Verkettungen erkennbar:

“Use of an anaphoric proform implicitly *stipulates* coreference with the anaphoric antecedent [...] Thus differences in the *substitutional* commitments [...] according to speakers and audience can be bracketed and a *common topic* of conversation secured by using a tokening that is anaphorically dependent. [...] Interpersonal anaphora achieves just the effect that matters for securing communication in the face of differences in collateral commitments” (MIE: 486).

Mit den in (A1)-(A3) aufgeführten semantischen und pragmatischen Eigenschaften weist Brandom anaphorische Ketten als (a) Strukturen der „Vererbung“ von Gehalt (MIE: 283) und (b) zureichende Bedingung zur Sicherung eines gemeinsamen Gesprächsinhalts (*common topic*) aus. Die in der anaphorischen Anknüpfung an in der diskursiven Praxis zeitlich vorangehende Äußerungen stellt demnach die *f u n d a m e n t a l e* semantische Fähigkeit von Sprechern dar:

“it permits each interlocutor to produce utterances employing tokenings that have been *stipulated* to be recurrences of *arbitrary* tokenings by others. [...] such recurrences provide the basic points of contact between different repertoires of commitments” (MIE: 458).

Brandom hatte ja zuvor den grundsätzlichen Lösungsansatz mit aus inferentialistischen Prämissen folgenden Gründen im referenziellen Bereich angesiedelt, dessen Annahmen aber nur unter inferentialistischer Korrektur in seine Semantik eingegliedert werden können (MIE: 477ff.). Die Sprechern und Hörern universal verfügbare Fähigkeit zur anaphorischen Bezugnahme auf vorhergehende Redebeiträge ist die von Brandom gesuchte referenzanaloge Struktur, die eine Erklärung der Kommunikation über perspektivisch verfasste, inferentiell signifikanzbestimmende individuelle doxastische Repertoires hinweg leisten soll: “Anaphora is a *mechanism* that permits undertaking and attributing

commitments *concerning objects* that one need not be able to specify" (MIE: 487).

Wie sieht nun die erhoffte Erklärung der Kommunikation aus? Die Grundstruktur scheint in drei Schritten zu verlaufen: (E1) Weil und nur insoweit als dialogkompetente Sprecher den Mechanismus der anaphorischen Anknüpfung als grammatische Kompetenz beziehungsweise (einstellungsunabhängig verfügbaren) Mechanismus³⁶ diskursiven Rückverweises beliebiger Gehalte beherrschen, sind sie dazu in der Lage, unter Absehung von der perspektivenabhängigen Signifikanz der Wahl des Sprechers eine tatsächliche Sprecheräußerung in das eigene Vokabular abzubilden und mit Hilfe desselben auszudrücken, ohne dabei unterschiedliche semantische Werte annehmen zu müssen, da sie ihre eigene Interpretation beziehungsweise Wiedergabe der Äußerung durch eine praktisch für den Vorredner erkennbare anaphorische Anknüpfung als anaphorische Anknüpfung festsetzen können.

(E2) Weil und nur insofern als jeder mit der grammatischen Struktur verträgliche Ausdruck für solche Anknüpfungen lizenziert ist und dies Sprecher und Hörer bekannt ist, und weil und insofern als jeder solche Ausdruck durch substitutionelle Verknüpfungen in das jeweils eigene inferentielle Repertoire eingebettet ist, handelt es sich bei anaphorisch verknüpften Ausdrücken aus beiden voneinander unabhängigen Perspektiven um für sie selbst als gehaltvoll erkennbare Ausdrücke.

(E3) Weil und nur insofern als dies der Fall ist, ist der Semantiktheoretiker dazu berechtigt, anaphorische Ketten als Gehalte vermittelnde und (wegen der Sprechern und Hörern als stipuliert gemeinsamen semantischen Substitutionserlaubnissen in anaphorischen Ketten) als Äquivalenzklassen gehaltgleicher Ausdrücke theoretisch aufzufassen. Da nun alle am Dialog beteiligten Sprecher als berechtigterweise von der Gehaltbarkeit aller Ausdrucksvorkommnisse ausgehend darstellbar sind und sämtliche Ausdrucksvorkommnisse als gehaltvermittelnd und, per Stipulation durch semantische Normen als gehaltgleich identifizierbar sind, handelt es sich auch bei Abweichungen doxastischer Horizonte um Fälle erfolgreichen Kommunizierens im Sinne geteilter (gegenseitig zuschreibbarer und identifizierbarer) Gehalte.

Unter Annahme des Erklärungserfolgs des in (E1)-(E3) vorgeschlagenen und lediglich auf (A1)-(A3) rekurrierenden Modells folgt dann aufgrund der metasemantischen These der inferentiellen Natur der Anapher (IN) weiter, dass die Lösung des Kommunikationsproblems auf rein inferentialistischer Grundlage steht (das heißt keine repräsentationalistischen beziehungsweise referenzinvolvierenden Zusatzprämissen benötigt). Die dreischichtige inferentiell-substitutionell-anaphorische Semantik bietet demnach zureichende Bedingungen für die in diskursiven Praktiken über doxastische Gräben hinweg erfolgenden gegenseitigen Gehaltszuschreibungen (MIE: 484ff.).

Wenn die mittels (A1)-(A3) in (E1)-(E3) vorgenommene Modellierung die Lösung des Kommunikationsproblems in Brandons Theorie adäquat zusammenfasst, dann bedarf es mehrerer erläuternder Kommentare hinsichtlich der

damit erreichten Erklärungsebene. Zunächst ist klar, dass es sich bei dieser Erklärung um eine *metasemantische* Erklärung handelt, die den Begriff anaphorischer Verknüpfung als dialogkonstitutiven Begriff identifiziert und damit von anderen Kandidaten im referenziellen Repertoire unterscheidet wie zum Beispiel Deixis, bestimmte Beschreibungen, Eigennamen oder Extension. Hierher gehört auch Brandoms aufwendiger Nachweis in Kapitel 7 von MIE, dass die Signifikanz deiktischer Bezugnahmen ohne einen anaphorisch kodierten Hintergrund der Weiterverwendung der in deiktischen Bezugnahmen verwendeten tokens keine kommunizierbaren oder kognitiv verwertbaren (das heißt informationsverändernden) Konsequenzen haben kann. Zweitens wird auch klar, dass die von Brandom ausführlich analysierten, epistemisch-dialogischen Zuschreibungs- und Anerkennnismechanismen in Kapitel 8 von MIE, die ihrerseits grundlegend für die adäquate Zuweisung und Nachverfolgung deontischer Status im Begründungs- und Behauptungsaustausch sind, *nur aufgrund der Annahme anaphorischer Fähigkeiten* so funktionieren können, wie Brandom sie beschreibt.³⁷ Denn die in der Abstandnahme von in Sprecheräußerungen enthaltenen und zum Ausdruck kommenden Urteile und Festlegungen im Rahmen von *de re*-Zuschreibungen, in denen der Hörer die Sprecherausdrücke durch eigene ersetzt, um denselben Gehalt im Milieu eigener Festlegungen konstruktiv wiederzugeben, beruhen offensichtlich auf der Annahme einer zu dieser Ersetzung (diesem substitutionsinferentiellen Schluss) berechtigenden und *von beiden anerkannten semantischen Norm*, eben die anaphorischer (statt ausdrucks-erhaltender) Ersetzungen.

Drittens beruht die auf diesen perspektivenverschränkenden Zuschreibungspraktiken aufbauende Möglichkeit der Revision des berechtigten deontischen Status einer eigenen doxastischen Festlegung durch die erfolgreiche Kritik mittels anderer Festlegungen und damit Brandoms Erklärung des Sinns von Objektivität ebenfalls auf der Verfügung über allseits anerkannte anaphorische Mechanismen der Anknüpfung an Festlegungen ausdrückende Diskussionsbeiträge. Angesichts dieser Begründungsaufgaben ist auf jeden Fall deutlich, dass anaphorischen Mechanismen im Rahmen von Brandoms größerformatigen Vorhaben genau die Rolle zukommt, die der Bezugnahme auf Gegenstände einer allen Sprechern gemeinsamen Umwelt in referenzbasierten Ansätzen zukommt, nämlich die, Sprechern gemeinsame Diskussionsgegenstände über Überzeugungs-differenzen hinweg genauso zu liefern wie dieselben als das Maß dessen anzusetzen, was Sprecher über Kritik hinweg gerechtfertigt als korrekte Überzeugungen annehmen dürfen.

6. Anapher als unzureichendes semantisches Korrelat der Referenz

Der Erfolg der gerade vorgeschlagenen Erklärung auf metasemantischer Ebene soll hier genauso wenig in Frage gestellt werden wie die Korrektheit der pragmatischen Analyse von einstellungsüberbrückenden Gehaltszuschreibungen im Sinne der Fähigkeit zur reflexiven Inanspruchnahme der Differenz zwischen der Berechtigung zu (perspektivenabhängigen) Substitutionsfestlegungen und

der Berechtigung zu (frei stipulierbaren und lediglich als adäquate Anschlüsse) anaphorisch verpflichtenden Gesprächsfortsetzungen. Doch der Nachweis der fundamentalen Rolle anaphorischer Anknüpfungen als eines grundlegenden pragmatischen Repertoires zur Dialogfortsetzung impliziert nicht ohne Weiteres, dass diese Mechanismen selbst referenzfrei zu Sprechern als semantisch bestimmt (und somit erstens als in bestimmter Weise mit perspektivenabhängigen epistemischen Festlegungen interagierende als so bestimmt gemeinsamen) verfügbaren Gehalten hinreichen. Diese für das Funktionieren der Erklärung gemachte Voraussetzung ist nicht metasemantisch, sondern nur im Rahmen einer semantischen Theorie erhältlich, die charakterisiert, wie unterschiedliche anaphorische Ketten ihre unterschiedlichen Gehalte erhalten und somit, falls ein Sprecher von einem Hörer mittels einer unterscheidbaren Kette interpretiert wird, als inkorrekte Gehaltsidentifikation erkennbar sind. Schließlich ist es ja äußerst unplausibel, Sprechern zuzumuten, jede beliebige Stipulation von Gehaltsgleichheit als gleich akzeptabel in einer Diskussionssituation anzusehen, da sie dann keinerlei Grund haben anzunehmen, dass die Hörerbeiträge epistemisch oder semantisch auf die eigenen bezogen sind. Anaphorische Beziehungen sind also *prima facie* höchstens notwendige Bedingungen für die erfolgreiche und gehaltsteilende Kommunikation (indem durch sie zuvor nicht bestehende Rekurrenzstrukturen dynamisch im Austausch von Sprecher und Hörer hergestellt werden), aber keine hinreichenden Bedingungen für die Sprecher und Hörer berechtigt verpflichtende gemeinsame korrekte Identifikation des semantischen Gehalts bestimmter anaphorischer Ketten.

Darum bedarf es für die Beurteilung der Frage, ob Brandoms semantische Theorie referenzfreie hinreichende Bedingungen für die Kommunikation mittels bestimmter Gehalte angibt und so ihr Ziel erreicht, eines genaueren Blicks auf die semantische Frage der notwendigen Bedingungen für die Unterscheidung anaphorischer Ketten für die Herstellung eines *common topic*. Stellt sich hier heraus, dass bestimmende Unterscheidungen für Sprecher nur dann verfügbar sind, wenn man ihnen die Kompetenz zur Identifikation nichtanaphorischer semantischer Bewertungen zuschreibt, dann kommt die inferentialistische Lösung des Kommunikationsproblems nicht ohne stillschweigend in Anspruch genommene autonome referenzielle Elemente aus. Dann aber ist zumindest die folgende nur mittels (*IN*) folgende Einschätzung der Erklärungsreichweite von Brandoms Theorie nicht mehr haltbar: “truth and reference are philosopher’s fictions, generated by grammatical misunderstandings” (MIE: 324).³⁸ Die These (*IN*) ist keineswegs harmlos oder semantisch inert. Ich möchte nun Gründe für die Gegenthese am Beispiel kontextsensitiver Interpretation illustrieren.

Für die Entwicklung dieser Gründe empfiehlt es sich, Brandoms Erklärung des Zustandekommens bestimmter Gehalte anaphorischer Ketten zu betrachten. Wie gesehen, hat kommunikativer Erfolg (wie in §3, 150 ausgewiesen als “navigating perspectives in order to extract information from our remarks”; Brandom 2010b: 171) laut Brandom eine notwendige Bedingung:

“*extracting information* from the remarks of others requires [...] to be able to tell what their beliefs would be true *of if they were true*” (MIE: 517). Wegen der perspektivenrelativen Natur substitutionsinferentiellen Gehalts verlangt kommunikativer Erfolg – das heißt die Bestimmung dessen als *common topic* in Bezug worauf doxastische Sprecherfestlegungen als Behauptungen formuliert sind – daher auch bei geteilter Sprache *semantische Interpretation*:

“Anaphoric connections [...] provide a way of mapping [...] different repertoires of substitutional commitments onto one another [...] to keep track of how each set of concomitant commitments relates to the others. [...] such *correlation* of the substitution-inferential commitments (and hence doxastic commitments) [...] is [...] *interpretation* that is the uptake by a scorekeeping audience of some speaker’s claim” (MIE: 474f.).

Erfolgreiche *Interpretation* durch (stipulative) anaphorische *Korrelation* besteht also in der adäquaten und von beiden Gesprächsteilnehmern anerkeNNbaren Identifikation einer *bestimmten* (im Gegensatz zu anderen grammatisch erlaubten) anaphorischen Kette. Wäre allerdings der „uptake“, von dem Brandom hier spricht, nur *ausdrucksgebunden* in der Fortsetzung einer Kette durch Abbildung eines fremden Ausdrucks auf einen eigenen (dessen Signifikanz man selbst kennt) zu sehen, dann bliebe rätselhaft, wie sich dies als Vererbung von Gehalt oder *Interpretation* verstehen lässt, die es dem Hörer erlaubt, Information zu extrahieren. Daher ist der *semantische Wert* einer in der Beschreibung des Sprecherausdrucks *reproduzierbare* anaphorischen Aufnahme nicht lediglich im Ausdruck zu sehen:

“the indirect description [...] only anaphorically refers to the specified token and so, as a whole, refers *not* to that token but rather to whatever that token (its anaphoric antecedent) refers to. [...] the referent of the whole description *is to be understood* not to be the term token [...] but rather [...] the referent of that antecedent token” (MIE: 311f.).

Insofern als überhaupt irgendwelche Information zur Extraktion kodiert ist, ist es dasjenige, worauf der Antezedenzausdruck *bezogen* ist. Nun kann letzterer natürlich seinerseits auf ein weiteres token bezogen sein und dieser wiederum und so weiter. Ließe sich diese Regression auf immer weitere Tokens nicht beenden, wäre somit laut Brandoms eigener notwendiger Bedingung kommunikativen Erfolgs ein solcher nicht möglich. Wenn kommunikativer Erfolg im Sinne der Informationsextraktion aus Äußerungen also möglich ist, dann muss, für jede *semantisch bestimmbare* anaphorische Kette, ein *letztes* (beziehungsweise den Gehalt aller Kettenglieder standardisierendes) Glied des Verweises identifizierbar sein. Dieses Glied nennt Brandom „Initiator“ (MIE: 458). Anaphorische Ketten sind Rekurrenzstrukturen und

“since recurrence and inheritance of substitutional commitments is transitive, so is anaphoric dependence. [...] anaphoric chains [...] are [...] anchored or initiated by tokenings *that are not themselves anaphorically dependent* on other tokenings” (MIE: 458).

Ohne diese Verankerung sind anaphorische Ketten nicht semantisch als Mengen individuierbar, die aus “members of *one single token-repeatability structure*” (MIE: 566) bestehen, das heißt nicht gehaltsbestimmt.

Anaphorische Abhängigkeit ist so als *gehaltsabhängige*, das heißt *semantische* Relation zu verstehen. Welche Bedeutung eine einzelne anaphorische Kette transportiert hängt von deren Initiator ab. Kommunikativer Erfolg wiederum hängt von der Fähigkeit von Sprechern zur Bestimmung des Gehalts der Gesamtkette und diese von der Fähigkeit der Unterscheidung des Initiators von allen anderen Gliedern der Kette ab. Somit besteht Brandoms eigenem Modell nach ohne Initiatorbestimmung kein bestimmbarer Gehalt und somit kein kommunikativer Erfolg. Für die Frage, ob dieses Modell ohne referenzielle Annahmen auskommt, ist es wichtig, die Rolle dieser Initiatoren innerhalb der Semantik genauer zu fassen, um zu sehen, welche Normen für kommunikativen Erfolg verantwortlich zu machen sind.

Das erste Glied oder Einführungsereignis hat (wie auch in den nachfolgenden Zitaten ersichtlich) dreierlei Funktionen: (1) Es nimmt Information auf, ist zugleich (2) Teil der anaphorischen Kette, jedoch (3) ein *semantisch privilegiertes*, da es den objektiven Standard für die Korrektheitsbedingungen aller weiteren Sätze bestimmt, die mithilfe der anaphorisch von ihm abhängigen tokens geformt werden.

Brandoms eigene Darstellung konzentriert sich in Kapitel 7 auf den Nachweis, dass die anaphorischen Rekurrenzstrukturen es erlauben, den Gehalt sogenannter „token-reflexives“ wie Demonstrativpronomen durch anaphorische Aufnahme weiteren Substitutionsschlüssen zugänglich zu machen (MIE: 458ff.). Damit sind sie für die Gehaltsbestimmung von Sätzen verarbeitbar, die unabhängig von der Äußerungssituation als Prämissen und Konklusionen dienen. Nur so kommen vom Bestehen einer Äußerungssituation abhängig bestimmte Gehalte unter die allgemeinen Normen semantischer Bewertung. Der entsprechende Nachweis steht unter dem Motto, dass *Deixis Anapher präsupponiert*. Für diesen gegen kausale Theorien der Gehaltsbestimmung gerichteten (und hier nicht bestrittenen) Nachweis ist einzig (2) interessant. So heißt es “It is only *as* initiators of anaphoric chains [...] that [...] tokenings provide ways of talking or thinking about objects [...] These chains provide the *point* of using demonstratives [...] and they articulate the significance of doing so” (MIE: 573). Das bedeutet jedoch lediglich metasemantisch, dass das Bestehen irgendeiner Kette notwendige Bedingung der Gehaltshaftigkeit von Demonstrativa und Indexikalien ist, und nicht semantisch ein Argument für die (seiner eigenen Darstellung nach widersinnige) Annahme, dass die Verfügung über die Kette hinreichend für die Bestimmung des Gehalts des Initiators sein könnte.

Allerdings scheint Brandoms im engeren Sinne semantische These, dass die Hinzufügung des anaphorischen Apparats den Rahmen der rein inferentiellen Semantik nicht verlässt, davon abzuhängen, dass die durch (I3) in Bezug auf einen seinem eigenen Modell nach “not themselves anaphorically dependent on other tokenings” (MIE: 458) bestimmten Initiatoren auch – laut (I2) – Teil der Kette sind. Letztere wird dann gleitend aber ohne separate Rechtfertigung als in ihrer Gesamtheit (das heißt inklusive des Initiators) hinreichend (im Sinne eines deren Bezug bestimmenden Fregeschen Sinns) für die Bestimmung des Gehalts jedes einzelnen Kettenglieds (auch des Initiators) dargestellt. So heißt es (die gerade genannten (I1) und (I2) benennend):

“anaphorically structured constellations of tokenings [...] are like Fregean senses in that they determine the referents of the [...] tokenings whose significance they govern. [...] provide cognitive access to the particular objects [...] *via intersubstitutability equivalence classes* [...] which include demonstrative and indexical tokenings. Such chains anchor our thought and talk in particular talk it is about [...]. They determine [...] *that* we are talking and thinking about particular objects [and] *what* we are thereby talking and thinking about” (MIE: 592).

Hier klingt es – kontraintuitiv – so, als wenn aus dem Verweis auf die Gehaltsgleichheit aller Kettenteile (als Äquivalenzklasse) folgen würde, dass sich der Gehalt auch des Initiators sozusagen aus der Kette retroaktiv ermitteln liesse (unabhängig vom Bestehen der Äußerungssituation und der Feststellung des in ihr vollzogenen referenziellen Erfolgs). Bandom vertauscht die (korrekte) Aussage, dass das Verfügen über die Kette (inklusive eines bereits in seinem semantischen Wert festgelegten Einführungsglieds) zureichend für die Bestimmung des Gehalts jedes Kettenglieds ist mit der (seiner eigenen Darstellung der semantischen Asymmetrie anaphorischer Gehaltsbestimmung nach widersinnigen) Aussage, dass die Kette selbst es ist, was den Gehalt des Anfangsglieds bestimmt.³⁹ Nur dann aber, wenn die zweite Aussage zuträfe, wäre es gerechtfertigt, aus dem Bestehen anaphorischer Ketten auf deren inferentiell-substitutionelle Natur zu schließen, denn dann wären ja tatsächlich sämtliche Normen zur Bestimmung von Gehalt der referenzanalogen anaphorischen Kettenglieder selbst substitutioneller Natur, weil von der Verkettung her bis ins Initiativglied hinein eindeutig bestimmt.⁴⁰

Doch genau dies wird an einer späteren Stelle als Irrtum erkennbar, an der Bandom in Übereinstimmung mit der semantischen Asymmetrie anaphorischer Gehaltsbestimmung⁴¹ erläutert, dass die objektive Normierung der Kette (das heißt der für alle Sprecher verpflichtende Gehalt) wesentlich von der Identität des Initiators abhängt:

“To take one expression to be anaphorically dependent on another is to take it as *inheriting* its substitution-inferential role from *the* tokening that is its anaphoric antecedent. If you say ‘*That* is a porcupine’, and I pick up that premise and conclude ‘(so) *it* is a ver-

tebrate', the *truth* of the conclusion I have drawn *is to be settled* (according to the interpreter) by what substitutions *are* appropriate (according to the interpreter) for the demonstrative tokening. [...] If (according to the interpreter) what the first speaker referred to by 'that' is the most cunning wooden replica of a porcupine [...], then, since this identity claim *is to be understood* as an intersubstitution license, [...] what I said is false" (MIE: 621; Hervorhebungen A.M.).

Entscheidend ist, dass der Gehalt der sprecherunabhängigen „intersubstitution-license“ anaphorischer Verkettung (und Äquivalenzklassenbildung) davon abhängt, worum es sich bei dem tatsächlich (sprecherunabhängig) gehandelt hat, worauf sich das Demonstrativum in der Einführungssituation bezogen hat. Denn was in der von Brandom beschriebenen Situation *hörerrelativ* ist, ist ja lediglich die Identifikation dessen, worauf sich der Sprecher unter gegebenen Umständen bezogen hat. Die semantische Norm, dass dasjenige, was auch immer es gewesen ist, worauf sich der Sprecher mit dem Initiator letztlich bezogen hat, den Gehalt der restlichen Kettenglieder als den Gegenstand bestimmt, auf den sich das erste Glied bezogen hat ist demgegenüber nicht *hörer- oder sprecherrelativ*, da sie ja den Gehalt aller anaphorisch verknüpften tokens unabhängig davon asymmetrisch als gleich mit dem ersten Glied bestimmt, egal aus wessen Mund sie stammen. Es ist also nicht die Kette, sondern die Referenz des Initiators, die den sprecherneutral verpflichtenden und die Wahrheitsbedingungen der anaphorisch anknüpfenden Höreräußerung bestimmen. Das ist der *gehaltsnormierende Sinn* des Initiators nach (I3).

Zusammenfassend ergibt sich, dass Brandom zufolge die Fähigkeit von Sprechern zur Ausweisung von *not anaphorically dependent* aber gehaltsbestimmenden Initiativgliedern der Kette konstitutiv für die Bestimmbarkeit von extrahierbarer Information und damit kommunikativem Erfolg in anaphorisch aufeinander bezogenen Äußerungsfolgen ist. Schon allein aus dieser Bestimmung der semantischen Grundbegriffe folgt unmittelbar, dass es, da das Initiativglied *gehaltsbestimmend* aber *anapherunabhängig* ist, Glieder der Kette gibt, die kommunikativen und (ko-)referenzindividuierenden Gehalt besitzen, der nicht allein mittels der Verfügung über die Kette bestimmt ist. Brandoms Konstruktion der für die Gehaltsbestimmung anaphorisch generierter Äquivalenzklassen entscheidenden Rolle der Initiatoren zufolge wiederum wird *anapherunabhängig* zugänglich gemachter (I2) Gehalt *de facto* als Beziehung von Gegenstand und Initiator in einer Verwendungssituation, (also *Referenzherstellung*) konzipiert, die die semantischen Normen für den korrekten uptake und Folgerung (also die *Informationsextraktion*) definiert. Sie ist explizit (durch die Asymmetrie der Substitutionsberechtigung) nicht inferentiell gerechtfertigt, sondern inferenzkorrektheitsnormierend. Aus dem Begriff des anaphorisch vererbten Gehalts ist das referenzfixierende Element als anaphernunabhängige semantische Eigenschaft der Kette (qua ihres Initiativglieds) nicht eliminierbar. Das impliziert, dass Brandoms

These der rein inferentiellen Natur der Anapher (*IN*) unzutreffend ist, da seiner eigenen Darstellung nach anaphernunabhängige aber gehaltsrelevante semantische Bestandteile anaphorischer Ketten konstitutiv für deren semantische Individuierung sind.

7. Referenzabhängigkeit der Unterscheidung Initiator/Kettenglied am Beispiel anaphorischer Beziehungen auf kontextsensitive Äußerungen

Es könnte nun so scheinen, als hinge das bislang entwickelte Argument gegen (*IN*) davon ab, dass es sich bei Brandoms Beispiel für die normierende Rolle von Initiatoren um ein Demonstrativum gehandelt hat und sich die augenscheinliche Irreduzibilität referenzieller Elemente bei der Gehaltsbestimmung anaphorischer Ketten durch eine inferenzialistische Auflösung demonstrativer Bezugnahme⁴² beseitigen und somit letztendlich doch als im Rahmen der inferentialistischen Erklärungsstrategie verständlich darstellen ließe. Dieser Anschein täuscht jedoch, denn dieselbe Unverzichtbarkeit der gerade geltend gemachten semantisch relevanten Fähigkeitsdualität, nämlich die anaphorisch-inferentiellen Kettenglieder und die referenziell-initiativen (privilegierten) Glieder voneinander zu unterscheiden, um den *v e r b t e n* Gehalt zu bestimmen, zeigt sich auch in Kontexten, in denen wir es mit Initiatoren zu tun haben, die nicht demonstrativ sind. Das ist zumindest der in der Pragmatik vorherrschenden linguistischen Standardtheorie der Anapher zufolge nicht überraschend, die für die *n i c h t g e b u n d e n e n* Fälle anaphorischer Pronomen davon ausgeht, dass die semantischen Regeln es in einer großen Menge von Fällen offenlassen, ob diese Pronomen anaphorisch-abhängig oder *i n d e x i k a l i s c h*-referentiell zu interpretieren sind und somit Sprechern und Hörern die Fähigkeit zu *b e i d e n* Interpretationsarten zuschreiben sowie diejenige, um der Dialogkohärenz willen eine *U n t e r s c h e i d u n g* beider treffen zu können (Neale 2006; Levinson 2000; Levinson 2006).⁴³ Ein repräsentatives und einleuchtendes Beispiel bieten *K a t a p h e r n*, in denen das anaphorisch bindbare Pronomen vorangestellt ist, wie zum Beispiel in *s e i n e F r a u l i e b t H e r b e r t*. Hier kann */s e i n e/* als freies Demonstrativum dienen, um etwa anklagend auf den in der Sprechsituation anwesenden Kurt zu verweisen oder aber harmonisierend auf */H e r b e r t/* vorzugreifen. In Brandoms Terminologie stehen hier also zwei anaphorische Ketten (mit durch subskribiertes *i* indizierten Initiatoren und durch umklammertes *i* indizierten gebundenen Vorkommnissen) offen, nämlich $\{ /s e i n e/_{i} \}$ und $\{ /s e i n e/_{(i)}, /H e r b e r t/_{i} \}$, deren erste das Gespräch auf den außerehelich geliebten Karl und deren zweite das Gespräch auf den ehelich geliebten Herbert lenkt. *W e l c h e* der beiden Ketten und somit *w e l c h e r* der beiden Gehalte als *c o m m o n t o p i c* gelten muss, hängt davon ab, welche der beiden Interpretationen derselben tokens Sprecher und Hörer vornehmen. Um diese Unterscheidung zu treffen, müssen sie demnach zumindest die Möglichkeit haben, das *r e f e r e n z i e l l e* Vorkommnis von $/s e i n e/_{i}$ als nicht anaphorisch gebunden (Initiator) zu identifizieren. Da in

der Gesprächssituation keinerlei weitere Ketten verfügbar sind, aufgrund derer /*seine*/_i mittels *Koreferenz* bestimmbar wäre, stellt diese Fähigkeit zur Gehaltsbestimmung die Befolgung einer nicht mit den Mitteln inferentiell-substitutionell-anaphorischer Aspekte des Gehalts vorgenommene *semantischen Norm* dar.

Von Demonstrativa oder (laut Brandom ja inferentialistisch aufschlüsselbaren) deiktischen tokens unabhängige Beispiele für die zur Gehaltsbestimmung beziehungsweise Disambiguierung anaphorischer Ketten notwendigen Unterscheidung von Kettengliedern als (semantisch privilegierten) Initiatoren und abhängigen Gliedern ergeben sich aus Fällen von *kontextsensitiven* oder *syntaktisch inartikulierten* Komponenten der semantischen Struktur geäußerter Behauptungssätze. Besonders der zweite Falltyp stellt eine Herausforderung für anapherzentrierte semantische Ansätze dar, da hier die anaphorisch abhängigen Kettenglieder auf kein in der *Performanz* nachweisbares Token Bezug nehmen. Damit ist jedoch die *Informationsextraktion* nicht nur von einem "mapping of your tokens on mine" (s.o., §3; Brandom 2010b: 171), sondern auch von der gelegenheitsabhängigen Zuschreibung situativer Elemente zu Äußerungen abhängig, auf die dann anaphorisch nur deswegen Bezug genommen werden kann, weil die Ursprungsäußerung implizit referenziell determinierter ist, als es ihre Oberflächenform verrät.

Verdeutlicht werden kann dies an Fällen, in denen derselbe Ausdruck gleich plausibel als Initiator als auch als anaphorisch abhängig aufgefasst werden kann. Um dies zu illustrieren, nehme ich folgenden Dialog zwischen Sigrid (später *S* wie *Sprecherin*) und Herbert (oder *H* wie *Hörer*) an, die sich über einen misslungenen Wanderurlaub ärgern.

Nehmen wir an, Sigrid sagt: „*Es regnet schon wieder*“, und Herbert antwortet darauf mit: „*Dieser Ort ist wirklich verflucht*“, und Sigrid bestätigt dies, indem sie sagt: „*Ja, hier fahren wir nie wieder in den Urlaub hin. Jedes Mal, wenn wir in Bad Breckenreuth Urlaub machen, regnet es.*“ Was Herbert mit einem unwirschen „*Bad Idenhausen, nicht Breckenreuth*“ kommentiert, worauf Sigrid mit „*Ist doch egal, du weißt schon, was gemeint ist.*“, antwortet.

Wie gesehen, ergeben sich Unterschiede im Gehalt anaphorisch verketteter Ausdruckseignisse dann, wenn zwei geäußerte tokens nicht korrekt durcheinander ersetzbar sind. Die Inkorrektheit dieses Substitutionsschlusses ist dann gleichbedeutend damit, dass, gegeben zwei derartige tokens /*A*/ und /*B*/, token /*B*/ nicht in die gleiche anaphorische Kette wie token /*A*/ eingegliedert werden darf. Worauf gründet nun die Korrektheit solcher Ersetzungsschlüsse? Der semantische Gehalt eines gegebenen tokens lässt sich durch seine Zugehörigkeit zu einer von Sprechern und Hörern unbestritten aufrechterhaltenen anaphorischen Kette charakterisieren. Diese sind wiederum raumzeitlich nicht unbestimmt, sondern den Sprechern praktisch verfügbare Realitäten, auf die sie mittels raumzeitlicher Verortung und bestimmter sprachlicher Mittel zugreifen können (wie anaphorisch indirekten bestimmten Beschreibungen (MIE: 305ff.) des Typs „was Sigrid (vorhin) als ‚Bad Breckenreuth‘ bezeichnet hat“_{<1>} ≠ was ich selbst (und alle anderen normalerweise) als ‚Bad Brecken-

reuth' bezeichne_{<1,2>}“). Der Nachweis der semantischen Unterschiedlichkeit zweier tokens hängt von der Nachweisbarkeit der Unterschiedlichkeit der sie enthaltenden Ketten ab, und diese wiederum von den Einführungsbedingungen der Kette und dem darin verwendeten ersten Glied oder Initiator. Können wir also Herbert und Sigrid (*H* und *S*) als erfolgreich miteinander kommunizierend verstehen, so muss dies daran liegen, dass ihnen ausreichend semantische Normen für die Bestimmung dessen zur Verfügung stehen, was beiderseits als Gesprächsgegenstand erkennbar ist. Sehen wir von der Analyse des *schon wieder* ab, so lässt sich die im Bisherigen bereits vermutete Irreduzibilität referentieller Normen für die Bestimmtheit der anaphorischen Ketten bestätigen.

Erstens bestätigt sich die Dualität referentieller und anaphorischer Rolle, denn *H's /dieser Ort/* hätte grundsätzlich durch die Wahl des Demonstrativpronomens eine bevorzugte Interpretation als deiktische Bezugnahme auf den Sprecherort von *H*. Es ist aber in diesem Kontext gerade nicht als deiktische, sondern präferent als anaphorische Bezugnahme auf den Sprecherort von *S* zu verstehen. Nur dann nimmt *H's* Äußerung auf irgendetwas Bezug, das *S* gesagt hat und ist in diesem Sinne eine nicht-deviante Fortsetzung des Dialogs. Die Alternative ist jedoch nicht ausgeschlossen. Betrachtet *H* beispielsweise frustriert vom Regenwetter ein Foto von Venus auf dem Mobiltelefon und äußert */dieser Ort/* mit einer deiktischen Lesart, so handelt es sich um eine ebenfalls gelungene, aber ein neues Thema eröffnende Initiator-Äußerung. *S* muss also im Erfassen des von *H* Gesagten ein Vorkommnis des normalerweise deiktischen */dieser/* als anaphorisch und nicht initiiierend identifizieren können.⁴⁴

Zweitens ist interessant, wie der Ort von *S* in diesem Dialog erscheint, auf den sich *H's* Anknüpfung in der anaphorischen Lesart beziehen soll. Denn */dieser Ort/* nimmt ja nicht auf einen von *S* geäußerten Ausdruck Bezug. Wie ist dann aber ein ortserhaltender Rückbezug möglich? Die in der Literatur vorherrschende Erklärung (Stanley 2000; Stanley 2002; Stanley/Szabó 2000) postuliert versteckte (das heißt in der Äußerung nicht als Ausdrücke vorliegende) oder nichtartikulierte (Perry 2000: 181ff.; Perry/ Crimmins 2000: 221ff.)⁴⁵ Parameter, die sich direkt als Verortungen des Sprechakts zum Beispiel auf die Interpretation indexikalischer oder kontextabhängig zu interpretierender Ausdrücke oder Ausdrucksweisen auswirken. Solche Parameter – raumzeitliche Verortungen von tokens – sind sprachlicher Teil der Äußerung, aber nicht verbalisiert. Auch wenn umstritten ist, worum es sich bei solchen Parametern genau handelt (Teil der logischen Form? Pragmatische Komplemente?) und ob sie unvermeidlich oder optional sind⁴⁶, ist ein guter Test für die semantische Realität solcher versteckter Parameter die Frage, ob sich sprachlich darüber quantifizieren lässt, das heißt ob ihre Werte als Werte von kontextuell verfügbaren aber nicht ausgedrückten Variablen darstellbar sind. Wenn *Jedes Mal (...)* in *S's* Antwort von *H* als geglückt interpretiert wird und *Bad Breckenreuth* nicht erfolgreich als Ortsangabe ist, sondern nur als Platzhalter für eine solche, dann ist die Frage, welche Variable von *Jedes Mal in (...)* gebunden wird. Eine mögliche Antwort dar-

auf ist die in Stanleys "binding argument" gegebene (Stanley 2000: 410ff.; Stanley/Szabo 2000: 243), dass *Jedes Mal* in einen Ortsparameter *DA* bindet, der in der Standardverwendung von *Es regnet* ausgedrückt, aber nicht verbalisiert ist. Er lässt sich allerdings durch Paraphrase leicht verbalisieren und die resultierenden Aussagen sich auf Synonymie mit der Quellaussage testen. Für das vorliegende Beispiel ergibt sich dann, dass *Jedes Mal, wenn wir in Bad Breckenreuth im Urlaub sind, regnet es da* komplett folgerungserhaltend gegenüber der unverbalisierten Form ist, wenn *da* als durch *Jedes Mal* gebunden aufgefasst wird. Für die Frage, ob referenzielle Normen bei der Bestimmung semantischen Gehalts eine Rolle spielen, ist die Beobachtung ausschlaggebend, dass H's */dieser Ort/* nicht ausdrucksabhängig und auch nicht übereine anaphorisch indirekte Beschreibung, sondern direkt auf einen Teil der Ausdrucksumstände von S als Sprecherort Bezug nimmt. Die raumzeitlichen Umstände der Äußerung von */es regnet/* werden dabei sozusagen nachträglich repräsentiert, indem ein physischer, beiden verfügbarer Bezugspunkt als Initiator ausgezeichnet wird. Die entsprechende Kette ist dann als $\{/Es\ regnet/_{DA<S,x,y,z,t}, /dieser\ Ort/_{(DA)}\}$ zu bestimmen, wobei *dieser* auf $DA<S,x,y,z,t>$ direkt Bezug nimmt. Somit kann H nur dann an S anaphorisch anknüpfen, wenn S und H jeweils voraussetzen, dass */dieser Ort/* als erfolgreiche Bezugnahme auf den sprachlich nicht angesprochenen und damit lediglich existenziell verfügbaren Ort von S gelten kann. Anaphorische Verkettung ist in diesem Fall durch die Hinzunahme referenzieller Annahmen vermittelt, die eine Entscheidung zwischen den der stehenden Bedeutung von */dieser Ort/* gleichermaßen entsprechenden Bezugnahmen auf Sprecher- oder Hörerort herbeiführen.

Drittens hat auch S's Äußerung von *hier* mindestens zwei gleichermaßen berechtigte Lesarten, eine anaphorische und eine demonstrativ-deiktische.⁴⁷ S könnte sagen, dass sie nie wieder an den Ort fahren will, an dem sie gerade spricht oder, dass sie nie wieder an denselben Ort fahren will, der im Dialog verhandelt wird. Dass *hier* in einem entsprechenden Kontext wie dem obigen eine anaphorische Lesart hat, ist jedoch im Sinne der Unterscheidungen von Recanati (2004) optional.⁴⁸ H muss in seinem uptake also entscheiden, ob sich S's */hier/* auf einen bestimmten Ort bezogen hat, der mit ihrem eigenen im kontextuell lizenzierten Ausmaß so übereinstimmt, dass */hier/* im Sinne von *am selben Ort, dem unsrigen* (das heißt als */hier/_{(DA)}*) interpretierbar ist oder aber eine potentiell neue Initialverortung vorschlagen will (das heißt */hier/*_i gemeint ist). Die Rationalisierung von S's Wahlverhalten lässt sich also nicht ohne ihr Wissen um den Unterschied zwischen anaphorischen und direkt-kontextinvolvierenden Bezugnahmen und somit wesentlich semantischen Bezugnahmevoraussetzungen hinsichtlich der ihr verfügbaren Äußerungsausdrücke als korrekt beziehungsweise nach Regeln bestimmbar vorauszusetzen.

Viertens ist es semantisch problemlos anzunehmen, dass sich S und H auf ständig wechselnde beziehungsweise überhaupt keine Orte beziehen und die Menge $\{[Parameter\ DA_1], \dots, /dieser\ Ort/ \dots /hier/ \dots /Bad\ Breckenreuth/ \dots /Jedes\ Mal, (x)\ [Parameter\ DA_x]/ \dots / \neq Bad\ Breckenreuth/ \dots / [das,] was\ gemeint\ ist/ \}$

keine anaphorische Kette darstellt. Alle Äußerungen lassen sich ja auch als Initiatoren auffassen. Wenn sie allerdings, was plausibel ist, irgendeine solche Kette darstellt, dann ist diese Kette erst dadurch individuiert als (zum Beispiel) ortsbezugserhaltend hinsichtlich Bad Idenhausen, dass sie durchsetzt ist mit Elementen, deren kontextabhängige Ausdruckssignifikanz für Substitutionsschlüsse sich den Sprechern und dem Semantiker nicht durch die anaphorische Kette allein erschließt, sondern nur durch die Verkettung der Ausdrucksäußerungen unter Voraussetzung darüber hinausgehender Mechanismen, die Bezugskontinuitätsvoraussetzungen auf Situationsaspekte festlegen.

Die Differenz zwischen Initiator und Glied der Kette geht somit für kein token aus der Kette selbst hervor, sondern nur aus einer Unterscheidung des Gebrauchssinnes der verkettbaren aber nicht notwendigerweise verketteten Äußerungsereignisse des spezifisch verwendeten Vokabulars. Wegen ihrer kontextabhängigen Unterdeterminierung müssen beispielsweise die *hier*-Äußerungen von Serst als Initiatoren festgelegt werden, selbst wenn sich H und S beide in der für die deiktische Festlegung des Gehalts von *hier* inferentiell, epistemisch-normativ und kausal-raumzeitlich erforderlichen Lage befinden. Selbst wenn all diese Bedingungen positiv beschieden sind und Sigrid und Herbert beide wissen, dass dem so ist und einander alle erforderlichen epistemischen Berechtigungen erteilt haben (das heißt, das beiden und dem Theoretiker verfügbare inferentialistische Potential der Situation erschöpfend beschrieben ist), ist immer noch nicht klar, ob die von S vorgenommene Äußerung von */hier/* als auf H's */dieser Ort/*_(DA) und letztlich den Sprecherort von */es regnet/*_(DA) bezogen und damit anaphorisch, oder aber als Neuinitiator deiktisch auf die eigenen Äußerungsumstände bezogen werden soll. Allein mit dem Repertoire von Anapher und Substitutionsfestlegungen lassen sich Herberts und Sigrids Unterscheidungen zwischen *hier*-Ereignissen als Initiatoren neuer Ketten und *hier*-Ereignissen als Gliedern einer bereits bestehenden Kette nicht erfassen. Da die Unterscheidung zwischen */hier/*_{INITIATOR} und */hier/*_(DA1) im Beispiel jedoch weder aus Unterschieden der Äußerung folgt (denn es ist ein und dieselbe Äußerung, die beide Lesarten zulässt) noch aus der Kette selbst hervorgeht (sondern nur aus H's Verständnis derselben als entweder neuinitiiert oder fortgesetzt), aber nach inferentialistischen Prinzipien selbst semantisch relevant ist (da Unterschiede in Initiatoren nach der anaphorisch-substitutionellen Semantik Unterschiede im Gehalt nach sich ziehen), gibt es für die inferentiell-substitutionell-anaphorische Semantik relevante Unterschiede, die Sprecher (und Theoretiker) nur dann machen können, wenn sie Inbezugsetzungen zwischen Äußerungsereignissen und Umständen zu interpretativen Zwecken zu verwenden in der Lage sind. Da *hier* nicht automatisch im Sinne eines Index eine solche Inbezugsetzung leistet, ist das Erfolgen der Zuordnung pragmatisch-normativer Natur und daher Symptom einer semantischen Norm. Daraus folgt, dass die praktische Fähigkeit des anaphorischen Anschlusses von H's an S's Bezugsrahmen und Ort von der Fähigkeit zur Bestimmung der semantischen Interpretation abhängt, für die sich H oder S entscheiden sollten, die ihrerseits von der Fähig-

keit zur Unterscheidung und Identifikation von Initiatoren als privilegierten Kettengliedern abhängt, die sich ihrerseits nur unter Zuhilfenahme nicht-anaphorischer semantischer Normen als Koordinierung irreduzibel referenzieller und inferentieller Normen erfüllen lässt. Damit ist der Inferentialismus allein entgegen Brandoms Anspruch nicht in der Lage, zureichende und referenzunabhängig formulierbare Bedingungen für die gehaltsbestimmte und – erhaltende kommunikative Sprachverwendung unter allen Umständen zu liefern.

8. Schluss: Vieles bleibt offen

Brandom beansprucht mit seiner Erweiterung des inferentialistischen Arsenal um substitutionell-anaphorische und damit auf subsententielle Ausdrücke bezogene Elemente ein Äquivalent zu den von ihm abgelehnten repräsentationalistischen referenziellen Semantiken zu schaffen, das stark genug ist, um das aus dem Inferentialismus in seiner weiten Fassung resultierende Perspektivitäts- und Kommunikationsproblem zu lösen. Meine Folgerung aus den im Vorherigen entwickelten Argumenten ist, dass die Lösung des Kommunikationsproblems Brandoms eigenen Prämissen nach nur am Erfolg des anaphorisch-substitutionellen Teils der Semantik hängt, weil semantische Beiträge der Weitgefasstheit des Inferenzbegriffs sie voraussetzen. Da sich die semantische Bestimmtheit der von Sprechern und Hörern miteinander in anaphorische Verkettungen gebrachten Ausdrücke jedoch wie gesehen nur dann erklären lässt, wenn diesen die Unterscheidung und Anwendbarkeit von Initiatoren, sowie der Unterscheidung von Initiatoren und anderen Kettengliedern zur Verfügung steht, und weil diese Unterscheidungen de facto referenziellen Annahmen äquivalent sind, ist Brandoms anaphorisch-substitutioneller Apparat entweder zur Lösung des Kommunikationsproblems ausreichend, aber dann nicht nur referenzanalog (aber referenzfrei), sondern referenzimplizierend und somit unvereinbar mit Brandoms offiziellem Antirepräsentationalismus. Alternativ sind anaphorische Verknüpfungen unter Aufrechterhaltung des antirepräsentationalistischen Vermeidungsprinzips referenzieller Grundannahmen referenzfrei zu konstruieren, dann aber unbestimmt und somit keine Lösung des Kommunikationsproblems. Man könnte auch eine partikularistische Strategie einschlagen und, obwohl semantische Wirksamkeit der Weitgefasstheit allgemein referenzfestlegende Voraussetzungen macht, solche Bestimmungen fallweise in Form von einzelnen materialen Festlegungen aufzulösen versuchen.⁴⁹ Das Kommunikationsproblem bliebe dann wiederum nach Brandoms eigenen Prämissen ungeklärt. Erstens sind die materialen Festlegungen perspektivenabhängig und bestimmen damit lediglich perspektivenabhängige Signifikanzen aber nicht perspektivenneutrale verpflichtende semantische Gehalte. Selbst wenn man solche als irgendwie praktisch verfügbar unterstellt, ergibt sich, wie gesehen, immer noch das Problem, dass jede neu hinzukommende einfache materiale Substitutionsfestlegung immer ent-

weder als Grund zur Veränderung von Überzeugungen oder als Veränderung semantischer Normen verstanden werden kann. Da die Entscheidung für Gemeinsamkeiten vorausgesetzt ist, weil die Identifikation der richtigen (das heißt beiderseits verpflichtenden) Folgerung von dieser abhängt, erreicht man so nur Korrelation perspektivenabhängiger Vorentscheidungen, nicht aber gemeinsame Normen. Bei dieser Strategie kreiste also, um Brandoms Navigationsmetapher zu verwenden, das Boot immer im eigenen Hafen. Wo Brandoms eigene Position in diesem Spektrum steht, ist erstaunlich schwer auszumachen. Als wenig hilfreich erwies sich Brandoms Verweis auf die Weite des Inferenzbegriffs im Sinne praktischer Eingangs- und Ausgangsregeln. Die von Brandom übernommene Sellarssche Theorie des informationstragenden Wahrnehmungsaustauschs mit der Umgebung in Form verlässlicher Reaktionen auf Stimuli kann bestenfalls als Genealogie semantischer Normen durchgehen, die jedoch – wie Brandom selbst in Absetzung von naturalistischen Kausalsemantiken betont – ohne Erklärung der spezifisch inferentiellen und normativen Natur des Übergangs auf eine einfache Redeklarierung von kausalen in semantische Strukturen hinausläuft. Der weite Inferenzbegriff beseitigt hierbei lediglich die Frage des Zugangs zu Bezugsobjekten auf praktische Weise und eröffnet Sprechern und Hörern somit eine Ressource für die Lösung des Kommunikationsproblems, aber keine Lösung.

Brandoms offizieller Antirepräsentationalismus scheint das für die Lösung des Kommunikationsproblems erforderliche Zugeständnis eigenständiger referenzieller Normen nicht zu erlauben. In einer einschlägigen Diskussion mit Michael Kremer (2010) (und vielen mit McDowell (siehe Brandom 1996, McDowell 1997; Brandom 1997; McDowell 2008; Brandom 2008b)), der der Herkunft von bestimmten Umweltbezügen in Brandoms Theorie nachspürt und weder in dessen Theorie demonstrativer Bezugnahme noch in der Theorie des Bezugs singulärer Terme fündig wird, stellt Brandom selbst klar, dass er die Nichtaufindung von semantische Bestimmtheit aufklärenden etwa demonstrativen oder singulären Bezugnahmen für eine Bestätigung der Kohärenz seiner Theorie hält, der es ja gerade um deren Vermeidung (zugunsten verlässlicher Gegenstandsunterscheidungsfähigkeiten in Wahrnehmung und Handlungsvollzügen) geht. Wie wichtig dieses Vermeidungsdesiderat für die Integrität seines Programms ist, geht wiederum an Stellen hervor, an denen die in der Diskussion mit Kremer als willkommen empfangene Unfähigkeit zur Aufindung effektiver Bezugsfestlegungsprämissen als theoretische Einsicht ausdrücklich gemacht wird. Brandom sieht den Verdienst seiner Theorie im deflationistisch-eliminativen⁵⁰ Nachweis dafür, dass der herkömmlichen semantischen Theorien zugrundeliegende Begriff fixierter Referenz auf gemeinsame sprachunabhängige Objekte auf nichts weiter als einer hypostasierenden Verwechslung von dialogisch-grammatischen mit außersprachlich-objektabhängigen semantischen Strukturen beruht: “truth and reference are philosopher’s fictions, generated by grammatical misunderstandings” (MIE: 324).

An anderen Stellen deutet Brandom eine in Diskussionen mit McDowell entwickelte konziliatorische Selbstdarstellung an, in der er die Plausibilität eines

Mittelwegs zugesteht, der inferentialistisch und referenzialistisch identifizierbare Normen als *irreduzibel* aufeinander zugrundelegt und aufeinander als gegenseitige Beschränkungen bezieht. Als Hilfestellung zur korrekten Einordnung seiner Erklärung des “commitment to invert the representationalist order of explanation” (MIE: 135) gesteht Brandom bereits in MIE in einer Fußnote zu, dass er zwar den Gegensatz repräsentationalistischer und inferentialistischer Herangehensweisen betone, aber

“other possibilities include treating neither representation nor inference as explanatorily prior to the other. One might then go on to explain both in terms of some third notion, which is treated as more fundamental. Or one might eschew reductive explanations in semantics entirely” (MIE: 669).⁵¹

Auch in Antwort auf McDowells prinzipielle Einwände gegen den Versuch, begrifflichen Gehalt in Absehung von der Repräsentationsfunktion begrifflicher Ausdrucksmittel aufklären zu wollen (den McDowell als reduktionistisch versteht), macht Brandom wiederholt deutlich, dass

“[i]t may be, after all, that neither can be understood apart from the other – that reference and inference come as an indissoluble conceptual package that cannot be analyzed reductively, but only relationally. *I agree, of course.* Looking for a way to get an independent theoretical grip on one range of concepts, and then explicating the other in terms of it is only *one* strategy for illuminating the relations between the representational and inferential perspectives on semantic content. [...] The aim of *MIE* is not to say that the inferentialist order of explanation is the only one that can provide semantic illumination. It is to explore what kind of illumination it *can* provide [...] *inference* and *representation* are co-ordinate concepts” (Brandom 2008a: 215f.; Hervorhebung A.M.).⁵²

Dies steht allerdings zu der offiziellen Auffassung in erheblicher Spannung. Allerdings täuscht es diese Stellen so auszulegen, als ob Brandom die *referenzunabhängige* Durchführung inferentialistischer Semantik als optional betrachte und man sie daher ohne Preisgabe des Erklärungsanspruchs bei Bedarf durch Hinzunahme referenzieller Elemente bereichern könnte. Denn Brandom beeilt sich, diese Zugeständnisse nicht als Preisgabe der inferentialistischen Erklärungsbasis misszuverstehen:

“But the aim of Chapters 5–8 of *MIE* is to say (to make explicit) in inferential terms what that representational dimension is. (...) By explicating the use of the representational terminology by means of the inferential terminology, we gain a *better understanding*” (Brandom 2008a: 217).

Wie gerade gesehen, ist dies zumindest hinsichtlich des Kommunikationsproblems unzutreffend, da es sich im Rahmen der *nichtkonziliatorischen* offiziellen semantischen Theorie nicht befriedigend lösen lässt.

Meiner Ansicht nach zeigen die zuvor gegen die Tragfähigkeit des anaphorisch-substitutionellen Teils der inferentiellen Semantik entwickelten Bedenken

zusammen mit der Tatsache, dass weder die *Weite* des Inferenzbegriffs noch andere Ressourcen in Brandoms Theorie hinreichen, den von ihm selbst als Desiderat für die Erläuterung der Möglichkeit des perspektiventranszendierenden Informationsaustauschs identifizierten referenzanalogen Mechanismus adäquat zu charakterisieren, dass eine Lösung des Kommunikationsproblems im *offiziellen* inferentialistischen Rahmen nicht ansteht. Für einen gebrauchstheoretischen Ansatz wäre diese Nichteinholung der eigenen Basis jedoch ein ernstes Grundlagenproblem. Die *inoffizielle* Strategie scheint deshalb attraktiver. Dass Referenz und Wahrheit Erfindungen von Philosophen sind, kann man dann allerdings nicht mehr behaupten. Sie werden so als genau die irreduzibel in Praktiken beanspruchten Normen erkennbar, die sie zu sein scheinen.

Anmerkungen

- 1 Dies wird insbesondere in seinem Austausch mit Fodor/Lepore (2001; 2010) ersichtlich, in dem es Brandom gelingt, immer wieder aus atomistischem Standpunkt vorgetragene Einwände als bereits in MIE oder AR behandelte und in ihrer Lösung explizierte Problemstellungen zu identifizieren sowie ihre Lösung im Rahmen der inferentiell-substitutionell-anaphorischen Semantik zu benennen (siehe auch Brandom 2010a).
- 2 In meiner bewusst unscharfen Verwendung des Begriffs Gehalt schließe ich an Scharp (2012) an, demzufolge dasjenige, was die Aussage, der Satz, die Überzeugung und der Gedanke Johns gemeinsam haben, dass Gras grün ist, der(selbe) Gehalt ist. Diese Terminologie ist inzwischen in der Literatur zu propositionalen Einstellungen eingebürgert.
- 3 Siehe dazu auch die Beiträge von Prien und Harendarski in diesem Heft.
- 4 Dieser Gegensatz zum klassischen Pragmatismus spielt eine tragende Rolle in der Kritik an Brandom in Habermas (1999). Die entsprechenden Unterschiede zwischen Habermas und Brandoms Anschlüssen an den Pragmatismus sind gut zusammengefasst in Giovagnoli (2001).
- 5 Die hinter dieser Zielsetzung stehende Grundreaktion ist nicht neu. Brandoms Vermeidungsthese hat vielfältige auf referenz- oder wahrheitssemantischer Basis verfahrenende externe Einwände gegen die Plausibilität der Theoriestrategie erzeugt (Taylor 2012). Eine weitere Richtung der Kritik folgt weitgehend den Einwänden (wie etwa bei Lycan (1986) oder Putnam (1988)) gegen die klassischen Formen der Begriffsrollensemantik (siehe Harman (1982), Greenberg/Harman (2006)). Ebenfalls extern, aber auf anderer Grundlage hat besonders McDowell wiederholt (zuletzt 2008) eine Ineliminierbarkeitsthese in Bezug auf demonstrative Bezugnahme auf Einzelgegenstände als Zugang zur Welt geltend gemacht, durch die semantische Bewertung erst sensitiv gegenüber und die Korrektheit gehaltvollen Denkens abhängig von Gegenständen wird. Angesichts von Brandoms enorm aufwendiger Rekonstruktion genau dieser Bezugnahmen im inferentialistischen Paradigma ist ihm allerdings Recht damit zu geben, dass McDowells Beschwerde, dass Brandom keine Theorie eines (demonstrativen) Bezugs vorgelegt habe

(McDowell 2008: 124) entweder heißt, dass a priori keine inferentialistische Theorie McDowells Anforderungen genügen würde oder aber achtlos über die in MIE in Sellars-Nachfolge vorgelegte Theorie der komplexen inferentiellen Verzahnungen von Umweltbedingungen und Sprecherverhaltensregelung hinweggeht. Bezüglich letzterem hat Brandom (2008b) in seine theoretischen Schritte und Leistungen nochmals in nützlicher Listenform wiedergegeben.

- 6 Zu einer verwandten Strategie aus Kantischer Perspektive siehe Kremer (2010).
- 7 Die Identifikation der Anapher als dem kommunikationstheoretischen Hauptstück in Brandoms Inferentialismus teilt mein Argument mit internen Kritikern. Diese weisen Brandoms eigene damit verbundene Begründungsansprüche für Objektivität als durch die lediglich interpersonell formatierten Anaphermechanismen und die dadurch ermöglichten Perspektivenverschränkungen in der *doppelten Kontoführung* gegenseitiger Gehaltszuschreibungen als unerfüllbar nach, das heißt: als unzureichend für die Lösung des Objektivitätsproblems (hierzu auch Prien 2010; Habermas 1999). Im Gegensatz zu diesen Untersuchungen geht es mir jedoch um die Frage, ob Brandoms Ressourcen für die dem Objektivitätsproblem seinem eigenen Ansatz nach vorgeordnete Erklärung der Möglichkeit von Kommunikation hinreichen.
- 8 In diesem Sinne weist auch Dohrn (2009: 461) in seiner überzeugenden Kritik an Brandoms inferentialistischen Auffassung von Eigennamen auf die Vereinbarkeit eines „schwach inferenzialistischen“ Standpunkts mit referenziellen Elementen hin.
- 9 Dies wird besonders in der Diskussion zwischen Brandom und Habermas deutlich. Siehe dazu auch erhellend Wanderer (2008: 168ff.) sowie Scharp (2012).
- 10 Vergleiche MIE: 588: „Communication is still possible, but it *essentially* involves intralinguistic *interpretation* – the capacity to accommodate differences in discursive perspective, to navigate across them“, sowie MIE: 475: „Interpretation [...] is necessary even in the case where all parties share a language“.
- 11 Vergleiche MIE: 474f.: „For information to be communicated is for the claims undertaken by one interlocutor to become available to others (who attribute them) as premises for inferences. Communication is the social production and consumption of reasons. [...] Anaphora plays an important role in securing the possibility of communication across the doxastic gap created by the differing commitments of speaker and audience. The capacity [...] of the audience to pick up a speaker's tokening anaphorically, and so connect it to their own substitution-inferential commitments is part of what makes it possible [...] (to extract) information from it“.
- 12 Zum Beispiel MIE: 332: „Discursive practices incorporate actual things. [...] The way the world is constrains proprieties of inferential, doxastic, and practical commitment in a straightforward way from *within* those practices“.
- 13 Dafür entwickelt Brandom als zusätzliche inferentialistische Ressource die auf der typischen Abwesenheit inkompatibler Festlegungen mit „unmittelbar erworbenen Festlegungen“ (das heißt Wahrnehmungsurteilen) aufbauenden „Zuverlässigkeitsschlüsse“. Die Schwierigkeiten, die in solchen Schlüssen vorgenommene Festlegung des Zuschreibenden auf die inferentiell relevante und den deontischen Status des so Festgelegten als typischerweise berechtigt, wenn festgelegt einzuschätzen nicht im Sinne einer referenziell bedingten Zuordnung von Wahrneh-

mungssituation und zugeschriebener und unternommener Festlegung zu deuten, werden hervorragend behandelt in Wanderer (2008: 189ff.).

- 14 Esfeld (2010) interpretiert Brandom folgerichtig dahingehend, dass er das Potential der Naturalisierung nicht ernst genug genommen habe, um ein Trilemma zu vermeiden, das sich mit dem Schluss von kausale auf normative Einschränkungen von Verhaltensregularitäten vermeiden ließe. Damit identifiziert Esfeld meiner Ansicht nach den Gedanken korrekt, der Brandom an diesen Stellen umtreibt; im Gegensatz zu Esfeld bin ich weniger optimistisch über Aussichten der Erläuterungen des Normativen aus dem Kausalen.
- 15 Brandom (2010b: 170f.): "Inferentialism and some of its Challenges".
- 16 Das Beispiel betrachtet auch Habermas (1999) kritisch. Prien (2010) führt es hingegen als erfolgreiche inferentialistische Erklärung und somit zusätzlich zur Verfügung stehende Erklärungsressource in Brandoms Sinne ins Feld.
- 17 Aus Normen kognitiver sensorischer Interaktion mit der Umwelt hervorgehende (zum Beispiel intentionale oder psychologische) Festlegungen von *Bezugnahmen* können in Brandoms Ansatz wegen des Vermeidungsprinzips nicht direkt für die Erklärung von Korrekturpotentialen herangezogen werden, das heißt für die Erklärung der (zum Beispiel in an Putnam und Kripke anschließenden, aber auch in dynamischen Semantiken verhandelten) Möglichkeit, dass es zu die von Sprechern identifizierte (inferentielle) Semantik verändernden, aber deren semantischen Wert invariant lassenden Rückwirkungen der Ergebnisse der Anwendung von Allgemeinbegriffen auf Objekte durch die Objekte selbst kommen kann. Brandoms eigene Erklärung von *Richtigstellungen* und der begrifflichen Objektivität ist entsprechend seiner inferentiellen Weichenstellungen erheblich komplizierter, scheinbar an schwerwiegende metaphysische Hintergrundannahmen gebunden (Habermas 1999) und auch in den Weiterentwicklungen in Brandom 2008a nicht befriedigend gelöst, wie Prien (2010), Gröbert (2009) und Whiting (2009) überzeugend nachweisen.
- 18 Russell bezeichnet solche Festlegungsakte kodifizierende Aussagen hilfreich als "truths in virtue of reference-determiner" (2008: 52ff.), um den Sonderstatus der entsprechenden doxastischen Festlegungen als zugleich semantische Verbindlichkeiten fixierend zu benennen.
- 19 Barth (2011) stellt diese Zusammenhänge in aller wünschenswerten Klarheit dar, folgt Brandom allerdings in der Auffassung, dass referenzielle Aspekte erst auf der rekonstruktiv-gewahrsammachenden Ebene erscheinen und für die Bestimmung der Richtigkeit einer Klassifizierungsreaktion keine Rolle spielen. Doch auch Barths Rekonstruktion gewinnt nur dadurch ihre Erklärungskraft, dass festliegt, was wodurch angereichert und nicht verändert wird und ist in diesem Sinne ebenfalls referenzinfiltriert.
- 20 Dem verwandte Probleme hervorragend herausarbeitenden Prien (2010: 454) unterläuft meiner Ansicht nach der Fehler, hier Brandoms Voraussetzung als Teil einer erfolgreichen inferentialistischen Erklärung (von Objektivität) heranzuziehen. Ich glaube mit Prien, dass die Interpretation und Rechtfertigung der Brandom-Sellarschen Formel, dass "the way the world is constrains proprieties [...] from *within* those practices" einer der entscheidenden Angelpunkte von Brandoms Programm darstellt (sowohl in Bezug auf das Objektivitätsproblem, das Prien ver-

handelt, als auch in Bezug auf das Kommunikationsproblem, mit dem ich mich beschäftige), sehe aber anders als Prien hier eine Stelle, an der ohne nicht als inferentialistisch redeklarierbare, autonome referenzielle Grundannahmen der erwünschte epistemisch-praktische Erklärungserfolg nicht erzielbar ist.

- 21 Auf die Unterscheidung zwischen solchen *rekognitiven* Äußerung und wahrnehmungsreportierenden erstpersonalen Aussagen weisen Lance/Kukla (2010) hin: "In uttering it ['Lo, a rabbit'], I am making *public* various agent-neutral facts that can then be taken up as claims by others. [...] it is known – that there is a rabbit present. My agent-relative recognitive utterance passes on an agent-neutral entitlement." Von anderen übernimmt man dann nur den Bezug, nicht aber die Darstellungsbedingungen desselben.
- 22 Wie es in MIE: 208 heißt: "Appeal to regularity and irregularity can do normative explanatory work only if there is some way of *privileging* some regularities over others-some way, in other words, of saying what the *correct* regularity is".
- 23 Daher sehe ich solche Vorschläge wie den in Wolf (2006), eine referenzbasierte semantische Theorie mit Brandoms Inferentialismus zu *vereinbaren* eher als Vorschläge an Brandom an, die Vermeidungsthese preiszugeben und zu einem *schwachem* Inferentialismus mit referenziellen Grundbegriffen überzugehen. Seine Beobachtungen identifizieren den inferentialistisch-anaphorischen Erklärungsgewinn in der Starrheit (die sich nach Brandoms überzeugender Darstellung in MIE: 468ff. besser als kommunikativ-anaphorisches als als historisch-kausales Verkettungsphänomen durch die Zeit verstehen lässt). Hier ist tatsächlich eine anaphorische Erklärung sehr fruchtbar, wie sich in alternativen Ansätzen der Erklärung von gegenüber variierenden doxastischen Hintergrundannahmen invarianter Referenz von durch Exemplifizierung eingeführten empirischen generellen Termini bei Berger (2002) und Ebbs (2007) erweist. Nichts davon stützt allerdings das Vermeidungsprinzip, da referenzielle Normierungen von Begriffen in diesen Ansätzen vorausgesetzt werden.
- 24 Wie verschiedene Kritiker Brandoms festgestellt haben, durchzieht das hier einschlägige Problem, wie sich aus zuverlässig erworbenen Unterscheidungsdispositionen eines gleichen Umwelteinflüssen ausgesetzten Kollektivs so etwas wie (Referenzersatz bietende) Normen der semantischen Korrektheit der Äußerungen jedes Mitglieds des Kollektivs ergeben können sollen, weite Teile von Brandoms spezifischer Form von Inferentialismus. Den wohl besten frühen Beitrag dazu hat Hattiangadi (2003) geleistet. Im Gegensatz dazu Loeffler (2005) und Esfeld (2011), die beide Brandom eine weitergehende Naturalisierung der Semantik empfehlen. Loeffler (2008; 2014) nimmt hiervon allerdings zugunsten einer Kritik des Vermeidungsprinzips Abstand.
- 25 In einer Kritik der Begriffsrollensemantik Harmans im Anschluss an ähnliche Bedenken merkt Lycan (1986: 258) an, dass "I suspect that some people find CRS [(conceptual role semantics)] attractive only because they are tacitly infusing reference of some sort".
- 26 Es soll nicht der Eindruck entstehen, Brandom selbst irre sich über den Status der Substitutionsschlüsse. Sie dienen seiner eigenen Einschätzung nach weniger kommunikations- als kompetenzerklärenden Zielen, da sich so Kompositionalitätseffekte durch die Verfügbarkeit von Dekompositions- und Rekombinations-

mechanismen erklären, während sich die Gesamtbedeutung nach wie vor inferentialistisch verstehen lässt. Vergleiche Brandom (2010, 174ff.).

- 27 MIE: 467: "Anaphora [...] is presupposed by [...] substitutional commitments".
- 28 Zur Typologie der Anaphern aus pragmatischer Sicht, in der dieser Art anaphorischen Rückbezugs eine wohldefinierte semantische Funktion zukommt. Siehe hierzu Huang 2004.
- 29 Es ist wichtig für Brandoms Ansatz, sein von vornherein pragmatisches Paradigma anaphorischer Abhängigkeit nicht mit dem in der Linguistik grundlegenden semantischen Modell der anaphorischen Bindungstheorie zu verwechseln. Zu diesen Unterscheidungen vergleiche Neale (2006); Levinson (2000, Kap. 4.3.2.5.).
- 30 MIE: 459: "It is crucial to the communicative function of anaphora that *any term tokening* [...] *whatsoever* can function as an anaphoric antecedent".
- 31 Dass es sich um allen Sprechern gleich verfügbare Basisfakten der Bedeutungsbeziehung handelt, sieht man zum Beispiel in MIE: 467: "Anaphora [...] is presupposed by [...] substitutional commitments. Taking one individual's tokening to be anaphorically dependent on another [...] is attributing a more primitive sort of commitment [...] that determines which substitutional commitments [...] are relevant in assessing the substitutional significance. [...] Anaphorically related tokenings *are* coreferential." Hierzu auch MIE: 484ff.; 305ff.; beziehungsweise die Effekte einer öffentlichen Stipulation bei MIE:545. Besonders ausdrücklich in MIE: 460: "Anaphoric chains [...] are *normative* features [...] of the obligation that the significance assigned to [...] one part of the discourse answer in systematic ways to the significance assigned to [...] another." Hier ist die „obligation“ nicht abhängig von Perspektiven eingeführt.
- 32 MIE: 310: "The explicitly representational locutions by means of which we grasp and express the distinction between what our thought and talk is about and what we think and talk *about* it *all depend on anaphoric mechanisms*".
- 33 MIE: 467: "Taking one individual's token to be anaphorically dependent on another [...] is attributing a *more primitive commitment*, one that *determines which* substitutional commitments [...] are relevant in assessing [...] significance".
- 34 Auf diese wesentliche normative Zusatzbedingung (durch die eine perspektiven- und einstellungstranszendente Normierung in Brandoms Theorie erst unabhängig eingeführt und als in der interpersonalen Grammatik korrekten anaphorischen Anschlusses an den Vorredner (das heißt dem *logischen*, nicht dem *semantischen* Teil des Phänomens) verortet a priori postuliert wird) und ihre fundamentale Rolle für den Erfolg von Brandoms Modell hat (allerdings ohne die hier vorgenommene Elaboration) ausdrücklich Loeffler (2005) hingewiesen.
- 35 Die Wichtigkeit des Postulats einer stipulativ eingeführten aber zugleich universal verpflichtenden semantischen Struktur für Brandoms Interpretation anaphorischer Phänomene hat Whiting (2008) identifiziert. Bave (2009: 60ff.) notiert die aus dem Postulatscharakter dieses Teils von Brandoms Modell resultierende Perplexität, weswegen Brandom dann nicht einfach explizit von Sprecher-Hörer-Einstellungen unabhängige *Intersubstitutivität* von gewissen token-Ketten postuliert. Der Grund dafür ist natürlich, dass dies vielleicht *de faciendo* das ist, was an diesen Stellen in Brandoms Theoriebildung passiert, aber keinesfalls das

ist, was passieren sollte, wenn keine extrinferentiellen semantischen Grundbegriffe erlaubt sind.

- 36 “The notion of anaphora that is appealed to [in the explanation] is [...] *grammatically* guaranteed coreference” (MIE: 285; Hervorhebung A.M.).
- 37 Daher ist es der Logik dieser Erklärung nach etwas irreführend, wenn Brandom in der Einleitung zu MIE über Kapitel 8 sagt: “that is where the *representational* dimension of discursive practice is explained in terms of the interaction of the *social* and the *inferential* articulation of the communication of reasons” (xxiii). Kapitel 8 fügt der bereits als *erfolgt vorausgesetzten* Erklärung der Möglichkeit der Kommunikation lediglich die Entfaltung des sozialen Charakters der Zuweisung tatsächlich (im Gegensatz zu perspektivenrelativ angenommenerweise) bindender deontischer Status hinzu, aber keine weitere Erklärung der “communication of reasons”. Es sei denn, doch dies kann hier nicht weiterverfolgt werden, man ginge der Berechtigung zur Inanspruchnahme *stipulierter* anaphorischer Normen ihrerseits im Netzwerk der Status nach und vervollständigte damit eine dann allerdings undurchdringliche *perspektivistische Zirkularität*.
- 38 Präsumptiv gemeint ist die Verwechslung der laut inferentiellen Natur (IN) des *grammatischen* Phänomens der Anapher mit von erfolgreich kommunizierenden Sprechern zusätzlich beanspruchbaren und für den Erfolg verantwortlichen, autonomen referenziellen semantischen Normen. Vergleiche die Brandomsche Erläuterung der explanatorischen Ordnung zwischen *extralinguistischer* und *intralinguistischer* (anaphorischer) Referenz (MIE: 306f.).
- 39 Die entscheidende Äquivokation in Brandoms konstruktivem Nachweis des Zureichens anaphorischer Mechanismen für Referenzfunktionen hat Aikin (2010, Kap. 4.8) hervorragend mit Bezug auf Brandoms Analyse von Demonstrativa herausgearbeitet.
- 40 Diese Verwechslung resultiert aus der Betonung der anderweitig motivierten Fragestellung, nämlich wie gelegenheitsabhängige Äußerungsereignisse mit indexikalischen und demonstrativen Elementen überhaupt bedeutungsvoll werden können, deren Beantwortung (nur mittels anaphorisch generierter Rekurrenzstrukturen) dann zugleich als Beantwortung für die Frage genommen wird, wie (das heißt aufgrund welcher semantischer Normen) bestimmte anaphorische Ketten von anderen als semantisch gehaltsverschieden unterschieden werden können. Dass letztere Frage nicht bloß, wie Brandom hier und da wegwerfend bemerkt (“messy retail business” (MIE: 129f.); “with anaphora, it is helpful to put to one side the difficult psychological question of how scorekeepers in fact determine salience” (MIE: 461)), psychologisch-kognitiv, sondern konzeptionell entscheidend ist, ergibt sich aus der Rolle des Interpretationserfolgs in der referenzanalogen Praxis des diskursiven anaphorischen Rückbezugs innerhalb der Lösung des durch den Gehaltsperspektivismus entstandenen Kommunikationsproblems. Brandom kann also hier nicht entschuldigt werden oder auf eine Antwort verzichten.
- 41 Vergleiche die Definitionen bei MIE: 455.
- 42 Man könnte etwa Brandoms Erfolg der inferenzbasierten Darstellung Russell-Evansscher *egozentrisch-indexikalischer* Bezugnahmen als “strong de re” (Kap. 7.IV. in Kombination mit Kap. 8.VI.) anführen.
- 43 Vergleiche auch die in Wolter (2009) diskutierten Fälle in den von Birner/Kaplan/

- Ward (2007) diskutierten Spreizkonstruktionen und kopularen Demonstrativa wie in A: *Me? I never wallow. I suffer in silence.* B: *No, that's Christine* gegenüber A: *Hey, that's your cousin who's sitting on the curb, isn't it?* B: *(In a coffee shop, to companion reading the newspaper) Hey, that's Christine!*, in denen */that's Christine/* jeweils als entweder auf im gemeinsamen Kontextwissen bezugnehmende Anapher oder als initiiierende Deixis aufgefasst werden kann (Wolter 2009: 462f.).
- 44 Wie kompliziert die Abhängigkeiten semantischen Gehalts von Äußerungsumständen tatsächlich sind, diskutiert Recanati (2007, Kap. 31ff.).
- 45 Dort heißt es dezidiert: "Unarticulated constituency and direct reference are of a single stripe".
- 46 Gegen Stanley's Auffassung, dass es sich um Mandate der logischen Form der Sätze handelt, argumentiert Recanati (2002; hierzu auch Recanati 2004, Kap. 7).
- 47 Die an Kaplans Unterscheidung zwischen reinen und demonstrativen Indexikalien anschließende Diskussion der nicht-reinen aber dennoch indexikalischen Natur von *hier* findet sich bei Predelli (1998a; 1998b), auf die Perry (2006) reagiert.
- 48 Recanati (2006) schliesst daraus sogar, dass anaphorische Pronomen grundsätzlich frei sind und *B i n d u n g e n* besondere Festlegungen darstellen (das heißt nicht, wie bei Brandom, per se universell verbindlich sind).
- 49 Diese Strategie, schlägt Williams (2004) Brandom in Antwort auf Argumente vor, die kontextsensitive Elemente für irreduzibel referenzielle Normen heranzuführen.
- 50 Brandom in diese Richtung fertig zu denken, empfehlen zum Beispiel Loeffler (2005) sowie Price (2010).
- 51 Kremer (2010) misst dieser Fußnote große Bedeutung bei.
- 52 Replies in Stekeler-Weithofer (2008).

Literatur

- Aikin, Scott (2010), *Epistemology and the Regress Problem*. New York: Routledge.
- AR: Siehe Brandom 2000.
- Barth, Christian und Holger Sturm (Hrsg.) (2011), *Robert B. Brandoms Expressive Vernunft. Historische und systematische Untersuchungen*. Paderborn: mentis.
- Barth, Christian (2011), „Brandoms Expressivismus und die Konzeptualisierung impliziter Gehalte“. In: Christian Barth und Holger Sturm (Hrsg.), *Robert B. Brandoms Expressive Vernunft. Historische und systematische Untersuchungen*. Paderborn: mentis: 175–207.
- Båve, Arvid (2009), „A Deflationary Theory of Reference“. *Synthese* 169, 1: 51–73.
- Berger, Alan (2002), *Terms and Truth*, Cambridge: MIT Press.
- Birner, Betty J., Jeffrey P. Kaplan und Gregory Ward (2007), „Functional Compositionality and the Interaction of Discourse Constraints“. *Language* 83, 2: 317–43.
- Brandom, Robert B. (1994), *Making it explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brandom, Robert B. (1996), „Perception and Rational Constraint: McDowell's ‚Mind and World‘“. *Philosophical Issues* 7: 241–259.
- Brandom, Robert B. (1997), „Replies“. *Philosophy and Phenomenological Research* 57, 1: 189–204.

- Brandom, Robert B. (2000), *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brandom, Robert B. (2008a), *Between Saying and Doing. Towards an Analytic Pragmatism*. Oxford: Oxford University Press.
- Brandom, Robert B. (2008b), „Responses“. In: Pirmin Stekeler-Weithofer (ed.), *The Pragmatics of Making it Explicit*. Amsterdam: John Benjamins Publishing: 209–230.
- Brandom, Robert B. (2010a), „Reply to Michael Kremer’s ‚Representation or Inference. Must We Choose? Should We?‘“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom: On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 347–352.
- Brandom, Robert B. (2010b), „Inferentialism and Some of Its Challenges“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom: On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 159–180.
- BSD: Siehe Brandom 2008a.
- Devitt, Michael und Richard Hanley (eds.) (2006), *The Blackwell Guide to the Philosophy of Language*. Oxford: Blackwell.
- Dohrn, Daniel (2009), „Robert Brandom über singuläre Termini“. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 63, 3: 453–465.
- Dummett, Michael (1991), *Frege and Other Philosophers*. Oxford: Clarendon Press.
- Ebbs, Gary (2009), *Truth and Words*. Oxford: OUP.
- Esfeld, Michael und Christian Sachse (2010), *Kausale Strukturen. Einheit und Vielfalt in der Natur und den Naturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esfeld, Michael (2011), „Brandoms Trilemma“. In: Christian Barth und Holger Sturm (Hrsg.), *Robert Brandoms expressive Vernunft*. Paderborn: mentis: 209–229.
- Fodor, Jerry Alan und Ernie Lepore (2001), „Brandom’s Burdens: A Review of Robert B. Brandom’s *Articulating Reasons*“. *Philosophy and Phenomenological Research* 63: 465–82.
- Fodor, Jerry Alan und Ernie Lepore (2010), „Brandom Beleaguered“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 181–193.
- Giovagnoli, Raffaella (2001), „On Normative Pragmatics: A Comparison Between Habermas and Brandom“. *Teorema* 20, 3: 51–68.
- Greenberg, Mark und Gilbert Harman (2006), „Conceptual Role Semantics“. In: Ernie Lepore und Barry Smith (eds.), *The Oxford Handbook of Philosophy of Language*. Oxford: OUP: 295–322.
- Grönert, Peter (2008), „Brandom’s solution to the objectivity problem“. In: Pirmin Stekeler-Weithofer (ed.), *The Pragmatics of Making it Explicit*. Amsterdam: John Benjamins Publishing: 147–162.
- Habermas, Jürgen (1999), „Von Kant zu Hegel. Zu Robert Brandoms Sprachpragmatik“. In: Jürgen Habermas (Hrsg.), *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 138–184.
- Harman, Gilbert (1982), „Conceptual Role Semantics“. *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23, 2: 242–256.
- Hattiangadi, Anandi (2003), „Making It Implicit: Brandom on Rule Following“. *Philosophy and Phenomenological Research* 66, 2: 419–431.

- Huang, Yan (2004), „Anaphora and the Pragmatics-Syntax Interface“. In: Laurence R. Horn und Gregory Ward (eds.), *The Handbook of Pragmatics*: 288–314.
- Knell, Sebastian (2008), „A deflationist theory of intentionality?“ In: Pirmin Stekeler-Weithofer (ed.), *The Pragmatics of Making it Explicit*. Amsterdam: John Benjamins Publishing: 65–82.
- Kremer, Michael (2010), „Representation or Inference: Must We Choose? Should We?“ In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 227–246.
- Lance, Mark und Rebecca Kukla (2010), „Perception, Language, and the First Person“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 115–128.
- Laurier, Daniel (2008), „Pragmatics, Pittsburgh style“. In: Pirmin Stekeler-Weithofer (ed.), *The Pragmatics of Making it Explicit*. Amsterdam: John Benjamins Publishing: 127–146.
- Levinson, Stephen C. (2000), *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. Cambridge Mass. und London: MIT Press.
- Levinson, Stephen C. (2006), „Deixis“. In: Laurence L. Horn und Gregory Ward (eds.), *The Handbook of Pragmatics*. Oxford: Blackwell: 97–122.
- Loeffler, Ronald (2005), „Normative Phenomenalism: On Robert Brandom’s Practice-Based Explanation of Meaning“. *European Journal of Philosophy* 13, 1: 32–69.
- Loeffler, Ronald (2009), „Neo-Pragmatist (Practice-Based) Theories of Meaning“. *Philosophy Compass* 4, 1: 197–218.
- Loeffler, Ronald (2014), „Belief ascriptions and social externalism“. *Philosophical Studies* 168: 211–239.
- Lycan, William G. (1986), „Semantics and Methodological Solipsism“. In: Ernie Lepore (ed.), *Truth and Interpretation*. Oxford: Blackwell: 245–261.
- McDowell, John (1997), „Brandom on Representation and Inference“. *Philosophy and Phenomenological Research* 57, 1: 157–162.
- McDowell, John (2008), „Motivating inferentialism: Comments on Making it Explicit (Ch. 2)“. In: Pirmin Stekeler-Weithofer (ed.), *The Pragmatics of Making it Explicit*. Amsterdam: John Benjamins Publishing: 109–126.
- MIE: Siehe Brandom 1994.
- Neale, Stephen (2006), „Pronouns and Anaphora“. In: Michael Devitt und Richard Hanley (eds.), *The Blackwell Guide to the Philosophy of Language*. Oxford: Blackwell: 335–373.
- Perry, John (2000), „Thought without Representation“. In: John Perry (ed.), *The Problem of the Essential Indexical and Other Essays*. Stanford: CSLI Publications: 171–188.
- Perry, John (2006), „Using Indexicals“. In: Michael Devitt und Richard Hanley (eds.), *The Blackwell Guide to the Philosophy of Language*. Oxford: Blackwell: 314–334.
- Perry, John und Mark Crimmins (2000), „The Prince and the Phone Booth: Reporting Puzzling Beliefs“. In: John Perry (ed.), *The Problem of the Essential Indexical and Other Essays*. Stanford: CSLI Publications: 207–232.
- Predelli, Stefano (1998a), „Utterance, Interpretation and the Logic of Indexicals“. *Mind and Language* 13: 400–414.

- Predelli, Stefano (1998b), „I am not Here Now“. *Analysis* 58: 108–115.
- Price, Huw (2010), „One Cheer for Representationalism?“ In: Randall E. Auxier und Lewis E. Hahn (eds.), *The Philosophy of Richard Rorty*. Chicago und La Salle: Open Court: 269–289.
- Prien, Bernd (2010), „Robert Brandom on Communication, Reference and Objectivity“. *International Journal of Philosophical Studies* 18,3: 433–458.
- Recanati, François (2002), „Unarticulated Constituents“. *Linguistics and Philosophy* 25, 3: 299–345.
- Recanati, François (2004), *Literal Meaning*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Recanati, François (2006), „Deixis and Anaphora“. In: Zoltan G. Szabó (ed.), *Semantics vs. Pragmatics*. Oxford: Oxford University Press: 286–317.
- Recanati, François (2007), *Perspectival Thought. A Plea for (Moderate) Relativism*. Oxford: Oxford University Press.
- Russell, Gillian (2008), *Truth in Virtue of Meaning*, Oxford: Oxford University Press.
- Scharp, Kevin (2012), „Brandom on Communication“. In: Jason Hannon und Robert Rutland (eds.), *Philosophical Profiles in the Theory of Communication*. Toronto: McGill-Queen's University Press: 99–126.
- Stanley, Jason (2000), „Context and Logical Form“. *Linguistics and Philosophy* 23: 391–434.
- Stanley, Jason (2002), „Making it Articulated“. *Mind and Language* 17: 149–168.
- Stanley, Jason und Zoltan G. Szabó (2000), „Quantifier Domain Restriction“. *Mind and Language* 15: 219–261.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (ed.) (2008), *The Pragmatics of Making it Explicit*. Amsterdam: John Benjamins.
- Taylor, Kenneth (2012), „Reference and Jazz Combo Theories of Meaning“. In: William P. Kabasenche, Michael O'Rourke und Matthew H. Slater (eds.), *Reference and Referring*. Cambridge: MIT Press: 271–304.
- Wanderer, Jeremy (2008), *Robert Brandom*. Toronto: McGill-Queen's Press.
- Weiss, Bernhard und Jeremy Wanderer (eds.) (2010), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge.
- Whiting, Daniel (2006), „Between Primitivism and Naturalism: Brandom's Theory of Meaning“. *Acta Analytica* 21, 3: 3–22.
- Whiting, Daniel (2008), „Meaning Holism and De Re Ascription“. *Canadian Journal of Philosophy* 38: 575–599.
- Williams, Michael (2004), „Context, Meaning, and Truth“. *Philosophical Studies. An International Journal for Philosophy in the Analytic Tradition* 117, 1–2: 107–129.
- Wolf, Michael P. (2006), „Rigid Designation and Anaphoric Theories of Reference“. *Philosophical Studies. An International Journal for Philosophy in the Analytic Tradition* 130: 351–375.
- Wolter, Linsey (2009), „Demonstratives in Philosophy and Linguistics“. *Philosophy Compass* 4, 3: 451–468.

*Prof. Dr. Axel Mueller
Department of Philosophy
Northwestern University
1860 Campus Drive, Crowe 1-141
Evanston IL 60208, USA
E-mail: muell@northwestern.edu*

wege. zeichen. erinnerungen. Rede bei der Trauerfeier für Martin Krampen

Dagmar Rinker, Hochschule für Gestaltung Schwäbisch Gmünd

Am 28. Juni 2015 verstarb der international renommierte Semiotiker und Designer Professor Dr. Martin Krampen in Ulm. Seine langjährige Lebensgefährtin, Reintraut Semmler, und sein Freundeskreis trafen sich am 3. Juli 2015 zu einer Trauerfeier im historischen Gebäude der Hochschule für Gestaltung (HfG) Ulm. Martin Krampen hatte dort von 1953 bis 1957 studiert. Neben den persönlichen Erinnerungen von Hanne Tächl und Prof. Eugen Gomringer sprach Prof. Dr. Dagmar Rinker über den wissenschaftlichen und gestalterischen Weg von Martin Krampen. Dagmar Rinker leitete von 1997 bis 2012 das Archiv der ehemaligen Hochschule für Gestaltung Ulm. Seit 2012 ist sie als Professorin für Designgeschichte und Ausstellungstheorie an der HfG Schwäbisch Gmünd tätig. Während ihrer Ulmer Zeit begleitete sie zahlreiche Projekte von Martin Krampen. In Erinnerung an den Wissenschaftler Martin Krampen publiziert die Zeitschrift für Semiotik die Rede von Dagmar Rinker.

Liebe Reintraut, liebe Familie, liebe Freundinnen und Freunde von Martin Krampen,

wir treffen uns heute hier, um Abschied von Martin Krampen zu nehmen. Ein Abschied, der uns allen hier im Raum schwer fällt, denn noch vor wenigen Tagen, am 18. Juni, am Tag seines Todes, nahm Martin Krampen den Weg hier hoch, zusammen mit seinem Freund und Nachbarn Hans (Nick) Roericht, um wie jeden Donnerstag in der HfG-Mensa Mittag zu essen.

Einen Tag zuvor gab Martin Krampen dem jungen amerikanischen Architekten Erik Herrmann ein ausführliches Interview. Dieser schrieb über seinen Besuch bei Martin Krampen: "Our conversation was extremely enlightening and enjoyable. He spoke with great honesty, candor and humor." – „Unser Gespräch war äußerst erhellend und vergnüglich. Er sprach voller Aufrichtigkeit, Offenheit und Humor.“

Mich und vielleicht auch Sie tröstet es ein wenig, dass Martin Krampen bis zuletzt mit einer seiner liebsten Aufgaben beschäftigt war, nämlich jungen,

wissbegierigen und engagierten Menschen Einblicke in die komplexe Welt der Gestaltung zu geben.

Martin Krampen war ebenfalls ein junger Mensch, als ihn sein Weg nach Ulm führte. Jung, wissbegierig und tatendurstig.

Er war ein Student der allerersten Generation an der HfG Ulm. Als Martin Krampen im September 1953 im Alter von 25 Jahren in Ulm ankam, hatte er schon einige Studien- und Arbeitserfahrungen mit im Gepäck.

Geboren wurde Martin Krampen am 9. März 1928 in Siegen in Westfalen, aufgewachsen ist er in Wuppertal. Der Familientradition sich anschließend – sein Vater war Pastor – studierte Martin Krampen ab 1948 Evangelische Theologie, Psychologie und Kunstgeschichte an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Rom. Nach einem radikalen Bruch mit der Theologie begann er 1950 ein Studium der Malerei in Florenz. Dort betrieb Martin Krampen mit seiner damaligen Partnerin eine Galerie für Konkrete Kunst. Als er dorthin den international bekannten Künstler, Designer und Bauhausabsolventen Max Bill zu einer Ausstellung einladen wollte, lehnte dieser ab. Bill hatte Zeitprobleme und teilte Martin Krampen – wie er mir erzählte – mit, dass er in Ulm eine Schule zur Gestaltung von „nützlichen Dingen“ gründen wolle. Martin Krampen sah hier sofort sein zukünftiges Arbeitsfeld.

Im September 1953 kam er in Ulm an. Der Grundkurs bei Walter Peterhans lief seit August, sodass kein nachträglicher Einstieg möglich war. Martin Krampen begann deshalb ein Praktikum im Büro von Otl Aicher und startete im Dezember 1953 mit dem Grundlehrekurs bei dem berühmten Bauhaus-Lehrer Josef Albers. Diese ersten Monate an der HfG legten Spuren in Martin Krampens Leben, die seinen ganzen beruflichen Lebensweg, seine Haltung als Gestalter aufs Stärkste prägten.

Zwei Spuren, zwei Wege, die 1953 begannen, möchte ich herausgreifen. Die eine Spur führt uns zu Otl Aicher und Inge Aicher-Scholl, die andere zu dem großen Künstler und Pädagogen Josef Albers.

Eine der ersten Begegnungen mit Otl Aicher als Dozent verlief für Martin Krampen alles andere als harmonisch. Nach seiner einjährigen Grundlehre begann Martin Krampen mit dem Studium in der Abteilung *Visuelle Kommunikation*. Er berichtete über seinen ersten Tag: „Um den Rohbau auf dem Oberen Kuhberg fertigzustellen, wurden die ersten Studenten eingesetzt, die rohen Ziegelwände weiß zu streichen. Ich war sehr enttäuscht, als ich den Zeichenstift mit der breiten Anstreicherbürste tauschen musste. Nach ein paar Tagen beschwerte ich mich bei Aicher (der übrigens bei der Anstreichergruppe mitmachte) und sagte, das sei doch wohl kein Unterricht. Er antwortete trocken, wenn es mir nicht passe, könne ich gehen und brauche nicht wiederzukommen. Ich packte meine Sachen und ging. Am nächsten Morgen trat ich wieder zum Wändestreichen an.“¹

Das war der Beginn einer lebenslangen Freundschafts- und Arbeitsbeziehung. Otl Aicher und seine Frau Inge Aicher-Scholl, Mitbegründerin der HfG und Leiterin der Ulmer Volkshochschule, schätzten Martin Krampen schon als Student. Sie gaben ihm kontinuierlich Gestaltungsaufträge, durch die er sein Studium finanzieren konnte. Martin Krampen erzählte oft, wie viel ihm das Ver-

trauen des Ehepaares Aicher-Scholl bedeutete und welche produktiven Kräfte bei ihm dadurch freigesetzt wurden. Einen besonderen Bezug hatte Martin Krampen zu den Plakaten für die Ulmer Volkshochschule, zu denen er im Jahr 2000 eine Publikation² herausgab. Dies war das erste größere Projekt, bei dem ich intensiv mit Martin Krampen zusammengearbeitet habe. Ich durfte das Glück erfahren, noch bei vielen Ausstellungen und Publikationen zu Otl Aicher und zur HfG Ulm ihn als wunderbaren und zugleich kritischen Ratgeber zur Seite zu haben. Martin Krampen war immer viel daran gelegen, nicht nur an das historische Wirken von Otl Aicher zu erinnern, sondern dessen Arbeiten im Kontext aktueller Gestaltungsfragen zu diskutieren. So erschien beispielsweise bereits 1977 das von Otl Aicher und ihm herausgegebene Werk *Zeichensysteme der Visuellen Kommunikation*³. Dieses Buch fand durch Martin Krampen 2007 eine zeitgemäße Aktualisierung und inhaltliche Erweiterung mit dem Titel *Die Welt der Zeichen*⁴. Dies geschah in Zusammenarbeit mit seinen Dozentenkollegen Professor Michael Götte (HfG Schwäbisch Gmünd) und Michael Kneidl (FH Vorarlberg). Beide Publikationen sind Standardwerke, nicht nur für Kommunikationsgestalter, sondern auch für Semiotiker.

Zur Semiotik kam Martin Krampen über den HfG Dozenten Tomás Maldonado. Maldonado, Designer und Designtheoretiker, führte nach dem Vorbild des New Bauhaus in Chicago die Semiotik an der HfG Ulm ein. Dies war ein Novum in Europa. Vor allem Maldonados sozialpsychologische Ausrichtung des Fachs war erstmals auf den Bereich Gestaltung anwendbar. Martin Krampen griff diese Spur auf, entwickelte und erforschte sie über viele Jahre kontinuierlich weiter.

Doch blicken wir nochmals zurück auf die ersten Monate hier in Ulm. Martin Krampen und Otl Aicher verband eine gemeinsame, frühe Lernerfahrung an der HfG. Bei der Grundlehre von 1953, die der Bauhaus-Dozent Josef Albers unterrichtete, saß Otl Aicher – obwohl selbst schon Dozent – mit dem Studenten Martin Krampen in demselben Kurs. Mit dem Thema Grundlagen in der Gestaltungsausbildung beschäftigte sich Martin Krampen immer wieder intensiv. Bei allen pädagogischen Debatten zu diesem Thema plädierte er für eine Grundlagenausbildung zu Beginn des Gestalterstudiums. Diese sollte zunächst zweckfrei sein, um die Studierenden mit den gestalterischen Grundproblemen in den Bereichen Farbe, Material und Raum Erfahrungen machen zu lassen. 50 Jahre nach dem Albers-Grundkurs in Ulm realisierte Martin Krampen mit einem Team von der HfG Schwäbisch Gmünd im Jahr 2009 die DVD *Beobachten und Formulieren*⁵ basierend auf einem Filmskript von Josef Albers aus dem Jahr 1954. Im Jahr 1957 bekam Martin Krampen über seine Arbeit zum Thema *Verkehrszeichen und Visuelle Kommunikation*⁶ das HfG-Diplom mit Bestnote überreicht. Dennoch wollte er seine wissenschaftlichen Studien vertiefen. Somit ging er mit einem Fullbright Stipendium an die Michigan State University, USA. Dort schloss er 1962 ein weiteres Studium der Psychologie und Kommunikationswissenschaft ab. Promoviert wurde er mit einer Arbeit zum Thema Wahrnehmungspsychologie.

In den USA sammelte Martin Krampen ab 1962 die ersten Erfahrungen im Bereich des computerunterstützten Entwerfens. Leider ist nur Wenigen bekannt,

dass er zum Themenfeld *Computer und Gestaltung* seit den 60er Jahren forschte.⁷ Martin Krampen beschäftigte sich jedoch nicht nur theoretisch mit dem neuen Medium. 1968 stellte er im Ulmer *studio f* von Kurt Fried erste computergrafische Arbeiten aus.

Während seiner USA-Zeit kam Martin Krampen immer wieder an die Hochschule für Gestaltung Ulm als Gastdozent für einige Wochen zurück. 1967 unterschrieb er dort schließlich einen Vertrag als ordentlicher Dozent. Martin Krampen war es, der bis zur Schließung der HfG Ulm Ende 1968 blieb und die Studierenden tatsächlich bis zum allerletzten Tag des Hochschulbetriebs betreute. Ulm blieb von nun an der Lebensmittelpunkt von Martin Krampen. Er wohnte im Dozentenhaus *Am Hochsträss 18* bis zu seinem Tod.

Unmittelbar nach der Schließung der HfG arbeitete Martin Krampen als wissenschaftlicher Mitarbeiter für Hochschuldidaktik bei Professor Thure von Uexküll an der 1967 gegründeten Universität Ulm. Mit von Uexküll verband ihn über die *Gesellschaft für Semiotik* ein langjähriger akademischer Gedankenaustausch, ebenso eine intensive Freundschaft. 1975 wurde Martin Krampen Professor für *Semiologie und Sozialpsychologie* an der Universität Göttingen. 1977 nahm er einen Ruf als Professor für *Theorie der Visuellen Kommunikation* an der Hochschule der Künste (HdK) Berlin an. Blickt man in die zweibändige Festschrift der HdK zu seinem 65. Geburtstag, so sind im Jahr 1994 bereits 355 Veröffentlichungen und Vorträge aufgelistet.⁸ Martin Krampen lehrte dort bis zu seiner Emeritierung 1993.

Zwischen 1972 und 2006 unterrichtete Martin Krampen neben seiner Berliner Professur auch an der Hochschule für Gestaltung (HfG) Schwäbisch Gmünd. Er wirkte dort 34 Jahre als Dozent für Semiotik und wurde 1998 zum Ehrenprofessor ernannt. Das Curriculum von Schwäbisch Gmünd – bekannt als *Gmünder Modell* – entwickelte sich aus dem sogenannten *Ulmer modell*, einer auf wissenschaftlichen und technischen Entwicklungen basierenden Designausbildung. Martin Krampen vermittelte den Studierenden empirische Forschungsmethoden, mit deren Ergebnissen Gestaltungsentscheidungen bewertet werden können. Dazu zählte beispielsweise das 1952 von Charles E. Osgood formulierte *Semantische Differential*. Martin Krampen wandte das aus der Wahrnehmungspsychologie stammende Verfahren als einer der ersten Wissenschaftler im Designbereich an. Grundsätzlich ging es ihm stets um das Nachweisen von Fakten, um die Beantwortung von Fragen mit handfesten Daten und nicht um das Spekulieren. Die Größe und Grenzen seiner Forschungsfelder hat Martin Krampen sich immer wieder neu abgesteckt: Mal ging es um Überblicksstudien, mal um detaillierte Einzelfragen, immer aber wurden die neuesten technischen Entwicklungen mit einbezogen. Wenn ich seine vielfältigen Forschungsarbeiten auf einen gemeinsamen Nenner bringe, dann sehe ich immer wieder Grundfrage aufblitzen: *Wie und wodurch wirkt Gestaltung?*

Als Gegenpol zu seiner Forschungs- und Dozententätigkeit nahm Martin Krampen ab 1989 verstärkt seine Arbeit als Künstler wieder auf. Seine Leidenschaft galt hier den *Decollagen*, einer Technik, bei der durch Ausreißen von Fetzen aus übereinander geklebten Plakaten immer neue Papierschich-

ten freigelegt werden. In den letzten Jahren gab es nicht nur zahlreiche Ausstellungen mit seinen *Decollagen*, sondern auch zu dem auf ein Gedicht von Eugen Gomringer basierenden Fotoprojekt mit dem Titel *das erste grün ...*, das in eine Wanderausstellung und in einen Kalender mündete.

Ich könnte in dieser Rede noch sehr viele Projekte von Martin Krampen vorstellen. Dies würde jedoch den zeitlichen Rahmen sprengen. Doch möchte ich einen Aspekt seiner Arbeit erwähnen. Zeit seines Lebens suchte sich Martin engagierte Menschen, mit denen er seine Studien, Ausstellungen und Publikationen umsetzte. Viele von uns, die heute hier an der HfG Ulm sind, haben mit ihm zusammengearbeitet. Er verstand es, u n s zu begeistern. Begeistern, ja zu brennen für eine Projektidee und deren Umsetzung. Er war einer der wenigen Menschen, die durch Inhalte und Fakten verführen konnten. Bei Martin Krampens Projekten fragte man im Vorfeld nicht nach Arbeitsaufwand und Finanzierungsplänen – man machte einfach mit. Martin Krampen wird vielen von uns als Freund, Lehrer, Mentor, Zuhörer, aber auch als sachorientierter und ruhiger Kritiker fehlen.

Martin Krampen hat uns sehr leise verlassen, ganz wie es immer seine Art war. Ich möchte mit dem Beginn eines Liedes von Konstantin Wecker meine ganz persönliche Erinnerung an ihn zum Ausdruck bringen.

Es sind nicht immer die Lauten stark,
nur weil sie lautstark sind.
Es gibt so viele, denen das Leben
ganz leise viel echter gelingt.⁹

Danke, Martin Krampen.

Anmerkungen

- 1 Krampen, Martin (2010), Text- und Bildplakat „Bauhaus Connection“ in der Ausstellung *unendlich viel. otl aicher zum geburtstag*. Ulm: HfG-Archiv Ulm: ohne Inv. Nr.
- 2 Krampen, Martin (2000), *Otl Aicher – 328 Plakate für die Ulmer Volkshochschule*. Stuttgart: Ernst & Sohn.
- 3 Aicher, Otl und Martin Krampen (1977), *Zeichensysteme der visuellen Kommunikation. Handbuch für Designer, Architekten, Planer, Organisatoren*. Stuttgart: Verlagsanstalt Alexander Koch.
- 4 Krampen, Martin, Michael Götte und Michael Kneidl (Hrsg.) (2007), *Die Welt der Zeichen/The World of Signs*. Ludwigsburg: Av Edition.
- 5 Krampen, Martin und ZKM Karlsruhe (Hrsg.) (2009), *Josef Albers – beobachten und formulieren. Grundkurs mit Übungen nach einem Filmskript von Josef Albers*. Ostfildern: Hatje Cantz.
- 6 Krampen, Martin (1957), *Verkehrszeichen. Diplomarbeit HfG Ulm*. Hauptreferenten: Otl Aicher. Korreferenten: Dr. Max-Erich Feuchtinger, Prof. Anthony Frøshaug, Richard P. Lohse, W. E. Moser. Ulm: HfG-Archiv Ulm: Signatur: Diplom 58.3.

- 7 Krampen, Martin (1967), „Computer und Gestaltung – ein Überblick“. *Zeitschrift der Hochschule für Gestaltung* 19–20: 2–8.
- 8 Dreyer, Claus (Hrsg.) (1994), *Lebens-Welt: Zeichen-Welt. Festschrift für Martin Krampen zum 65. Geburtstag*. Lüneburg: Jansen.
- 9 *Es sind nicht immer die Lauten stark* (Arrangement: Konstantin Wecker, Polydor München, 1981).

Dagmar Rinker

Hochschule für Gestaltung Schwäbisch Gmünd

Lyrik ist Sprache als Fest Zum Tode Chris Bezzels

Michael Kaiser, Hannover

„KEIN WORT AM GRAB!“ – so wünschte sich Chris Bezzel seine Beisetzung. Geburtstage waren ihm ein Graus, Festschriften suspekt. Obwohl er sich seiner Bedeutung bewusst war, lehnte er jede Form von Personenkult ab. Er wollte seine Werke für sich sprechen lassen.

„KEIN WORT AM GRAB!“, lässt sich aber auch als Aufforderung verstehen, über das zu schweigen, worüber wir nicht reden können. Bereits der Untertitel dieses Nachrufs beweist, wie schwer es ist, über den Tod zu schreiben. Der Genitiv deutet an, dass der Tod nun zu Chris Bezzel gehören würde, wie früher einmal seine Uschanka, seine abgewetzte Aktentasche und sein langes, weißes Haar zu ihm gehörten. Aber ist es nicht eher umgekehrt? Gehört Chris Bezzel seit dem 3. Februar 2015 nicht dem Tod? Gibt es überhaupt eine Grammatik, die etwas über den Tod aussagen kann?

„man kann sich nicht vorstellen, tot zu sein. logisch erklärt sich das einfach, weil zur vorstellung bewußtsein gehört. aber die logik hilft uns nicht“ (Bezzel 2010a).

Bezzels lebenslange Skepsis gegenüber der Metaphysik wurzelt im Studium des *Tractatus logico-philosophicus* von Ludwig Wittgenstein:

„Die ‚logischen Sätze‘ (Tautologie und Kontradiktion) sind der erste und letzte Beweisgrund für die Bildhaftigkeit der vom Menschen produzierten Sprache, jeder Sprache. Sie zeigen nur, aber sie sagen nichts. Und sie zeigen nicht die Welt, sie haben kein Signifikat, sie zeigen sich selbst, an ihnen selbst, und in leerer Form zeigt sich, daß sie wahr oder falsch sind“ (Bezzel 2008a: 24).

Für mathematische oder naturwissenschaftliche Fragestellungen ist die Logik unabdingbar. Ontologisch mag sie ebenfalls wahre oder falsche Sätze produzieren – der Satz *Bezzel ist tot* ist wahr. Er liefert jedoch keine sinnvolle Antwort darauf, was der Tod Bezzels bedeutet. Begriffe wie *Tod*, *Nichts*, *Existenz* oder *Ewigkeit* sind sprachliche Konstrukte, mit denen sich keine vorstellbaren

Bilder verknüpfen lassen und in deren Bedeutung sich einzig ihre sprachliche Definition widerspiegelt. Indem der Mensch über den Tod nachdenkt, zeigt sich eigentlich nur, dass er einen Sinn im Sterben sucht, so wie der vierjährige Junge, der nach der Beerdigung seiner Großmutter sagt: „Der Tod ist mega-blöd“ (Bezzel 2011: 94).

„Wittgenstein verlagert die Sinnfrage aus der Logik heraus, ja aus der Philosophie selbst, denn er sagt nicht, dass die Philosophie die Sinnfragen beantworten kann durch ihre, ja ‚unsinnigen‘ Sätze“ (Bezzel 2008a: 33).

Über den Sinn können wir nicht sprechen, aber er kann sich zeigen. Er zeigt sich im Aspektwechsel (Bezzel 2008: 116ff.). Wittgenstein hat diesen Begriff mit dem berühmten Hasen-Entenkopf illustriert, der als Hase oder als Ente gesehen werden kann. Zuerst erkennt man in ihm entweder den Hasen oder die Ente – plötzlich *leuchtet* der neue Aspekt als Erlebnis *auf* und der Betrachter hat schlagartig eine neue Wahrnehmung der Welt gewonnen. Der Aspektwechsel ist die Grundlage der Poesie, in ihr zeigt sich das Unausprechliche. „Insofern übrigens Dichtung auf dem inszenierten Erlebnis der Bedeutung von Wörtern, ja der Sprache selbst, beruht, betreibt sie den permanentesten Aspektwechsel“ (Bezzel 2008a:120).

„Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“ (Wittgenstein 1994: 58f.) – Wittgensteins Denken begleitete Chris Bezzel in seiner zweiten Lebenshälfte. Viele haben während des Studiums seine Monografie *Wittgenstein zur Einführung* in ihren Händen gehalten. Die wenigsten kennen ihn jedoch als bedeutenden Dichter der Konkreten Poesie und Mitglied des Bielefelder Colloquiums Neue Poesie, dem wir Gedichtbände wie *grundrisse* (1968), *kerbtierfresser* (1972), *die freude kaskas beim bügeln* (1972), *Bordbuch* (1995) oder *isolde und tristan* (2012) zu verdanken haben. Kein Wunder also, dass der Semiotiker Bezzel sich gerade in den letzten Schaffensjahren um eine poetische Zeichentheorie bemühte, um dem Lyriker Bezzel auf die Spur zu kommen: Seine Gedichte sind gleichzeitig auch praktizierte Philosophie.

„Gedichte der abendländischen Tradition sind als Produkte oraler Gestik Sprachkörper, und ich möchte zeigen, dass der Begriff Sprachkörper weniger metaphorisch ist, als man zunächst denken könnte. Der poetische Text ist artikulierte Realität eigener Art, er ist ein Respirations-‚Ding‘, ein Objekt“ (Bezzel 2008b: 69).

Wenn Bezzel vom „Sprachkörper“ spricht, so heißt das nicht nur, dass das poetische Zeichen von seiner Materialität lebt, sondern dass der Leser, wenn er laut liest, selber Teil des Zeichenkörpers wird, indem er seine Stimmorgane in Schwingung versetzt, seinen Rhythmus findet, das Zeichen formt und es so gleichzeitig erlebt. Bezzel spricht auch vom „vollen Zeichen“, um sich von Saussures Begriff der „Image acoustique“ abzugrenzen. Die Immaterialität des Signifikanten als „Lautbild“ ist grundlegend für das Verständnis der *l a n g u e*. Das Gedicht folgt den Gesetzen der *p a r o l e*; sein Signifikant ist der konkrete Laut. Jede Lesung ist einzigartig und lebt von der Stimmfarbe, dem Rhythmus, den

akustischen Gegebenheiten des Raums, der Gefühlslage des Rezitierenden und unzähligen anderen situativen Gegebenheiten. Es zeichnet sich durch das sinnliche Erleben des Klingenlassens aus. Poesie ist physisch und nicht meta-physisch.

„Was die Wörter poetisch sagen (sollen), bleibt an den Klang, an ihre Gestalt gebunden. Deshalb ist genuine Dichtung unübersetzbar“ (Bezzel 2010b). Dies steht keineswegs in Widerspruch zur Arbitrarität des Zeichens. Vielmehr liegt in ihr der Schlüssel der poetischen Wirkungsweise begründet: Eben weil der Signifikant keine strukturelle Ähnlichkeit mit seinem Signifikat aufweist, übernimmt im Gedicht

„Bewegung dort den ‚Ausdruck‘ via Sinnlichkeit, wo die abstrakt/propositional/semantisch ab-bildende Tätigkeit des Satzes ans Ende gekommen ist. [...] Sinn und Form schießen zusammen [...] mit dem Ergebnis, dass durch den sinnlichen Ausdruck die genaueste Verbindung von Zeichen und Objekt, eine Versöhnung hergestellt zu werden scheint. (Und dieser Schein ist der ästhetische Genuss)“ (Bezzel 2008b: 76).

Dichtung führt Entgegengesetztes harmonisch zusammen.

Wiewohl Bezzel die besondere Form des poetischen Zeichens klar umrissen hat, wäre er an der Aufgabe eines zugrundeliegenden Zeichensystems gescheitert. Eine poetische Universalgrammatik ist undenkbar. Ein Computer, der mit poetologischen Erkenntnissen und einem ausreichenden Wortschatz programmiert werden würde, könnte nach Millionen misslungener Versuche vielleicht ein gelungenes Gedicht komponieren. Doch es gäbe keine noch so umfassende Datenbank, die es ihm ermöglichen würde, dieses eine Gedicht unter den vielen gescheiterten Versuchen auszulesen – eben weil es erst im Nachvollzug als solches aufleuchtet. Die Kunst des Dichtens ist es also nicht, neue poetische Zeichen zu erzeugen. Das zur Verfügung stehende Lautmaterial ist ja schon vorhanden und muss nicht erfunden, sondern neu komponiert werden, damit Klang und Bedeutung zueinanderfinden und einen poetischen Sinn ergeben. Das *Lyrische Ich* wird in der Konkreten Poesie aufgelöst. „wir wollen ein material komponieren, das aus sich spricht, nicht hineingesprochenes wiedergibt“ (Bezzel 2015: 9). Bezzel collagiert in seinen Gedichten Textbausteine wie Zeitungsartikel, literarische Zitate, Tagebuchnotizen, Gesetzestexte, Werbeslogans, Lehrsätze, Floskeln und obskure Redewendungen sowie alltägliche Gesprächsfetzen. „die sprache ist nicht das ‚haus des seins‘, sondern eine riesige, äußerst verzweigte, sehr gut eingerichtete wohnung, die von den bewohnern immer wieder umgebaut und erweitert wird“ (Bezzel 2011). Seine Lyrik spiegelt die Mannigfaltigkeit dieser Wohnung mit ihren unterschiedlichsten Ecken, Schränken, Regalen und Geräten wieder. Er greift den Sprachspielgedanken Wittgensteins auf, springt von einem Sprachspiel ins nächste, bis die Grenzen verschwimmen und unser vertrauter Umgang mit der Sprache ins Schwanken gerät. In diesem Taumel stellt er unsere Sprachwohnung auf den Kopf. Er reißt die Wände ein, zerschlägt das Porzellan und zieht aus jeder geöffneten Schranktür und Schublade einen Hasen- oder Enten-

kopf hervor. „kunst ist nicht spiegelung, sondern verwandlung“ (Bezzel 2009: 15).

Der Versuchsaufbau der Collage ist mit wenigen einfachen Regeln festgelegt. Der Zufall spielt für Bezzel eine wichtige Rolle, denn der Ausgang des Experiments ist nicht vorhersehbar. Nichtsdestotrotz ist das Ergebnis nicht zufällig. Chris Bezzel, der mit großem Interesse die Entwicklung der Quantenphysik verfolgte und ihre Erkenntnisse metaphorisch auf die Dichtung zu übertragen versuchte, hätte sich vielleicht als Teilchenbeschleuniger verstanden, dessen Aufgabe es ist, Sprachfragmente miteinander zu beschießen und die Ereignisse aufzuzeichnen, in denen poetische Zeichen aufleuchten. Nur in den wenigsten Fällen der möglichen Kombinationen verschiedener sprachlicher Zeichen ist die Symbiose von Laut und Bedeutung geglückt und wird aus der banalen Alltagssprache plötzlich Bedeutungsmusik.

„Mein Begriff ‚Bedeutungsmusik‘ soll die Schwebelage der Dichtung zwischen Musik und Alltagssprache bezeichnen“, erläutert Bezzel (2008b: 85). Für die Komposition zahlreicher Texte greift er deshalb auf musikalische Mittel wie Fuge und Variation zurück. Dabei strebt er eine latente Mehrstimmigkeit wie in den Solostücken Bachs an, die die Linearität der Sprache aufheben soll. Während sich Wissenschaftssprache um Eindeutigkeit bemüht, ist es in der Dichtung die Mehrstimmigkeit, die das ästhetische Erleben ermöglicht. Die horizontale Zeitlinie der Lesung wird von der vertikalen Assoziationsachse kontrapunktisch durchbrochen, um so einen neuen Erkenntnisraum zu eröffnen. „der wahrheitssinn der sprache liegt nur in ihrer assoziatorik“ (Bezzel 2015: 9). Hier leuchtet der Aspektwechsel auf. Über sein eigenes Gedicht *Juli 2009* schreibt Bezzel in einem Brief an Gustav von Campe: „durch die artikulation, die hörbare verkettung (die keine addition ist, sondern komponiert) ‚leuchten‘ die banalen wörter. man könnte sagen: materie in bewegung fängt an zu leuchten“ (Bezzel 2009).

Der poetische Text entzieht sich einer semiotischen Analyse schlussendlich, eben weil in ihm etwas aufleuchtet, was sich logisch nicht fassen lässt. Je länger Bezzel über die verschiedenen Zeichenmodelle nachdachte, desto skeptischer wurde er. Selbst Wittgensteins handlungsorientierter Zeichenbegriff scheint sich gegen sich selbst zu wenden:

„Man muss es wagen, die Frage zu stellen, ob nicht auch das ent-ontologisierte, pragmatisch aufgefasste Zeichen, indem es als ZEICHEN aufgefasst wird, noch – ontologisch ist. Wenn das der Fall sein sollte, säße im Zentrum der ‚Semiotik‘ – der Wurm. Dann ‚gäbe‘ es keine ‚Zeichen‘, sondern nur Signifizierung, also Konstruktion“ (Bezzel 2007: 2).

„Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“ – diesen Satz hat sich Chris Bezzel zu eigen gemacht, um der Falle des unsinnigen Ontologisierens zu entgehen. Ebenso wie seine Dichtung philosophisch ist, ist seine Philosophie poetisch. Es ist kein Zufall, dass viele seiner wissenschaftlichen Publikationen aus Vorträgen hervorgegangen sind. Bezzel hat sich auf diese Reden mit der gleichen Akribie vorbereitet wie auf seine Dichterlesungen. Das philo-

sophische Wort will ausgesprochen werden. Sätze wie: „Das Gedicht von Hopkins ist, konsonantisch gesehen, eine Plosiv-Frikativ-Komposition, bei nur wenigen sonoren Konsonanten dominieren die 113 von mir gezählten Obstruenten“ (Bezzel 2008: 83), lassen sich wie ein Gedicht lesen und beweisen, dass auch trocken erscheinende phonologische Analysen zum Fest werden können.

„Lyrik ist Sprache als Fest; ihr gegenwärtiger geringer gesellschaftlicher Stellenwert spiegelt die Unfähigkeit, Feste zu feiern“ (Bezzel 2008: 70). Bezzel ließ die Konkrete Poesie hinter sich, weil er sich nicht mehr gegen den viel zu nüchternen Informationsfetischismus unseres „Kompjuterzeitalters“ stemmen mochte.

„daß ich keine lust mehr habe, poetische texte zu schreiben, weil man sie nicht versteht und nicht will (was nicht dasselbe ist, siehe celan), kann ich auch so formulieren: mir ist das singen vergangen; denn meine texte sind ‚deutscher gesang‘“ (Bezzel 2015: 11).

Der Grund, warum sie nicht verstanden werden, liegt darin, dass Gedichte nicht mehr laut gelesen werden und sich die Leser sogar schämen, laut zu lesen. Sie gehen heutzutage mit ihnen um wie Kinder, die staunend vor einem Fahrrad stehen und sich nicht aufzusteigen trauen, da sie zuvor nicht fahren gelernt haben.

Chris Bezzel passte sich mit seinen späteren, größtenteils noch unveröffentlichten Reisebeschreibungen, Aphorismensammlungen und Kindheitserinnerungen formal dem Zeitgeschmack an, ohne seinen lyrischen Anspruch dabei zu verlieren. Statt neue, unverstandene Sprachwelten zu erschaffen, beobachtete er mit scharfem Blick die Welt, die ihn nicht mehr verstand. Er beobachtete sie, wenn er in seinem Lieblingseiscafé, San Marco, saß und wenn er seine ausgiebigen Reisen durch Südamerika machte. Er beobachtete sie, wenn er den Fernseher durchzappte und wenn er mit dem Computer kämpfte (dessen „intuitive Programmführung“ sich ihm logisch nicht erschloss). Er beobachtete sein persönliches Umfeld und nicht zuletzt beobachtete er sich selbst. Er brachte all seine Reflexionen zu Papier – denn auch, wenn er bereits recht früh begann, seine Schriften am Computer zu verfassen, benötigte er doch immer einen Ausdruck alles Geschriebenen, quasi als sinnlichen Gegenentwurf zum völlig entsinnlichten digitalen Zeichen, das nur noch als eine nicht mehr erfahrbare und nicht mehr auflösbare Aneinanderreihung von Einsen und Nullen erscheint.

„KEIN WORT AM GRAB!“ – Schlussendlich ist der Tod ein letzter Aspektwechsel, über den sich nur Unsinniges sagen lässt. „geistig gesehen, und vielleicht muß man sich dafür schämen, ist das blödeste am tod, daß man hinterher nicht sagen kann: so ist es“ (Bezzel 2011: 149). Selbst wenn wir wollten (und wenn er es wollte), könnten wir Chris Bezzel mit keinem Nachruf mehr erreichen. Wir können ihn jedoch jederzeit zu einem gemeinsamen Fest einladen. Wir brauchen dazu nur die Augen auf diese Seite richten, den Mund öffnen und l a u t zu lesen beginnen (den abschließenden Doppelpunkt bitte besonders betonen):

von dem augenblick an, in dem du am doppel punkt
 angekommen bist,
 verschwindet mein bißchen schreibkunst
 in dein leben:

Chris Bezzel († 3. Februar 2015)

Literatur

- Bezzel, Chris: (2007), *sprache, körper, ich.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2008a), *Aspektwechsel der Philosophie. Wittgensteins Werk und die Ästhetik*. Berlin: H_E Verlag.
- Bezzel, Chris: (2008b), „Sprachkörper. Für eine phonologische Poetik“. *Kodikas/Code* 31: 69–90.
- Bezzel, Chris: (2009), *anlässlich meines gedichts.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2010a), *tod.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2010b), *BASEL 2.2.2010.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2011), *AUF DER GALERIE I 31. 1.06 fertige fassung.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2015), „noten zur kunst“. *IDIOME. hefte für neue prosa* 8: 9–14.
- Wittgenstein, Ludwig: (1994), *Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlass*. Hrsg. G.H.von Wright u.a. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Zitiert nach Chris Bezzels Vortrag „Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“. Aus dem digitalen Nachlass.

Für die Zurverfügungstellung der zahlreichen Zitate aus dem digitalen Nachlass (wie dem Gedicht *von dem augenblick an*, dessen Zauber ich nicht durch eine profane Literaturangabe zerstören wollte) möchte ich der Rechteinhaberin Gisela Dischner sehr danken.

Michael Kaiser
 Hannover